Das Geld.

Zweiter Band.

Das Geld.

Roman

von

Emile Zola.

Siebente Auflage.

Zweiter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1894.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Siebentes Kapitel.

Zwei Monate später, an einem grauen und milden Novembernachmittag, ging Frau Karoline in den Zeichensaal hinauf, um sich sofort nach dem Frühstück an die Arbeit zu machen. Ihr Bruder, der damals in Konstantinopel mit seinem großen Unternehmen der Orientbahnen beschäftigt war, hatte sie nämlich gebeten, alle ehemals bei der ersten Reise von ihm gemachten Aufzeichnungen durchzusehen und darnach eine Art Denkschrift zusammenzustellen, die gewissermaßen einen historischen Ueberblick über die Frage abgeben sollte. Seit zwei langen Wochen war sie nun bestrebt, sich ganz und gar in diese Arbeit zu vertiefen. An jenem Tage war es so warm, daß sie das Feuer ausgehen ließ und das Fenster öffnete, um einen Augenblick, ehe sie sich wieder an die Arbeit setzte, die großen, nackten Bäume des Hotel Beauvilliers zu betrachten, die blaßviolett vom fahlen Himmel sich abhoben.

Sie schrieb seit einer halben Stunde, als sie infolge des Fehlens eines Schriftstückes längere Zeit unter

den auf ihrem Tisch aufgestapelten Aktenbündeln zu suchen begann. Dann erhob sie sich, wühlte in anderen Papieren und kam mit gefüllten Händen wieder an den Tisch. Beim Durchmustern dieser fliegenden Blätter stieß sie auf fromme Bildchen: eine buntfarbige Ansicht des heiligen Grabes, nebst einem mit den Passionswerkzeugen umrahmten Gebet, unfehlbar zur Sicherung des gefährdeten Seelenheils in der Not. Jetzt erinnerte sie sich: ihr Bruder, dieses große, fromme Kind, hatte die Bildchen in Jerusalem gekauft. Plötzliche Rührung kam über sie, Thränen netzten ihre Wangen. O, dieser hochbegabte, lange verkannte Bruder, wie glücklich war er, daß er noch glaubte, daß er bei dieser kindlichen Bonbonschachteldarstellung des heiligen Grabes nicht lächeln mußte, sondern aus seinem Glauben an die Wirksamkeit dieses Gebetes in Zuckerbäckerreimen ruhige, heitere Kraft schöpfte! Sie sah ihn wieder vor sich stehen, allzu vertrauensselig, vielleicht allzu leicht zu bethören, aber so grundehrlich und so ruhig, ohne jede Empörung seines Innern, ohne inneren Kampf. Und sie, die seit zwei Monaten rang und litt, deren Glaube dahin war, verbrannt durch das Bücherlesen, verwüstet durch das Denken und Grübeln, — mit welcher Inbrunst wünschte sie in jenen Stunden der Schwäche, sie wäre schlicht und unschuldig geblieben wie er und könnte auch ihr blutendes Herz einschläfern, indem sie morgens und abends das kindliche, von den Nägeln und der Lanze, der Dornenkrone und dem Schwamm umgebene Gebet wiederholte!

Am Tage nach dem rohen Zufall, durch welchen sie das Verhältnis zwischen Saccard und der Baronin

Sandorff erfuhr, hatte Frau Karoline mit vollem Aufwand ihrer ganzen Willenskraft sich gegen das Bedürfnis angestemmt, die beiden zu überwachen und alles zu erforschen. Sie war ja nicht die Frau dieses Menschen, sie wollte auch nicht seine leidenschaftliche, bis zum Skandal eifersüchtige Geliebte sein. Und das Elend dabei war, daß sie trotz allem nicht aufhörte, in ihrem beständigen Beisammensein sich ihm hinzugeben. Dies rührte von ihrer ruhigen, fast liebevollen Auffassung jenes gemeinsamen Abenteuers her: eine Freundschaft, die, wie es eben zwischen einem Mann und einer Frau zu geschehen pflegt, unvermeidlich zur Hingabe geführt hatte. Sie war ja nicht mehr zwanzig Jahre alt und hatte nach der Schule ihrer Ehe sich eine große Duldsamkeit angeeignet. Mit ihren sechsunddreißig Jahren, mit ihrer überlegenen Vernunft, die sich frei von Illusionen glaubte, durfte sie denn nicht die Augen schließen und sich mehr als Mutter wie als Geliebte dieses Freundes betrachten, zu dem sie erst spät und in einem Augenblick moralischer Geistesabwesenheit gekommen, und der ebenfalls über das Alter der Helden erheblich hinausgeschritten war? Bisweilen wiederholte sie sich, daß man den geschlechtlichen Beziehungen, die oft bloß zufällige Begegnungen sind, gar zu große Bedeutung beimesse, wenn man das ganze spätere Leben damit belastet. Uebrigens war sie die erste, die über das Unmoralische dieser Bemerkung lächelte: wären damit nicht alle Fehltritte gestattet und alle Frauen allen Männern preisgegeben? Und dennoch — wie manche Frauen willigen verständig und ruhig in die Teilung mit einer Rivalin! Wie weit übertrifft die übliche

Praxis den eifersüchtigen Gedanken an vollen und ausschließlichen Besitz an glücklicher Gemütlichkeit!... Allein dies alles war nur eine theoretische Art, sich das Leben erträglich zu gestalten: wie sehr sie sich auch zum Entsagen und zu ihrer Rolle als getreue Verwalterin zwang, als Dienerin mit überlegenem Verstand, die ihren Körper willig hingibt, nachdem sie Herz und Geist hingegeben, — ihr ganzes Fleisch, ihre Leidenschaftlichkeit lehnte sich ungestüm dagegen auf, und es schmerzte sie entsetzlich, daß sie nicht alles wußte und keinen gewaltsamen Bruch herbeiführte, nachdem sie Saccard ihr unsägliches Herzeleid ins Antlitz geschleudert hätte! Indessen hatte sie sich so weit bezwungen, daß sie ruhig lächelnd schwieg. Nie hatte sie aber größerer Kraft bedurft auf ihrem bislang so harten Lebensweg. Noch einen Augenblick schaute sie mit dem schmerzlichen, tiefgerührten Lächeln einer Ungläubigen auf die frommen Bildchen, die sie immer noch in der Hand hielt. Aber ihre Augen sahen dieselben nicht mehr: was Saccard wohl tags zuvor getrieben hätte, was er heute trieb, das beschäftigte mit unwillkürlicher und rastloser Arbeit ihren Geist, welcher instinktmäßig zu solcher Spürerei zurückschweifte, sobald er unbeschäftigt blieb. Saccard schien übrigens sein gewohntes Leben zu führen, morgens die Bürde und Plage seiner Geschäftsleitung, nachmittags die Börse, abends die Einladungen, die ersten Theatervorstellungen, ein Leben voll Lust und Freude mit Theaterdirnen, auf welche sie nicht eifersüchtig war. Gleichwohl merkte sie deutlich ein neues Interesse bei ihm, etwas, was ihm Stunden wegnahm, die früher anders ausgefüllt waren;

ohne Zweifel galt es jenem Weib, Zusammenkünften an irgend einem Orte, nach welchem nie zu forschen sie sich vornahm. Dies machte sie argwöhnisch und mißtrauisch; wider Willen begann sie von neuem „den Gendarmen zu spielen", wie ihr Bruder im Spaß sagte, und zwar selbst in Betreff der Geschäfte der Universelle, die sie aufgehört hatte zu überwachen, — so groß war eine Zeit lang ihr Vertrauen geworden. Unregelmäßigkeiten fielen ihr auf und erfüllten sie mit Bekümmernis. Bald fand sie aber zu ihrer großen Ueberraschung, daß es ihr eigentlich gleichgiltig blieb, daß sie weder die Kraft fand, zu sprechen, noch zu handeln, — so stark hielt eine einzige Angst ihr Herz umklammert, jener Verrat, den sie ruhig hinnehmen wollte, und der sie doch wie ein Alp drückte. Und aus Scham darüber, daß die Thränen ihr wieder in die Augen stiegen, verbarg sie die Bildchen und empfand tiefschmerzliches Bedauern, daß sie nicht in einer Kirche niederknieen und sich stundenlang ausweinen konnte, um sich Linderung zu schaffen.

Seit zehn Minuten hatte sich Frau Karoline gefaßt wieder hinter ihren Bericht gesetzt, als der Diener herein kam und meldete, daß Charles, ein tags zuvor entlassener Kutscher, durchaus die gnädige Frau sprechen wollte. Saccard hatte den Menschen selbst angestellt und dann bei einem Haferdiebstahl ertappt. Nach einigem Schwanken empfing sie ihn doch.

Ein großer, stattlicher Bursche, Hals und Gesicht glatt rasirt, mit der Zuversicht und der eingebildeten Miene jener Männer dahertänzelnd, die sich von den Frauen bezahlen lassen, trat Charles frech ins Zimmer:

„Gnädige Frau, ich komme wegen der zwei Hemden, die die Wäscherin mir verdorben hat und mir nicht zahlen will . . . Jedenfalls meint die gnädige Frau nicht, daß ich einen solchen Verlust erleiden kann . . . Und da die gnädige Frau verantwortlich ist, so verlange ich Vergütung für meine Hemden . . . Ja, ich verlange fünfzehn Franken . . .“

In solchen Haushaltungsfragen war sie sehr streng; vielleicht hätte sie die fünfzehn Franken gegeben, um jeden Wortwechsel zu vermeiden, aber die Unverschämtheit dieses erst gestern auf frischer That abgefaßten Menschen empörte sie.

„Ich bin Ihnen nichts schuldig und gebe Ihnen auch keinen Sou . . . Uebrigens hat mich der Herr gewarnt und mir ausdrücklich verboten, irgend etwas für Sie zu thun.“

Da trat Charles drohend näher.

„So! Das hat der Herr gesagt! Ich dachte es mir; er hat aber unrecht gehabt, der Herr, denn jetzt geht der Spaß los . . . Ich bin nicht so dumm, um nicht gemerkt zu haben, daß die gnädige Frau seine Geliebte ist . . .“

Errötend fuhr Frau Karoline auf und wollte ihn hinausjagen. Aber er ließ ihr keine Zeit dazu und fuhr lauter fort:

„Vielleicht wird die gnädige Frau auch froh sein, zu erfahren, wo der Herr zwei- oder dreimal wöchentlich von vier bis sechs Uhr hingeht, wenn er sicher ist, die Betreffende allein zu finden . . .“

Sie war plötzlich sehr blaß geworden, alles Blut wallte ihr zum Herzen zurück. Mit heftiger Geberde

suchte sie diese Aufklärung, der sie seit zwei Monaten aus dem Weg ging, dem Menschen in die Kehle zurückzudrängen.

„Ich verbiete es Ihnen ...“

Aber Charles schrie noch lauter als sie.

„Die Frau Baronin von Sandorff meine ich ... Herr Delcambre, der sie unterhält, hat für ungestörte Zusammenkünfte eine kleine Parterrewohnung in der Rue Caumartin gemietet, fast an der Ecke der Rue Saint-Nicolas, im Hause mit dem Obstladen ... Und dort geht der Herr hin und setzt sich in das noch warme Nest ...“

Sie hatte den Arm nach der Klingel ausgestreckt, um den Menschen hinauswerfen zu lassen; aber er hätte sicherlich in Gegenwart der Dienerschaft weiter geredet.

„Das heißt ... wenn ich von Wärme rede ... Ich habe nämlich eine Freundin dort, die Kammerzofe Clarisse; sie hat zugeschaut und mitangesehen, wie ihre Gnädige, eine wahre Eisscholle, allerlei schmutziges Zeug mit ihm trieb ...“

„Still! Elender! ... Da haben Sie Ihre fünfzehn Franken.“

Mit unsäglichem Ekel händigte sie ihm das Geld ein. Sie sah ein, daß dies die einzige Art wäre, ihn fortzubringen. In der That wurde er sofort wieder höflich.

„Ich mein's ja nur gut mit der gnädigen Frau ... Das Haus mit dem Obstladen, hinten im Hof ... Heute ist Donnerstag, es ist schon vier Uhr; wenn die gnädige Frau das Paar überrumpeln will ...“

Sie drängte ihn nach der Thüre hin, aschfahl und mit zusammengebissenen Lippen.

„Um so mehr, als die gnädige Frau heute vielleicht einen feinen Ulk mitansehen könnte ... Um keinen Preis bleibt Clarisse länger in so einer Bude! ... Wenn eine Herrschaft gut mit einem gewesen ist, nicht wahr, hinterläßt man ihr ein kleines Andenken ... Guten Abend, gnädige Frau."

Endlich war der Mensch fort. Einige Sekunden blieb Frau Karoline sinnend und regungslos stehen; sie begriff, daß ein derartiger Auftritt Saccard drohend bevorstand. Dann sank sie kraftlos mit einem langgedehnten Seufzer vor ihrem Arbeitstisch nieder und ließ die Thränen reichlich rinnen, welche sie schon lange erstickten.

Diese Clarisse, eine magere Blondine, hatte nämlich ihre Herrin kürzlich verraten und Delcambre gegenüber sich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß er die Baronin in diesem von ihm bezahlten Zimmer mit einem andern Manne überraschte. Zuerst hatte sie fünfhundert Franken gefordert. Da er aber sehr geizig war, mußte sie nach längerem Feilschen mit zweihundert Franken sich begnügen, die sie in dem Augenblick in die Hand bekäme, wo sie Delcambre die Zimmerthüre öffnen würde.

Clarisse schlief in einem Kämmerchen neben dem Toilettezimmer. Die Baronin hatte aus Zartgefühl das Mädchen genommen, um der Portiersfrau das Besorgen der Zimmer nicht überlassen zu müssen. Da zwischen den einzelnen Zusammenkünften gar nichts zu thun war, lebte Clarisse meist müßig in der leeren Wohnung; sobald Delcambre oder Saccard sich einfand, verschwand sie bescheiden im Hintergrunde. Hier hatte sie Charles kennen gelernt, der sie längere Zeit nachts zu besuchen

und das von der Ausschweifung des Tages noch durcheinandergezerrte große Bett der Herrschaft mit ihr zu teilen pflegte. Sie hatte sogar Charles als einen sehr brauchbaren und ehrlichen Burschen an Saccard empfohlen. Seitdem er entlassen war, teilte sie seinen Groll, um so mehr, als ihre Gnädige sich „schäbig" bewies und sie eine Stelle in Aussicht hatte, die fünf Franken mehr monatlich abwarf. Zuerst wollte Charles an den Baron Sandorff schreiben; sie aber hatte es für spassiger und einträglicher erachtet, mit Delcambre eine Ueberrumpelung ins Werk zu setzen. An jenem Donnerstag war alles zum großen Schlag vorbereitet. Sie stand auf der Lauer.

Als Saccard um vier Uhr kam, war die Baronin Sandorff schon auf der Chaiselongue ausgestreckt. Sie pflegte sehr pünktlich zu sein, als Geschäftsfrau, die den Wert der Zeit kennt. Zuerst war Saccard enttäuscht gewesen, da er in dieser dunklen Brünette mit den bläulichen Lidern und der herausfordernden Haltung einer tollen Bacchantin das gehoffte feurige Weib nicht fand; sie war marmorkalt, von ihrem rastlosen und vergeblichen Haschen nach ausbleibenden Empfindungen ermattet und gänzlich vom Spiele beherrscht, dessen ängstliche Spannung ihr Blut wenigstens in Wallung brachte. Als er später merkte, daß sie wißbegierig war und das Ekelhafte nicht scheute, sobald ein ungekannter Schauder dahinter zu ahnen war, hatte er sie zu allen möglichen widerlichen Liebkosungen benutzt. Gleichzeitig unterhielten sie sich über Börse und lockte sie Anleitungen aus ihm. Da sie ferner — wohl mit Hilfe des Zufalls — seit Beginn ihres Verhältnisses im Börsenspiel gewann,

behandelte sie Saccard einigermaßen als Fetisch, als das Fundstück, das man aufbewahrt und trotz seiner Unreinlichkeit wegen des gebrachten Glückes küßt.

Draußen dunkelte es bereits. Die Läden waren geschlossen, die Gardinen sorgfältig vorgezogen, zwei große Lampen mit Milchglocken und ohne Lichtschirm warfen ihr grelles Licht auf das Paar.

Kaum war Saccard eingetroffen, als auch Delcambre angefahren kam. Der Generalstaatsanwalt Delcambre, der mit dem Kaiser persönlich verkehrte und zum Minister aufzurücken im Begriff stand, war ein dürrer und gelblicher Fünfziger, von hohem Wuchs und feierlicher Haltung, dessen glattrasirtes, von tiefen Falten durchzogenes Gesicht die herbste Strenge ausdrückte. Seine scharf geschnittene Adlernase gab dem Gesicht einen Zug von rücksichtsloser Härte und pflichttreuer Unbarmherzigkeit. Als er mit seinem gewohnten, ernst gemessenen Schritte die Stufen heraufstieg, besaß er seine ganze Würde, seine ganze kalte Haltung der großen Gerichtstage. Im Hause kannte ihn niemand, er kam gewöhnlich erst nach Anbruch der Dunkelheit.

Clarisse erwartete ihn im engen Vorzimmerchen.

„Der Herr möge nur mit mir gehen. Ich bitte dringend, ja keinen Lärm zu machen.“

Er zögerte: weshalb nicht sogleich zur Thüre herein, die unmittelbar ins Zimmer führte? Aber sie setzte ihm mit fast unhörbarer Stimme auseinander, der Riegel sei gewiß vorgeschoben, man müßte also die Thüre einschlagen, so daß die Gnädige gewarnt würde und Zeit bekäme, die Sache zu bemänteln. Nein, sie wollte vielmehr, daß er

die Baronin in eben dem Zustand überraschte, in welchem sie dieselbe eines Tages gesehen hätte, als sie einen Blick durchs Schlüsselloch wagte. Dafür hatte sie etwas ganz Einfaches ausgedacht. Ehemals stand ihre Kammer mit dem Toilettezimmerchen durch eine jetzt verschlossene Thür in Verbindung; da aber der Schlüssel nur in eine Schublade geworfen worden war, hatte sie denselben hervorgesucht und die Thüre wieder geöffnet. Somit konnte man jetzt vermittelst dieser früher verschlossenen und in Vergessenheit geratenen Thüre geräuschlos ins Toilettezimmer gelangen, welches von dem großen Gemach nur durch eine Portière getrennt war.

„Der Herr möge sich ganz auf mich verlassen. Ich habe ja Interesse am Gelingen, nicht wahr?"

Sie schlich zur halbgeöffneten Thüre hinein und verschwand auf einen Augenblick. Delcambre blieb allein in dem engen Magdkämmerchen mit dem noch ungeordneten Bett und der mit Seifenwasser gefüllten Wasserschüssel; ihren Koffer hatte Clarisse schon am Vormittag fortgeschafft, um sogleich nach dem Streich sich aus dem Staube machen zu können. Bald kam sie zurück und schloß die Thüre wieder leise zu.

„Der Herr möge sich noch etwas gedulden. Es ist noch nicht so weit; sie plaudern noch."

Immer noch würdig und wortlos hielt Delcambre die etwas höhnischen Blicke des ihn angaffenden Mädchens aus. Indessen wurde er des Wartens überdrüssig; ein nervöses Zucken zerrte an seiner linken Gesichtshälfte, während seine verhaltene Wut wie ein warmer Strom ihm zu Kopfe stieg. Das männliche Raubtier in ihm,

die hinter der eisigen Starrheit seiner Amtsmiene lauernde unersättliche Bestie erhob ein dumpfes Knurren, allmälich wuchs sein Grimm über jenes ihm geraubte Weiberfleisch.

„Nur rasch, nur rasch!" murmelte er wiederholt mit fieberhaft zitternden Händen, ohne recht zu wissen, was er sprach.

Clarisse verschwand wiederum, kehrte mit einem Finger auf dem Munde zurück und bat ihn um noch etwas Geduld.

Delcambre, dessen Beine plötzlich versagten, mußte sich auf das schmale Bett des Mädchens niedersetzen. Die Nacht war angebrochen, und er blieb im Dunkeln sitzen, während die Zofe mit lauschendem Ohr auf jedes leise Geräusch achtete, das vom Zimmer hertönte und dessen verzehnfachter Schall in seinem brausenden Ohre zum Gestampf eines heranmarschirenden Heeres anschwoll.

Endlich fühlte er Clarissens tastende Hand auf seinem Arm. Er begriff und steckte ihr stumm einen Briefumschlag mit den versprochenen zweihundert Franken zu. Sie schritt voraus, schob die Portière beiseite, stieß ihn ins Zimmer und rief: „So! Da haben Sie's!"

Mit geöffnetem Munde blieb Delcambre festgewurzelt stehen, betäubt durch den Anblick, der sich ihm bot. Die beiden waren wie niedergedonnert und schauten blödsinnig empor, als sie diesen Mann zum Nebenzimmer hereinkommen sahen; sie rührten sich nicht, die Augen blieben stier und weit aufgesperrt.

„Ha, ihr Schweinigel!" stotterte endlich der Generalstaatsanwalt hervor, „Schweinigel! Schweinigel!"

Er brachte nur das eine Wort hervor, er wiederholte

es in einem fort und begleitete es mit der gleichen krampfhaften Geberde, als wollte er ihm dadurch größeren Nachdruck geben.

Jetzt sprang die Baronin auf und suchte die nötigsten Kleider zusammenzuraffen. Sie fand nur einen Unterrock, den sie eiligst über die Schultern warf, während sie den Gürtelbund mit den Zähnen festhielt.

„Schweinigel!“ wiederholte Delcambre abermals, „Schweinigel! in diesem von mir bezahlten Zimmer!“

Er ballte die Faust gegen Saccard und sprach sich in immer größere Wut hinein.

„Sie sind hier bei mir, Sie Schweinehund! Und dieses Weib gehört mein! Sie sind ein Schweinehund und ein Dieb!“

Saccard, der sich ruhig verhalten hatte, hätte ihn am liebsten beschwichtigt; es war ihm höchst peinlich, sich in solcher Situation antreffen zu lassen. Aber das Wort „Dieb“ verletzte ihn.

„Hören Sie 'mal, mein Herr!“ versetzte er, „wenn man eine Frau für sich allein haben will, dann gibt man ihr zuerst das Unentbehrliche.“

Diese Anspielung auf seine Knauserei brachte Delcambre vollends in Raserei. Er ward unkenntlich, grauenerregend. Sein so würdiges und kaltes Antlitz ward plötzlich hochgerötet; geschwollen und aufgedunsen streckte es sich wie das Maul eines Stiers dem Gegner entgegen. Die lüsterne Bestie war durch den Zorn und Schmerz über diesen aufgerührten Kot entfesselt worden.

„Das Unentbehrliche, das Unentbehrliche,“ murmelte er, „die Straßenrinne ist ihr unentbehrlich... O, diese Dirne!“

Er ging mit so drohender Haltung auf die Baronin zu, daß diese in Angst geriet. Sie wich bis zu einem Stuhle zurück, auf welchen sie sich niedersetzte, worauf sie die unbedeckten Beine möglichst hoch heraufzog, um ihre Blöße zu verhüllen. Hier blieb sie nun sitzen, unbewegt und wortlos, den Kopf etwas gesenkt, die schielenden Blicke auf den Kampf geheftet, wie ein Weibchen, um welches die Männchen raufen und welches den Ausgang abwartet, um sich dem Sieger hinzugeben.

Saccard stellte sich mutig vor sie hin.

„Sie wollen sie doch nicht etwa schlagen?"

Beide Männer standen jetzt Angesicht gegen Angesicht.

„Kurz, mein Herr," fuhr Saccard fort, „wir müssen zu Ende kommen. Wir können uns nicht wie zwei Droschkenkutscher zanken ... Es ist sehr wahr, ich bin der Liebhaber dieser Dame. Aber ich wiederhole, wenn Sie die Möbel hier bezahlt haben, dafür zahlte ich ..."

„Was denn?"

„Vielerlei: zum Beispiel neulich die zehntausend Franken ihrer alten Schuld bei Mazaud, die Sie mit aller Entschiedenheit zu zahlen ablehnten ... Ich habe also gerade so viel Recht wie Sie ... Ein Schweinigel, — meinetwegen! Aber Dieb, nein, nimmermehr! Sie müssen das Wort sofort zurücknehmen."

Außer sich brüllte Delcambre lauter:

„Sie sind ein Dieb, sag' ich, und wenn Sie sich nicht augenblicklich packen, haue ich Ihnen das Gesicht entzwei."

Nun war es an Saccard, grimmig zu werden. Während er seine Kleidung ordnete, entgegnete er:

„Hören Sie 'mal, Sie fangen allgemach an, mich zu

langweilen! Ich gehe, wenn ich will... Sie machen mir noch lange keine Angst, Sie Hampelmann!"

Sobald die Stiefel angezogen waren, stampfte er voll Entschlossenheit mit beiden Füßen auf dem Teppich und rief:

„So! jetzt steh' ich, und jetzt bleib' ich."

Vor Wut erstickend war Delcambre mit vorgestrecktem Gesicht ganz nahe an ihn herangetreten.

„Willst Du Dich wohl scheren, Du Schweinehund!"

„Erst schere Du Dich, alter Lumpenkerl!"

„Und wenn ich Dir meine Hand ins Gesicht gebe?"

„Dann kriegst Du einen Tritt an eine gewisse Stelle."

Nase an Nase bellten sie zähneblekend einander an. Sie vergaßen sich selbst, ihre Bildung erlitt jähen Schiffbruch in diesen widerlichen Schmutzwellen, die der Streit um das Weib aufwarf; jetzt gerieten der hochgestellte Jurist und der Finanzmann in einen Wortwechsel wie zwei betrunkene Fuhrknechte, so daß sie sich die gemeinsten Schimpfworte ins Gesicht warfen, als wollten sie im wachsenden Bedürfnis nach Unflat einander anspeien. Die Laute blieben ihnen in der Kehle stecken, sie geiferten gleichsam Kot hervor.

Auf ihrem Stuhle niedergekauert wartete die Baronin, bis einer von beiden den andern hinausgeworfen hätte; sie fühlte sich ruhiger und legte sich bereits die Zukunft zurecht. Das einzige, was sie noch störte, war die Anwesenheit der Zofe, die — wie sie erriet — hinter der Portière lauschte und über den Spaß sich freute. In der That hatte das Mädchen den Kopf etwas vorgestreckt und lachte mit schadenfrohem Behagen, als die

seinen Herren sich so schmutzige Worte an den Kopf warfen. Die Augen beider Frauen begegneten sich, — die Herrin kauernd und sich nur mühsam verhüllend, die Dienerin aufrecht und tadellos mit ihrem steifgeplätteten Vorhemdchen, — und beide wechselten einen flammenden, feindseligen Blick voll des uralten Hasses der Nebenbuhlerinnen; denn Herzoginnen und Kuhmägde stehen einander gleich, sobald sie kein Hemd mehr anhaben.

Auch Saccard hatte Clarissens Anwesenheit bemerkt. Er kleidete sich ungestüm an, fuhr in seine Weste und ging wieder auf Delcambre los, ihm eine Schmähung ins Antlitz zu schleudern, steckte den linken Arm in seinen Ueberrock und rief ihm eine zweite zu, schlüpfte in den andern Aermel und fand eine neue, und so fort und fort in raschem Flug, in ganzen Kübeln. Plötzlich entschloß er sich, zu Ende zu kommen.

„Clarisse, kommen Sie herein! ... Die Thüren auf, die Fenster auf, damit das ganze Haus und die ganze Straße hören können! ... Der Herr Generalstaatsanwalt will, daß man seine Anwesenheit wisse, und ich will ihn schon zu erkennen geben!"

Bleich wich Delcambre einen Schritt zurück, als er ihn auf ein Fenster zuschreiten sah, wie um es zu öffnen. Der schreckliche Mensch war wohl fähig, seine Drohung auszuführen; was lag ihm am Aergernis?

„Canaille, Canaille!" zischte der Jurist. „Das gibt ein würdiges Paar, Sie und diese Dirne. Ich überlasse sie Ihnen."

„So ist's recht, hinaus! Man bedarf Ihrer nicht ... Jetzt werden wenigstens ihre Schulden bezahlt, und sie

braucht nicht mehr zu betteln ... Da! wollen Sie Fahrgeld zum Omnibus?"

Unter der Wucht dieser Beleidigung blieb Delcambre einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Er stand wieder hager und hochaufgerichtet da, das blasse Antlitz von strengen Falten durchschnitten, und reckte den Arm wie zum Schwur vor:

„Ich schwöre, daß Sie mir für alles büßen werden... O, wir sehen einander wieder, nehmen Sie sich in acht!"

Damit verschwand er. Dicht hinter ihm hörte man das Rauschen eines Kleides: die Zofe floh, um Erörterungen auszuweichen, und freute sich herzlich über den gelungenen Streich.

Erregt stampfte Saccard noch eine Zeit lang hin und her, schloß die Thüren ab und kehrte ins Zimmer zurück, wo die Baronin immer auf ihrem Stuhle festgenagelt blieb. Mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer, stieß mit dem Fuße ein brennendes Scheit ins Kamin zurück und sah erst dann nach ihr hin, die jetzt in ihrer Blöße, mit dem Unterrock auf den Schultern, ihm eigentümlich vorkam. Da zeigte er sich sehr anständig und sagte:

„Ziehen Sie sich doch an, meine Liebe ... Und nur keine Aufregung! Das ist eine dumme Geschichte; aber das will nichts heißen, gar nichts ... Wir sehen einander übermorgen hier wieder, um uns auszusprechen, nicht wahr? Ich muß nämlich machen, daß ich fortkomme; ich habe mit Huret eine Zusammenkunft verabredet."

Und während sie ihr Hemd wieder anzog, rief er ihr beim Fortgehen vom Vorzimmer her zu:

„Ueberhaupt, wenn Sie Italiener kaufen, nur keine Dummheiten! Nur Prämiengeschäft!“

Während dieser Zeit, zur gleichen Stunde, schluchzte Frau Karoline; ihr Kopf war auf ihren Arbeitstisch gesunken. Die rohe Mitteilung des Kutschers, dieser Verrat Saccards, den sie jetzt nicht mehr ignoriren durfte, rührte in ihrem Herzen allen Argwohn und alle Befürchtungen neu auf, die sie gerne darin begraben hätte. Sie hatte sich betreffs der Universelle zur Ruhe und zur Hoffnung gezwungen; durch die Verblendung ihrer Liebe wurde sie zur Mitschuldigen alles dessen, was man ihr nicht sagte und was sie nicht einmal zu erfahren suchte. Daher empfand sie jetzt heftige Gewissensbisse über den Brief, den sie anläßlich der letzten Generalversammlung an ihren Bruder gerichtet hatte; seitdem die Vorsicht ihr Augen und Ohren wieder öffnete, wußte sie gewiß, daß die Unregelmäßigkeiten weiter gingen und stets ernster wurden: so war das Conto Sabatani hoch angeschwollen, die Gesellschaft spielte unter dem Deckmantel dieses Strohmannes immer stärker und stärker, abgesehen von den großartigen, lügenhaften Reklamen, von dem Fundament aus Sand und Kot, auf welchem dieses riesengroße Haus sich erhob, dessen so rasches, fast wunderbares Aufsteigen sie eher mit Schrecken erfüllte als mit Freude. Insbesondere ängstigte sie das unheimliche Tempo, der nie unterbrochene Galopp der Universelle, die einer überheizten Maschine gleich auf des Teufels Schienen dahinraste, bis unter einem letzten Anprall alles zerbarst und aufflog. Sie war keine naive Thörin, die man täuschen konnte. Trotz ihrer Unkenntnis des Getriebes der Bank-

operationen begriff sie gar wohl die Ursachen dieser fieberhaften Ueberhetzung und Ueberbürdung, die lediglich die Menge zu berauschen und in den ansteckenden, wahnsinnigen Tanz der Millionen hineinzureißen bestimmt war. Jeder Morgen sollte seine neue Hausse bringen, an stets wachsende Erfolge mußte man glauben, auf monumentale Schalter vertrauen, auf zaubermächtige Schalter, welche Flüßchen aussogen, um Ströme und Meere von Gold wiederzugeben. Sollte sie ihren armen, so glaubensseligen, irregeleiteten, mit fortgerissenen Bruder verraten und jener Flut preisgeben, die sie alle einst zu ertränken drohte? Verzweiflung erfaßte sie über ihre Thatenlosigkeit und ihre Ohnmacht.

Mittlerweile verdüsterte die Dämmerung den Zeichensaal, der nicht einmal mehr vom Widerschein des Feuers erleuchtet war; in dieser gesteigerten Finsternis weinte Frau Karoline lauter. Eine Feigheit war es, so zu weinen, denn sie fühlte wohl, daß diese vielen Thränen nicht aus ihrer Besorgnis über die Geschäfte der Universelle flossen. Allerdings führte Saccard allein den unheimlichen Galopp und peitschte mit ungewöhnlicher Unbarmherzigkeit und ungewöhnlichem Mangel an moralischem Bewußtsein das gehetzte Tier zu Tode. Er war der einzige Schuldige. Es schauerte sie, wenn sie in seinem Innern zu lesen suchte, in dieser unerforschlichen Geldmenschenseele, die er selbst nicht kannte, und wo hinter dem Schatten wiederum Schatten, der unabsehbare Schmutz aller möglichen Entartungen versteckt war. Was sie noch nicht deutlich in dieser Seele wahrnahm, das ahnte sie dunkel und sie zitterte darob.

Aber das allmäliche Bloßlegen so vieler Wunden, die Furcht vor einer möglichen Katastrophe hätten sie nicht so weinend und kraftlos auf diesen Tisch niedergeworfen, sondern vielmehr in einem Bedürfnis nach Kampf und Heilung wieder aufgerichtet. Sie kannte sich, sie besaß ein kriegerisches Gemüt. Nein! Wenn sie laut schluchzte wie ein schwaches Kind, so geschah es, weil sie Saccard liebte, und weil Saccard in eben diesem Augenblicke bei einer andern war. Und eben dieses Selbstgeständnis erfüllte sie mit Beschämung, es verdoppelte ihre Thränen, daß sie schier erstickte.

„Kann man so wenig Stolz haben, mein Gott!" stammelte sie mit lauter Stimme. „Kann man bis zu diesem Grad gebrechlich und erbärmlich sein! Wollen und nicht können!"

In diesem Augenblicke vernahm sie zu ihrem Staunen eine Stimme in dem dunklen Zimmer. Maxime war als Vertrauter des Hauses soeben eingetreten.

„Wie! Sie haben kein Licht und Sie weinen?"

In ihrer Beschämung, sich so ertappt zu sehen, suchte sie ihrem Schluchzen Halt zu gebieten, während Maxime hinzufügte:

„Ich bitte um Verzeihung, ich glaubte, mein Vater sei von der Börse zurück... Eine Dame hat mich gebeten, ihn heute abend zum Essen mitzubringen."

Der Diener brachte eine Lampe und zog sich sogleich zurück, nachdem er sie auf den Tisch gestellt hatte. Das ganze große Zimmer wurde von dem ruhigen Licht erhellt, welches unter dem Lampenschirm herausquoll.

„Es ist nichts," wollte Frau Karoline erklären,

„ein kleines Frauenleiden, sonst bin ich doch gar nicht nervös!"

Mit trockenen Augen und gerade aufgerichtetem Oberkörper lächelte sie schon wieder mit der Tapferkeit einer wackeren Kämpferin.

Einen Augenblick schaute der junge Mann sie an, wie sie so stolz aufgerichtet vor ihm stand, mit ihren großen, klaren Augen, ihren starken Lippen und jenem Gesichtsausdruck voll männlicher Güte, den die dichte Krone ihres weißen Haares mit mildem Reiz durchdrang. Sie kam ihm noch jugendfrisch vor, diese schneeweiße Frau mit den blütenweißen Zähnen, — eine wahrhaft herrliche, anbetungswürdige Frau; dann fiel ihm wieder sein Vater ein, und er zuckte mit verächtlichem Mitleid die Achseln.

„Er ist schuld, nicht wahr, daß Sie in solcher Aufregung sind?"

Sie wollte leugnen, aber der Hals war ihr zugeschnürt, und Thränen stiegen wieder in ihren Augen auf.

„O, arme Frau! Hatte ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich über Papa Illusionen machten und Sie schlecht dafür belohnt würden?... Es war unausbleiblich, daß er auch Sie verschlang!"

Da fiel ihr der Tag ein, an dem sie zu ihm gegangen war, um die zweitausend Franken zu leihen, jene Abschlagszahlung auf Viktors Lösegeld. Hatte er nicht versprochen, ihr alles zu erzählen, wenn sie etwas wissen wollte? Bot sich jetzt nicht der Anlaß dar, die ganze Vergangenheit zu erfahren, wenn sie ihn ausfragte? Ein unwiderstehlicher Drang trieb sie dazu: da sie einmal den

Abstieg begonnen, mußte sie auch bis auf den Grund hinabgehen. Dies allein war tapfer, war ihrer selbst würdig und allen nützlich.

Aber solches Ausfragen widerstrebte ihr; sie suchte einen Umweg und that, als wollte sie das Gespräch ablenken.

„Ich schulde Ihnen immer noch zweitausend Franken," sagte sie, „Sie sind mir nicht gar zu böse, weil ich Sie warten lasse?"

Er winkte rasch ab, als wollte er ihr alle wünschenswerte Frist geben; dann fragte er plötzlich:

„Apropos, und mein Brüderchen, dieses Scheusal?"

„Er bringt mich zur Verzweiflung, — ich habe Ihrem Vater noch nichts gesagt... Ich möchte so gern dieses arme Wesen etwas vom moralischen Schmutz reinigen, damit man es lieben kann."

Maxime lachte laut auf; als sie ihn ängstlich fragend ansah, begann er:

„Ach was, ich glaube, Sie haben sich da wieder eine recht unnötige Sorge aufgeladen. Papa wird diese ganze Mühe nicht recht begreifen... Er hat schon so vielerlei Familienunannehmlichkeiten erlebt!"

Sie konnte die Augen von ihm nicht abwenden, wie er äußerlich tadellos dastand in seiner selbstsüchtigen Genußsucht, in seiner hübschen, blasirten Verachtung aller menschlichen Bande, auch derjenigen, die nur durch flüchtige Lust geschaffen sind. Ein Lächeln war auf seinen Lippen sichtbar, denn er allein freute sich der hinter seinem letzten Satz verborgenen Bosheit.

Sie hatte jetzt das Bewußtsein, daß sie das Geheimnis der beiden Männer streifte.

„Sie haben Ihre Mutter früh verloren?“

„Ja, ich habe sie kaum gekannt ... Ich besuchte noch in Plassans das Gymnasium, als sie hier in Paris starb ... Unser Onkel, Doktor Pascal, hat dort meine Schwester Clotilde bei sich behalten, die ich nur einmal seitdem wiedergesehen habe.“

„Aber Ihr Vater hat wieder geheiratet?“

Er zögerte mit der Antwort, seine so lichten, so ausdruckslosen Augen trübten sich wie von einem leichten rötlichen Dunst:

„Ja, ja, geheiratet ... Die Tochter eines höheren Beamten, eine geborene Béraud du Châtel ... Renée, keine Mutter für mich, eine liebe Freundin ...“

Dann setzte er sich neben Karoline nieder.

„Sehen Sie, man muß eben Papa verstehen. Er ist, mein Gott! nicht schlimmer als die anderen. Aber seine Kinder, seine Frauen, kurz, seine ganze Umgebung, alles kommt für ihn erst nach dem Gelde in Betracht ... Doch halt, damit Sie mich nicht mißverstehen: er liebt nicht das Geld wie ein Geizhals, um einen großen Haufen um sich zu haben und es in seinen Keller zu vergraben. Nein! Wenn er es überall hervorquellen lassen möchte, wenn er aus jeder beliebigen Quelle Geld schöpft, so thut er dies, damit es ihm in Strömen zufließe, so thut er dies um aller Genüsse willen, die das Geld ihm verschafft, Luxus, Sinnenlust und Macht ... So ist er eben, das steckt ihm im Blut. Er könnte uns beide verkaufen, Sie und mich und gleichviel wen, wenn wir in irgend einen Handel hineinpaßten. Und dies ganz unbewußt und mit überlegenem Geist, denn er ist der

‚leibhaftige Dichter der Million‘, so sehr vermag ihn das Geld zu bethören, so sehr macht es ihn zum Schurken, ja zum Schurken im allergrößten Stil!“

Das war's eben, was Frau Karoline bereits erkannt hatte; sie ließ Maxime reden und nickte ihm beistimmend zu. O, das Geld, dieses verrottende, vergiftende Geld, welches die Seelen austrocknet und daraus Güte, Zärtlichkeit, Liebe zum Nächsten tilgt! Das Geld allein — so dachte sie weiter — ist der wahre Schuldige, der Gelegenheitsmacher aller Grausamkeiten und Schmählichkeiten der Menschen. In diesem Augenblicke verfluchte und verabscheute sie das Geld mit der empörten Entrüstung ihres Seelenadels und ihres ehrlichen Frauengemüts. Hätte sie die Macht dazu besessen, so hätte sie mit einer Handbewegung das gesamte Geld der Welt vernichtet, wie man das Böse mit der Ferse zertritt, um das Wohlsein der Welt zu retten.

„So? Ihr Vater hat wieder geheiratet?“ wiederholte sie nach einer Pause, mit langsamer, verlegener Stimme, als wachten wirre Erinnerungen wieder auf.

Wer war's denn, der in ihrer Gegenwart auf diese Geschichte angespielt hatte? Jedenfalls eine Frau, irgend eine Bekannte, in den ersten Zeiten seiner Uebersiedelung nach der Rue Saint-Lazare, wo er als neuer Mieter den ersten Stock bewohnte. Handelte es sich nicht um eine Geldheirat, um irgend einen schmachvollen Handel? Und hatte nicht später das Verbrechen ruhig im neuen Haushalt seinen Einzug gehalten, geduldet und weiterlebend, ein ungeheuerlicher Ehebruch, der an Blutschande streifte?

„Renée," versetzte Maxime ganz leise und wie gegen seinen Willen, „war nur ein paar Jahre älter als ich ..."

Wie er jetzt zu Frau Karoline emporsah, überkam ihn plötzlich ein unwillkürliches und unwiderstehliches Vertrauen zu dieser Frau, die ihm so gesund und vernünftig erschien, und er erzählte die Vergangenheit, aber nicht in zusammenhängenden Sätzen, sondern in abgerissenen Worten, in unvollständigen, gleichsam unfreiwilligen Geständnissen, welche sie zusammenreihen sollte. War es ein alter Groll gegen seinen Vater, dem er Luft machte, jene alte Nebenbuhlerschaft, die heute noch die beiden einander völlig entfremdete? Er klagte zwar seinen Vater nicht an und schien unfähig, ihm zu zürnen; aber sein leichtes Lachen klang höhnisch, und er sprach mit boshafter Schadenfreude von diesen Scheußlichkeiten, als freue es ihn, seinen Vater zu besudeln, wenn er den ganzen Unrat aufwühlte.

So erfuhr Frau Karoline die schreckliche Geschichte ganz ausführlich: Saccard verkaufte seinen Namen und heiratete um Geld ein verführtes Mädchen; Saccard richtete durch sein Geld, durch sein tolles und lärmvolles Leben das große kranke Kind vollends zu Grunde; Saccard duldete bei seiner Geldnot, und weil er von seiner Frau eine Unterschrift zu erlangen hatte, in seinem eigenen Hause das Liebesverhältnis zwischen seiner Frau und dem eigenen Sohn und schloß die Augen wie ein guter Patriarch, dem es recht ist, wenn man sich belustigt. Das Geld, das Geld war sein König, das Geld sein Gott; es stand über dem Blute, über den Thränen und wurde in seiner unbegrenzten Macht höher

verehrt als alles, was die thörichte Menschheit in ihren Vorurteilen hoch hält. Und in dem Maße, wie das Bild des Geldes riesengroß anwuchs und Saccard in dieser teuflischen Größe sich ihr offenbarte, fühlte sich Frau Karoline von wahrhaftem Grauen, von eisiger Bestürzung erfaßt bei dem Gedanken, daß auch sie nach so vielen anderen jenem Ungetüm angehöre.

„So!" sagte Maxime zum Schluß; „Sie thun mir leid, aber besser ist's, Sie sind gewarnt ... Das darf Sie mit meinem Vater nicht entzweien. Sie thäten mir sehr leid, weil Sie wiederum weinen müßten, und nicht er ... Begreifen Sie nun, warum ich mich weigere, ihm einen Sou zu leihen?"

Da sie keine Antwort gab, — ihre Kehle war zugeschnürt, ihr Herz tödlich getroffen, — erhob er sich und warf einen Blick in den Spiegel mit der ruhigen Unbefangenheit eines hübschen Mannes, der seiner Tadellosigkeit im Leben sich bewußt ist. Dann schritt er wieder auf sie zu.

„Nicht wahr, solche Beispiele machen einen schnell alt? ... Ich war sehr bald solid, ich habe ein junges Mädchen geheiratet, welches krank war und bald starb, und ich kann heute schwören, daß man mich zu keinen Dummheiten mehr veranlassen wird ... Nein! sehen Sie, mein Vater ist unverbesserlich, weil ihm eben das moralische Bewußtsein abgeht."

Er ergriff ihre Hand und behielt sie einen Augenblick in der seinigen, da sie sich ganz kalt anfühlte:

„Ich gehe jetzt, er kommt doch nicht heim ... Aber grämen Sie sich doch nicht! Ich hielt Sie für so stark! Und bedanken Sie sich bei mir, denn es gibt nur eine

Dummheit in der Welt, nämlich wenn man sich betrügen läßt."

Endlich brach er auf. An der Thüre blieb er indes stehen und rief lachend hinein:

„Ich vergaß ja: sagen Sie ihm, Frau von Jeumont wünscht ihn heute zum Essen zu haben ... Sie wissen schon, Frau von Jeumont, diejenige, die für hunderttausend Franken den Kaiser bei sich zugelassen hat ... Aber nur keine Angst, denn so toll mein Vater immer noch ist, so ist er hoffentlich nicht fähig, diese Summe für eine Frau auszugeben."

Als sie wieder allein war, rührte sich Frau Karoline nicht mehr von der Stelle. Vernichtet blieb sie auf ihrem Stuhle sitzen, während das geräumige Zimmer in dumpfe Stille versank; sie starrte mit weitgeöffneten Augen die Lampe an. Es war ihr, als sei plötzlich der Schleier entzwei gerissen. Was sie bisher nicht deutlich wahrnehmen wollte, was sie nur zitternd ahnte, das sah sie nunmehr in seiner ganzen grellen Scheußlichkeit, so daß jede Nachsicht ausgeschlossen war. In seiner Blöße erkannte sie Saccard, diese verwüstete, in ihrer fortschreitenden Verwesung trübe gewordene Geldmenschenseele. Er kannte thatsächlich weder Bande noch Schranken, seinen Trieben gab er mit dem entfesselten Instinkt eines Menschen nach, der keine anderen Grenzen als seine Ohnmacht kennt. Sein Weib hatte er mit seinem Sohne geteilt, seinen Sohn verkauft, sein Weib verkauft, alle verkauft, die ihm unter die Finger gekommen waren; sich selbst hatte er verkauft, und jetzt würde er auch sie verkaufen, ihren Bruder verkaufen,

aus ihren Herzen und ihren Gehirnen Geld prägen. Er war nur noch ein Geldmacher, der Menschen und Dinge in den Schmelztiegel warf, um Geld aus ihnen zu ziehen. In einem raschen Traumbilde sah sie die Universelle aus allen Enden Geld schwitzen, einen See, ein Meer von Geld, in dessen Mitte unter unheimlichem Krachen das Haus mit einem Ruck jäh zusammenbrach.

O, das Geld, das scheußliche Geld, welches alles beschmutzt und verschlingt!

Mit zorniger Bewegung fuhr Frau Karoline auf. Nein, nein, das war zu gräßlich, jetzt war es aus, sie konnte nicht länger mit diesem Manne zusammenbleiben. Seinen Verrat hätte sie ihm verziehen, aber tiefer Ekel erfaßte sie wegen dieses alten Unflats; sie erbebte voll Schrecken vor der Drohung möglicher, morgen schon möglicher Verbrechen. Es erübrigte nur noch, augenblicklich wegzugehen, wenn sie nicht gleichfalls mit Kot bespritzt und unter den Trümmern begraben sein wollte. Und das Bedürfnis überkam sie, weit, sehr weit fortzugehen, zu ihrem Bruder, nach dem tiefsten Orient, mehr um zu verschwinden, als um ihn zu warnen. Fort, augenblicklich fort! Es war noch nicht sechs Uhr, um sieben Uhr fünfundfünfzig Minuten konnte sie den Marseiller Blitzzug nehmen: denn Saccard wiederzusehen schien über ihre Kräfte zu gehen. In Marseille wollte sie vor Abfahrt des Dampfers die nötigsten Einkäufe machen. Nur ein bißchen Wäsche in einem Koffer, ein anderes Kleid zum Wechseln, und dann fort! In einer Viertelstunde konnte sie fertig sein. Da bannte sie der Anblick ihrer

Arbeit auf dem Tisch, der Anblick des begonnenen Berichts, auf einen Augenblick fest. Wozu sollte sie alles dies mitnehmen, wenn doch alles, von Grund aus verrottet, zusammenstürzen mußte? Gleichwohl begann sie die Aktenstücke und Aufzeichnungen sorgfältig zu ordnen mit der Gewohnheit einer guten Hausfrau, die nirgends Unordnung hinterlassen will.

Diese Arbeit nahm ein paar Minuten weg und linderte das erste Fieber ihres Entschlusses. Im vollen Bewußtsein ihrer selbst warf sie einen letzten Blick ringsum, ehe sie das Zimmer verließ, als der Diener wieder hereinkam und ihr ein Bündel Zeitungen und Briefe einhändigte.

Frau Karoline warf mechanisch einen Blick auf die Aufschriften und erkannte in dem Haufen einen an sie gerichteten Brief ihres Bruders. Er kam aus Damaskus, wo Hamelin wegen der geplanten Zweigbahn nach Beyrut sich befand. Zuerst überflog sie ihn stehend beim Schein der Lampe und nahm sich vor, ihn später im Eisenbahnzuge langsam durchzulesen. Aber jeder Satz fesselte sie, bald vermochte sie kein Wort mehr zu überspringen; sie setzte sich schließlich wieder an den Tisch und gab sich ganz dem hinreißenden Genuß des langen zwölfseitigen Briefes hin.

Hamelin hatte gerade einen seiner fröhlichen Tage gehabt. Er dankte seiner Schwester für die letzten großen Nachrichten aus Paris und schickte von dort noch bessere, da alles ganz nach Wunsch ging. Die erste Bilanz der Compagnie Générale der Vereinigten Dampfboote kündete sich als prächtig an; die neuen Dampfer

erzielten bedeutende Einnahmen vermöge ihrer tadellosen Einrichtung und ihrer gesteigerten Schnelligkeit. Er sagte scherzend, daß man zum Vergnügen mit denselben reise, und jetzt schon die Küstenhäfen von der Bevölkerung des Abendlandes langsam überflutet würden; er konnte keinen Streifzug durch unbekannte Pfade machen, ohne unversehens auf irgend einen Pariser vom Boulevard zu stoßen. Thatsächlich stand, wie er vorausgesehen, der Orient Frankreich offen; bald würden an den fruchtbaren Abhängen des Libanon Städte wieder emporwachsen. Vor allem gab er eine sehr lebendige Schilderung von der entlegenen Schlucht des Karmel, woselbst die Silbermine in vollem Betriebe war. Die wilde Gegend wurde menschlicher, unter dem riesengroßen Felsengewirre, das am Nordende des Thales sich auftürmte, hatte man Quellen entdeckt; Ackerfelder entstanden, das Getreide verdrängte die Mastixbäume, neben dem Bergwerk war schon ein ganzes Dorf aufgebaut worden, zuerst einfache Holzhütten, ein Barackenlager für die Arbeiter, jetzt kleine Häuser aus Steinen, eine beginnende Stadt, welche so lange wachsen sollte, als die Metalladern sich nicht erschöpften. Schon waren fast fünfhundert Einwohner vorhanden, es war kürzlich eine Straße vollendet worden, die das Dorf mit Saint-Jean-d'Acre verband. Vom Morgen bis zum Abend surrten die Förderungsmaschinen, setzten sich schwer beladene Wagen bei lautem Peitschenklang in Bewegung, Frauen sangen, Kinder spielten und lärmten in dieser Wüstenei, in dieser Totenstille, wo einst nur der schwere Flügelschlag der Adler erklang. Und immerfort duftete es

nach Myrten und Ginster in jener lauen Luft von wonniger Reinheit. Zum Schlusse wurde Hamelin nicht müde, von der ersten Bahnlinie zu erzählen, die er in Angriff nehmen wollte, der Bahn von Beyrut nach Brussa, über Angora und Aleppo. Alle Förmlichkeiten waren in Konstantinopel bereits erledigt. Besonders war er über einzelne glückliche Abänderungen entzückt, die er mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Tauruspässe in der Richtung der Bahnstrecke angebracht hatte; von diesen Pässen und den am Fuße des Gebirges sich hinziehenden Ebenen sprach er mit der Begeisterung eines Mannes der Wissenschaft, der neue Kohlenbergwerke gefunden hatte und das Land bereits mit Fabrikanlagen bedeckt zu sehen glaubt.

Die Ausgangspunkte der Linie waren festgestellt, die Standorte der einzelnen Stationen gewählt, bisweilen mitten in der Einöde; hier wuchs eine Stadt empor, dort eine Stadt, überall entstanden Städte bei jeder dieser Stationen, am Kreuzungspunkte der natürlichen Verkehrsstraßen. Schon war die Aussaat der Menschen und der großen Dinge für die Zukunft ausgestreut, alles keimte, vor Ablauf weniger Jahre müßte eine neue Welt dastehen. Und er schloß mit herzinnigen Küssen an seine angebetete Schwester, hoch beglückt durch ihre Mitarbeit an der Auferstehung eines versunkenen Volkes. Sie hatte viel mitgeholfen, schrieb er, indem sie so lange Zeit mit ihrem Mut und ihrem kerngesunden Wesen ihn aufrecht hielt.

Frau Karoline war mit dem Lesen zu Ende, der Brief blieb geöffnet auf dem Tisch, und sie träumte, die

Augen wieder auf die Lampe geheftet. Dann erhoben sich ihre Augen mechanisch, wanderten rings um die Mauern und blieben an jedem Plane, an jedem Aquarellbild haften. In Beyrut war das Gartenhaus für den Direktor der Compagnie Générale der vereinigten Dampfboote nunmehr inmitten großartiger Lagerräume gebaut. Am Berge Karmel bevölkerte sich jene wilde, mit Gestrüpp und Gestein versperrte Schlucht gleich dem riesengroßen Nest eines werdenden Geschlechtes. Im Taurus änderten die Nivellirungsarbeiten und die abgesteckten Profile den gesamten Gesichtskreis und bahnten dem freien Handel einen Weg, und vor ihr erhob sich aus diesen einfach mit vier Nägeln an der Wand befestigten Zeichnungen mit den geometrischen Linien und den blassen Tinten ein märchenhaftes Traumbild von dem fernen Lande, das sie einst durchwandert und wegen seines herrlichen, ewig blauen Himmels, wegen seines fruchtbaren Bodens so sehr geliebt hatte. Sie sah wieder die stufenförmigen Gärten von Beyrut, die Libanonthäler mit den großen Waldungen von Oel- und Maulbeerbäumen, die Ebenen von Antiochia und Aleppo, diese unabsehbaren Obstgärten voll köstlicher Früchte. Sie sah sich wieder mit ihrem Bruder in immerwährenden Streifzügen durch dieses Wunderland, dessen unberechenbare Reichtümer nutzlos verloren gingen, ungekannt oder verschleudert, weil keine Straßen, kein Gewerbefleiß, kein Ackerbau, keine Schulen da waren, sondern nur Trägheit und Unwissenheit allerwärts. Jetzt aber brachte die außerordentliche Triebkraft des jungen Saftes überall neues Leben. Ihr Traumgesicht von diesem Orient der

Zukunft richtete bereits vor ihren Augen greifbar blühende Städte empor, fruchtbare Ebenen, eine ganze glückliche Menschheit. Und sie sah alles leibhaft, sie hörte den arbeitsvollen Lärm der Baustellen, und es stand bei ihr fest, daß dieses alte schlafende Land endlich erwacht und in Geburtswehen gekommen war.

Im gleichen Augenblick stieg in Frau Karoline die Ueberzeugung auf, daß das Geld der befruchtende Dünger sei, aus welchem diese Menschheit von morgen hervorsprießt. Es fielen ihr einzelne Phrasen Saccards wieder ein, abgerissene Fetzen seiner Theorien über die Spekulation. Sie erinnerte sich an den Gedanken, daß es ohne Spekulation keine lebensfähigen und fruchtbaren Unternehmungen gäbe, ebenso wenig, wie es ohne Unsittlichkeit Kinder geben würde. Dieses Uebermaß von Leidenschaft, diese unedle Vergeudung und Verschleuderung der Lebenskraft ist eben für die Fortdauer des Lebens unentbehrlich.

Wenn dort in der Ferne ihr Bruder fröhlich war und inmitten der entstehenden Arbeitsfelder und der aus dem Boden wachsenden Bauten Sieg jubelte, so geschah dies, weil es in Paris Geld regnete, das durch Spielwut alles verrottende Geld. Das vergiftende und vernichtende Geld gab die Triebkraft zu jedem sozialen Wachstum ab, den notwendigen Düngerboden für die großen Arbeiten, deren Ausführung die Völker einander näher bringen und der Welt Frieden bescheren soll. Sie hatte das Geld verflucht, jetzt verfiel sie in scheue Ehrfurcht davor. Wohnt nicht dem Geld allein die Kraft inne, — so dachte sie, — einen Berg niederzureißen,

einen Meeresarm auszufüllen, den Erdboden für die Menschen bewohnbar zu machen, die Kraft, die ihnen die Arbeit abnimmt und Maschinen für sie baut? Alles Gute entsteht aus ihm, obwohl alles Uebel von ihm kommt.

Und sie war plan- und ratlos, in ihrem tiefsten Innern erschüttert; schon war sie entschlossen, nicht mehr abzureisen, weil im Orient der Erfolg ein vollständiger zu sein schien und das Schlachtfeld in Paris sich befand, aber sie war noch unfähig, sich zu beruhigen, ihr Herz blutete immer noch fort.

Frau Karoline erhob sich und drückte ihre Stirn an die Scheiben eines Fensters, welches nach dem Garten des Hotel Beauvilliers ging. Die Nacht war herangekommen, sie sah nur einen schwachen Lichtschimmer in dem kleinen, entlegenen Gemach, wo die Gräfin und ihre Tochter ihr Leben zubrachten, um nichts zu beschmutzen und möglichst wenig Feuer zu brauchen.

Hinter den dünnen Musselinvorhängen bemerkte sie das Profil der Gräfin, die selbst irgend ein Stück Wäsche flickte, während Alice Aquarellbilder malte, eine Dutzendware, die sie wohl heimlich verkaufte. Ein Unglück war über ihr Haus gekommen: die Erkrankung ihres Pferdes hatte sie zwei Wochen lang ans Zimmer gefesselt, da sie sich nicht dazu herbeiließen, sich zu Fuß zu zeigen, und vor den Kosten einer Wagenmiete zurückscheuten. In dieser so heldenmütig verborgenen Geldnot wurden sie nunmehr von einer Hoffnung tapfer aufrecht gehalten, von dem fortwährenden Steigen der Aktien der Universelle, von diesem schon sehr erheblichen Gewinn, den sie hell aufschimmern und in einem Goldregen nieder-

fallen sahen, an jenem Tage, wo sie zum höchsten Kurs verkaufen würden. Die Gräfin versprach sich schon ein wirklich neues Kleid und träumte von vier Diners monatlich während des Winters, ohne deshalb vierzehn Tage lang von Wasser und Brot leben zu müssen. Alice lachte nicht mehr mit erheuchelter Gleichgiltigkeit, wenn die Mutter vom Heiraten sprach, sondern hörte mit leise zitternden Händen zu und begann zu glauben, daß es vielleicht Wirklichkeit werden, daß auch sie vielleicht einen Mann und Kinder haben könnte. Während Frau Karoline in die kleine brennende Lampe sah, fühlte sie, wie tiefe Ruhe und wahre Rührung in ihr aufstiegen; es wurde ihr mit einemmale klar, daß ja wieder das Geld, die bloße Hoffnung auf Geld genügte, diese beiden armen Geschöpfe zu beglücken. Wenn Saccard sie reich machte, würden sie ihn nicht segnen? Bliebe er nicht für sie der Mildthätige und Gute? Ist denn die Güte nicht überall vorhanden, selbst bei den Schlimmsten, die immer für irgend jemand gut sind, die inmitten des Hasses und des Fluches einer ganzen Menge vereinzelte demütige Stimmen für sich haben, welche ihnen danken und sie verehren?

Bei diesem Gedanken flog ihr Geist dem „Heim der Arbeit“ zu, während ihre Augen in der Finsternis des Gartens sich verloren. Am Tag zuvor hatte sie im Namen Saccards, einem Gedenktage zu Ehren, Spielzeug und Süßigkeiten ausgeteilt, und unwillkürlich mußte sie bei der Erinnerung an die lärmvolle Freude der Kinder lächeln. Seit einem Monate war man mit Viktor besser zufrieden, sie hatte befriedigende Zeugnisse bei der Fürstin

von Orviedo gesehen, mit welcher sie zweimal wöchentlich ausführlich über die Anstalt redete. Bei diesem plötzlich auftauchenden Bild Viktors mußte sie sich wundern, daß sie in ihrem Anfall von Verzweiflung, als sie fort wollte, den Jungen vergessen konnte. Durfte sie ihn so im Stiche lassen und die mit so schwerer Mühe in Angriff genommene gute Handlung gefährden? Immer durchdringender stieg aus dem Dunkel der hohen Bäume ein milder Duft herauf zu ihr, eine Welle unaussprechlicher Entsagung und göttlicher Duldung, die ihr das Herz weit machte, während das armselige Lämpchen der Damen von Beauvilliers drüben wie ein Stern weiter glomm.

Als Frau Karoline wieder vor ihren Tisch trat, empfand sie einen leichten Schauder. Wie, sie fror ja? Darüber mußte sie lächeln, sie, die sich rühmte, im Winter kein Feuer zu brauchen. Es war ihr, als komme sie verjüngt und gekräftigt aus einem eiskalten Bad, mit ganz ruhigem Puls. An den Tagen heiterer Gesundheit stand sie morgens so auf. Dann kam ihr der Gedanke, ein neues Holzscheit nachzulegen. Als sie sah, daß das Feuer aus war, unterhielt sie sich damit, es eigenhändig wieder anzuzünden, anstatt dem Diener zu klingeln. Das war eine große Arbeit, denn sie hatte kein kleines Holz; doch gelang es ihr, die Klötze in Brand zu stecken, indem sie alte Zeitungen einzeln anzündete. Vor der Feuerstätte knieend, lachte sie vor sich hin. Einen Augenblick verharrte sie glücklich und erstaunt in dieser Stellung. So war denn wieder eine ihrer großen Krisen vorüber, und sie hoffte

von neuem, — und auf was? Das wußte sie nicht, auf das ewig Unbekannte, das am Ende des Lebens und am Ende der Menschheit winkt. Leben, das genügte wohl an und für sich, damit das Leben fort und fort die Wunden heilte, die es ihr geschlagen hatte. Und wieder einmal gedachte sie der Schiffbrüche in ihrem Dasein, ihrer entsetzlichen Heirat, ihres Elends in Paris, des einzigen Mannes, den sie geliebt und der sie im Stich gelassen hatte. Und nach jedem Zusammensturz hatte sie ihre zähe Energie, die unverwüstliche Freude am Leben wieder gefunden, welche inmitten der Trümmer sie stets wieder aufrichtete. War nicht soeben wieder alles zusammengestürzt? Sie konnte ihren Liebhaber angesichts seiner schauderhaften Vergangenheit nicht achten; sie kam sich vor wie eine jener frommen Frauen, die vor eklen Wunden stehen und dieselben morgens und abends verbinden, ohne je Heilung zu hoffen. Sie wollte also ihm weiter angehören, obwohl sie wußte, daß er anderen gehörte, und würde nicht einmal versuchen, jenen Nebenbuhlerinnen den Mann streitig zu machen. Sie sollte in einem Feuerofen weiter leben, in der brodelnden Esse der Spekulation, unter der steten Drohung eines Krachs, bei welchem ihr Bruder Ehre und Blut lassen könnte. Trotz alledem stand sie aufrecht und fast sorglos, wie am Morgen eines schönen Tages und genoß freudigen Kampfesmut, indem sie der Gefahr Trotz bot. Weshalb? Aus keinem vernünftigen Grunde, um der bloßen Lust am Leben willen! Ihr Bruder sagte es ihr ja, sie war die unüberwindliche Hoffnung selbst.

Als Saccard heim kam, fand er Frau Karoline in ihre Arbeit vertieft; mit ihrer festen Schrift vollendete sie eine Seite der Abhandlung über die Orientbahnen. Sie blickte auf und lächelte ihm friedlich zu, während er ihr herrlich strahlendes weißes Haar mit den Lippen berührte.

„Sie haben viel laufen müssen, mein Freund?"

„O, endlose Geschäfte! Ich habe mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten gesprochen, habe endlich Huret ausfindig gemacht, mußte dann wieder zum Minister, wo nur noch ein Sekretär zu sprechen war ... Endlich habe ich das bewußte Versprechen für dort."

In der That hatte er, seitdem er die Baronin Sandorff verlassen, sich keine Ruhe mehr gegönnt und in seinem gewohnten Feuereifer sich den Geschäften ganz gewidmet.

Sie händigte ihm Hamelins Brief ein, der ihn hoch entzückte. Sie beobachtete ihn, wie er über den nahen Triumph aufjubelte, und nahm sich vor, ihn von nun an sehr genau zu überwachen und die unausbleiblichen Thorheiten zu hindern. Aber sie brachte es nicht fertig, gegen ihn streng zu sein.

„Ihr Sohn war da, um Sie im Namen der Frau von Jeumont einzuladen."

Da ereiferte er sich:

„Sie hat mir ja geschrieben ... Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich heute abend dahin wollte ... Welche Plage für mich, ich bin so müde."

Und er ging fort, nachdem er abermals ihr weißes Haar geküßt hatte. Sie ging mit ihrem freundschaftlichen

Lächeln voll Nachsicht von neuem an die Arbeit. War sie nicht bloß eine Freundin, die sich hingab? Ihrer Eifersucht schämte sie sich jetzt, als ob diese das Verhältnis zwischen beiden nur beschmutzt hätte. Sie wollte über der Angst vor der Teilung stehen, frei von der fleischlichen Eigensucht der Liebe. Ihm angehören und ihn zugleich bei anderen wissen, das war von keinem Belang ... Und trotzdem liebte sie ihn mit ihrem ganzen mutigen und mildthätigen Herzen. Es war der Triumph der Liebe, daß dieser Saccard, dieser Straßenräuber der Börse von dieser anbetungswürdigen Frau so selbstlos geliebt wurde, weil er rührig und unverzagt vor ihren Augen eine Welt schuf und neues Leben erzeugte.

Achtes Kapitel.

Am 1. April wurde unter allerlei Festlichkeiten die Weltausstellung von 1867 mit triumphirendem Glanze eröffnet. Es begann die hohe Saison des Kaiserreichs, jene höchste Galasaison, die Paris zum Weltwirtshaus machen sollte, zu einem buntbeflaggten Wirtshaus voll Musik und Gesang, wo in allen Zimmern geschmaust und gebuhlt ward. Noch nie hatte eine auf dem Höhepunkte ihres Glanzes stehende Regierung die Völker des Erdballs zu einer so riesenhaften Schlemmerei zusammengetrommelt. Aus den vier Enden der Welt brach der lange Zug der Kaiser, Könige und Fürsten nach den in märchenhaftem Theaterglanz flammenden Tuilerien auf.

Um diese Zeit, etwa vierzehn Tage später, weihte Saccard den Monumentalbau ein, den er gewünscht hatte, um der Universelle ein königliches Heim zu geben. Sechs Monate hatten genügt. Tag und Nacht war daran gearbeitet worden, ohne eine Stunde zu verlieren; so hatte man dieses nur in Paris mögliche Wunder zuwege gebracht. Jetzt stand die Fassade im Blütenschmuck ihrer

Verzierungen da, ein Mittelding zwischen Tempel und Konzerthalle, eine Fassade, deren prahlerischer Aufwand die Vorübergehenden stehen zu bleiben zwang. Auch im Innern herrschte strahlender Prunk; die Millionen der Kassen rieselten gleichsam an den Mauern herunter. Eine breite Freitreppe führte zum Sitzungssaal herauf, der rot und gold im Glanze eines Opernsaales prangte. Ueberall Teppiche, Tapeten, mit blendendem Reichtum ausgestattete Geschäftsräume. In dem Souterrain befanden sich die Abteilungen für Wertpapiere; hier öffneten unergründliche, in den Wänden eingemauerte Geldschränke wie lauter Backöfen ihre tiefen Schlünde hinter den Spiegelscheiben der Trennungswände, die dem Publikum einen Blick auf ihre stattliche Reihe gestatteten, wie auf die Fässer der Märchen, in denen die unermeßlichen Schätze der Feen schlummern. Die Völker, die mit ihren Königen zur Ausstellung heran marschirten, konnten hier vorbeiziehen: alles stand bereit, der neue Palast harrte ihrer, um sie zu blenden und eins nach dem andern in diese unwiderstehliche, im hellen Sonnenschein erstrahlende Goldfalle zu locken.

Saccard thronte in dem am prunkvollsten ausgestatteten Zimmer, die Möbel waren im Stile Ludwigs XIV., vergoldetes Holz mit Genuesersammet. Das Personal hatte eine Vermehrung erfahren und betrug über vierhundert Angestellte mit ihren Vorständen. Dieses Beamtenheer befehligte Saccard im Glanze eines angebeteten Tyrannen, dem man gern gehorchte, weil er in Gratifikationen sich sehr freigebig zeigte. In Wirklichkeit war er trotz seines einfachen Direktortitels der

Herrscher, der über dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates und über dem Aufsichtsrat selbst stand. Der letztere hatte einfach seine Anordnungen gut zu heißen. Darum lebte Frau Karoline nunmehr in steter Aufregung, stets eifrig darauf bedacht, jede seiner Entschließungen kennen zu lernen, um sie nötigenfalls zu durchkreuzen. Diese neue, allzu prächtige Einrichtung fand ihren Beifall nicht; sie konnte dieselbe indessen nicht grundsätzlich tadeln, da sie in den schönen Tagen zärtlichen Vertrauens, wo sie über die Besorgnisse ihres Bruders scherzte, die Notwendigkeit größerer Räumlichkeiten ausdrücklich anerkannt hatte. Ihre offen ausgesprochene Befürchtung, ihr Argument bei der Bekämpfung dieses Prunks bestand darin, daß das Haus sein Gepräge von wohlanständiger Redlichkeit und hohem religiösem Ernst verlor. Was sollten die an die mönchische Zurückhaltung, an das stimmungsvolle Halbdunkel der Parterreräume der Rue Saint-Lazare gewöhnten Kunden denken, wenn sie diesen Palast der Rue de Londres mit den lärmdurchrauschten und lichtüberfluteten großen Stockwerken betraten? Darauf antwortete Saccard, sie würden von Bewunderung und Hochachtung niedergedonnert sein, und es würden diejenigen, die fünf Franken mitbrachten, von stolzem Selbstgefühl ergriffen und von Vertrauen berauscht zehn aus der Tasche ziehen. Und er behielt recht mit seinem brutalen, aufdringlichen Glanzgold. Der Erfolg des Prachtbaues war ein wunderbarer; er übertraf an wirksamer Zugkraft die ungewöhnlichsten Reklameartikel Jantrous. Die frommen kleinen Rentner der abgelegenen Stadtteile, die armen Landpfarrer, die frühmorgens mit der Eisen-

bahn zugereist kamen, blieben verklärt und mit offenem Munde vor dem Thore stehen und kamen hochgerötet vor Freude wieder heraus, weil sie in dem Hause Geld liegen hatten.

Was aber Frau Karoline vor allem ärgerlich schien, war der Umstand, daß sie nicht mehr im Hause selbst wohnte, nicht mehr unbemerkt Aufsicht führen konnte. Kaum durfte sie von Zeit zu Zeit unter einem Vorwand nach der Rue de Londres kommen. Sie lebte jetzt einsam im Zeichensaale und sah Saccard meist nur abends. Er hatte seine Privatwohnung immer noch dort, aber das ganze Erdgeschoß nebst den Geschäftsräumen im ersten Stock blieb verschlossen, und die Fürstin von Orviedo, die eigentlich froh war, ihrer stillen Reue wegen dieser Bank, dieses Geldladens in ihrem eigenen Hause jetzt entledigt zu sein, suchte in ihrer absichtlichen Verachtung eines jeden Gewinns, auch des erlaubten, nicht einmal die Räume wieder zu vermieten. Das leere Haus erdröhnte von jedem vorbeifahrenden Wagen und glich einem Grabe. Jetzt vernahm Frau Karoline durch die Decke hindurch nur noch die schauerliche Stille der geschlossenen Schalter, aus denen zwei Jahre lang ein leises Gekling von Gold ohne Unterlaß heraufgedrungen war. Die Tage kamen ihr träger und länger vor. Und dennoch arbeitete sie viel, immerfort von ihrem Bruder in Anspruch genommen, der ihr vom Orient aus schriftliche Arbeiten schickte. Manchmal hielt sie mitten im Schreiben inne und lauschte aus alter Gewohnheit, von instinktiver Unruhe und vom Bedürfnis erfaßt, zu erfahren, was drunten vorging: nichts, nicht ein Hauch,

nur die leere Oede der dunklen und festverschlossenen Säle. Da überkam sie ein leises Frösteln, und angstbeklommen träumte sie einige Augenblicke. Was trieb man wohl in der Rue de Londres? Zeigte sich nicht in eben dieser Sekunde der Riß in der Mauer, welcher den ganzen Bau zu Fall bringen würde?

Bald verbreitete sich das noch unbestimmte Gerücht, Saccard beabsichtige eine abermalige Erhöhung des Kapitals. Von hundert Millionen wollte er es auf hundertundfünfzig bringen.

In eben diesem Zeitpunkt herrschte eine ganz besondere Aufregung; die vom Schicksal vorgezeichnete Stunde war da, zu welcher die aufgehäuften Glücksfälle des Kaiserreichs, die ungeheuren Arbeiten, welche die Stadt neu gestaltet hatten, der tolle Kreislauf des Geldes, der rasende Aufwand an Luxus unbedingt zu einem Fieberwahn der Spekulation führen mußten. Jeder wollte seinen Anteil an der Beute, jeder wagte auf dem Spieltisch sein Vermögen, um es zu verzehnfachen und wie so viele über Nacht reich Gewordene in Genüssen zu schwelgen. Im Winde flatterten die Fahnen der Ausstellung; die Beleuchtungen und die Musikklänge vom Marsfeld, die aus der ganzen Welt zusammengeströmte und die Straßen überschwemmende Menge, dies alles stieg Paris vollends zu Kopf und versetzte alle in einen Traum von unerschöpflichem Reichtum und unumschränkter Herrschaft. Aus dem Lärm der an den Tischen erotischer Speisehäuser tafelnden, in einen ungeheuren Jahrmarkt verwandelten Riesenstadt im Festrausch, wo unter dem Sternenhimmel die Freude offen zu verkaufen war,

stieg an den tageshellen Abenden gleichsam der letzte Anfall des Wahnsinns empor, die freudige und lüsterne Verrücktheit der vom Untergang bedrohten Großstädte.

Mit seinem Spürsinn eines gewiegten Beutelschneiders hatte Saccard diesen Anfall, dieses Bedürfnis eines jeden, sein Geld in den Wind zu schleudern, Taschen und Körper zu leeren, so klar erkannt, daß er die Reklamegelder verdoppelt und Jantrou zu dem allerbetäubendsten Spektakel aufgehetzt hatte. Seit Eröffnung der Weltausstellung erschollen Tag für Tag in der Presse laute Glockenklänge zu Ehren der Universelle; jeden Morgen erklangen die Cymbeln aufs neue, damit die Leute sich umschauten: bald eine auffallende Tagesneuigkeit, die Geschichte von einer Dame, die hundert Aktien in einer Droschke liegen ließ, bald ein Auszug aus einer kleinasiatischen Reisebeschreibung, worin zu lesen stand, daß Napoleon das Haus der Rue de Londres vorausgesagt hatte; bald ein großer Leitartikel, in welchem die Rolle des Bankhauses bei der demnächstigen Lösung der orientalischen Frage vom politischen Standpunkt aus besprochen wurde; die fortlaufenden Notizen in Fachzeitungen ungerechnet, die alle angeworben waren und in dichten Reihen vormarschirten. Jantrou war nämlich auf den Gedanken gekommen, mit den kleinen Börsenblättern Jahresverträge abzuschließen, wonach von jeder Nummer ihm eine Spalte gesichert blieb. Diese Spalte verwandte er mit so erstaunlicher Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit der Phantasie, daß er sich zu Angriffen auf die Universelle verstieg, um sich selbst nachher triumphirend zu besiegen. Die berühmte, von ihm ausgesonnene

Flugschrift war in einer Million Exemplare in die ganze Welt geschleudert worden. Seine neue Korrespondenzagentur war gleichfalls geschaffen und bemächtigte sich unter dem Anschein, Börsenberichte an die Provinzblätter zu versenden, mit Ausschließlichkeit des Marktes aller bedeutenderen Städte. Schließlich gewann die Espérance unter seiner geschickten Leitung von Tag zu Tag größere Bedeutung. Großen Eindruck hatte eine Reihe von Aufsätzen in Betreff des Dekrets vom 19. Januar 1867 gemacht, welches die übliche Adresse an den Kaiser durch das Recht der Interpellation ersetzte, — eine neue Konzession des der Freiheit zuschreitenden Kaisers. Saccard, der diese Aufsätze inspirirte, ließ darin seinen Bruder noch nicht offen angreifen, der trotz allem Staatsminister verblieb und in seiner leidenschaftlichen Herrschbegier sich heute entschloß, das zu verteidigen, was er gestern verurteilte. Aber man merkte, daß Saccard auf der Lauer stand und sein Augenmerk auf die schiefe Stellung Rougons gerichtet hielt, der in der Kammer zwischen der nach seiner Erbschaft lüsternen Mittelpartei und den mit den absoluten Bonapartisten gegen das liberale Kaiserreich verbündeten Klerikalen eingeklemmt war. Schon begannen die Anspielungen; das Blatt ging wieder zum kriegerischen Katholizismus über und äußerte bei jedem Akt des Ministers seine erbitterte Verstimmung. Schlug sich die Espérance auf die Seite der Opposition, so war die höchste Volkstümlichkeit erreicht, und ein kriegerischer Windhauch schleuderte vollends den Namen der Universelle nach den vier Enden Frankreichs und der Welt.

Bei diesem gewaltigen Schieben und Drängen der

Reklame, in der aufs höchste aufgeregten, für alle Thorheiten reifen Umgebung, machte die voraussichtliche Erhöhung des Grundkapitals, dieses Gerücht von einer neuen Emission von fünfzig Millionen, selbst die vernünftigsten Leute wahnwitzig. Von den bescheidensten Wohnungen bis zu den Hotels des Adels, von dem Stübchen der Hausdiener bis zum Empfangssaal der Herzoginnen, in allen Köpfen loderte es hell auf, allerwärts wuchs die günstige Voreingenommenheit zum blinden, heldenmütigen und kriegerischen Glauben. Man zählte die großen Leistungen auf, welche die Universelle bereits vollbracht hatte, diese niederschmetternden ersten Erfolge, die unverhofften Dividenden, wie sie noch keine Gesellschaft in ihren Anfängen verteilt hatte. Man erwähnte zunächst den glücklichen Gedanken der „Gesellschaft der vereinigten Dampfboote“, die so rasch herrliche Ergebnisse erzielt hatte, — dieser Gesellschaft, deren Aktien bereits hundert Franken Agio aufwiesen; dann das Silberbergwerk des Karmel mit seiner wunderbaren Ertragsfähigkeit, auf welches ein Kanzelredner in der Notre-Dame-Kirche angespielt hatte, als auf ein der gläubigen Christenheit von Gott gesandtes Geschenk; dann eine andere Gesellschaft zur Ausbeutung unermeßlicher Kohlenlager, dann diejenige, welche die großartigen Waldungen des Libanon regelrecht ausnützte, endlich die Gründung der so feststehenden „Türkischen Nationalbank“ in Konstantinopel.

Nicht ein einziger Mißerfolg! Ein wachsendes Glück verwandelte in Gold alles, was das Haus nur angriff; schon gab eine große Gruppe blühender Schöpfungen

für die künftigen Operationen eine unerschütterliche Basis ab und rechtfertigte die rasche Erhöhung des Kapitals. Hier that sich die Zukunft vor den überhitzten Phantasien weit auf, eine an noch bedeutenderen Unternehmungen so reiche Zukunft, daß sie jetzt die fünfzig neuen Millionen erforderte, und die bloße Ankündigung genügte, um alle Köpfe aufs äußerste zu verwirren. Hier war für Börsengerüchte und Salongespräche ein unabsehbares Feld. Aus der Reihe der übrigen Pläne ragte aber die demnächstige große Unternehmung der Orientbahnen hervor; von den einen geleugnet, von den anderen gerühmt, beherrschte sie alle Gespräche.

Die Frauenwelt vor allem war leidenschaftlich begeistert und machte zu Gunsten der Sache ungestüme Propaganda. In der trauten Stille des Boudoirs, bei festlichen Diners, hinter blütenbedeckten Blumentischen, zur späten Theestunde, selbst im Dunkel der Alkoven belehrten reizende Geschöpfe mit überzeugendem Kosen die Männer: „Wie? Sie haben keine Universelle? Das ist aber das Allerbeste. Kaufen Sie schleunigst Universelle, wenn Sie geliebt sein wollen!" Das gäbe einen neuen Kreuzzug, sagten sie, die Eroberung Asiens, welche die Kreuzfahrer Gottfrieds von Bouillon und Ludwigs des Heiligen nicht fertig gebracht hatten, und die *sie* nunmehr mit ihren zierlichen Goldbörsen zu bewerkstelligen sich zutrauten. Alle waren sehr wohl unterrichtet; sie sprachen in technischen Ausdrücken von der zuerst zu eröffnenden Hauptlinie von Brussa nach Beirut über Angora und Aleppo. Später sollte die Zweigbahn von Smyrna nach Angora daran kommen, dann von

Trapezunt nach Angora über Erzerum und Siwas, noch später von Damaskus nach Beirut. Hier pflegten sie mit bedeutungsvollem Augenblinzeln zu lächeln und zu flüstern, es würde vielleicht, o, in langer, langer Zeit, eine andere Bahn geben, diejenige von Beirut nach Jerusalem über die alten Küstenstädte Saida, Akka, Jaffa, und dann — wer weiß? — auch von Jerusalem nach Port-Said und Alexandria. Außerdem sei ja Bagdad nicht allzu weit von Damaskus, und müßte eine bis zu dieser Stadt vordringende Bahnlinie dereinst Persien, Indien und China für das Abendland gewinnen.

Es war, als ob bei einem Worte aus diesen holden Mündchen die wiederaufgefundenen Schätze der Kalifen in einem Wundermärchen aus „Tausend und eine Nacht" aufs neue erstrahlten. Die Kleinodien, die Diamanten des Traumreichs strömten in die Kassen der Rue de Londres, während der dampfende Weihrauch des Karmel einen zarten und verschwommenen Hintergrund biblischer Sagen abgab, welcher der heißen Geldgier einen gottseligen Anstrich verlieh. Wollte man denn nicht das Eden wieder erobern, das heilige Land befreien? Triumphirte nicht die Religion selbst an der Wiege der Menschheit? Hier hielten sie inne und wollten nichts weiter ausplaudern, während ihre Blicke von dem Verschwiegenen erglänzten. So etwas wurde nicht einmal ins Ohr geflüstert. Viele der Damen wußten gar nichts und thaten doch, als wüßten sie es. Das war eben das Geheimnis, das vielleicht niemals eintreffen, vielleicht aber auch eines Tages wie ein Donnerschlag sich aufthun würde: Jerusalem wurde dem Sultan abgekauft und dem Papst

nebst Syrien als Königreich gegeben; das Papsttum besaß ein durch eine katholische Bank genährtes Budget, den sogenannten „Schatz des heiligen Grabes", wodurch es vor politischen Störungen sichergestellt würde; dergestalt verjüngt erlangte der von allen Fährlichkeiten befreite Katholizismus neue Gewalt und beherrschte die Welt von dem Berge herab, auf dem Christus einst starb.

Bald sah sich Saccard genötigt, morgens in seinem prunkvollen Arbeitszimmer im Stile Ludwigs XIV. seine Thüre zu versperren, wenn er arbeiten wollte. Denn es war jetzt ein förmlicher Sturmlauf, der Vorbeimarsch eines Hofstaats, der bei seinem König zur Morgenaudienz kam, Höflinge, Geschäftsleute, Bittsteller, — kurz, eine zügellose Anbetung und Anbettelung der Allmacht.

Am Morgen eines der ersten Julitage zeigte er sich besonders unerbittlich; er hatte den ausdrücklichen Befehl gegeben, niemand einzulassen. Während das Wartezimmer mit einer Menge überfüllt war, die trotz des Bescheids des Thürstehers halsstarrig wartete und immer noch hoffte, hatte er sich mit zwei Abteilungsvorständen eingeschlossen, um die Vorarbeiten zur neuen Emission zu vollenden.

Nach Prüfung mehrerer Entwürfe hatte er sich zu Gunsten einer Kombination entschlossen, die vermöge dieser neuen Emission von hunderttausend Aktien ermöglichte, die zweimalhunderttausend alten Aktien vollständig einzuzahlen, auf welche erst je hundertundfünfundzwanzig Franken eingezahlt waren. Zu diesem Behufe sollte die den Aktionären ausschließlich vorbehaltene neue Aktie gegen zwei alte eingetauscht und zu sofort einzuzahlenden

achthundertundfünfzig Franken aufgelegt werden, darunter fünfhundert Franken für das Kapital und dreihundertundfünfzig Franken Agio für die projektirte Volleinzahlung. Aber es stellten sich mehrfache Verwicklungen ein, und es blieb noch eine große Lücke auszufüllen, was Saccard sehr nervös machte. Das Stimmengesumm im Wartezimmer erbitterte ihn. Dieses vor ihm auf dem Bauch liegende Paris, diese Huldigungen, die er sonst mit der Gutmütigkeit eines zutraulichen Despoten entgegen nahm, erfüllten ihn an jenem Vormittag mit tiefer Verachtung.

Dejoie, der manchmal morgens als Thürsteher Dienst that, erlaubte sich hinten herum zu gehen und jetzt an der kleinen Seitenthür aufzutauchen. Er wurde mit wütendem Zorn empfangen.

„Was ist? Für niemand bin ich zu sprechen, für niemand! Hören Sie?... Da, nehmen Sie meinen Stock, pflanzen Sie ihn vor meine Thüre auf, den sollen sie küssen!"

Dejoie blieb unbeweglich stehen und erlaubte sich einen Einwand:

„Um Verzeihung, Herr! Es ist die Gräfin von Beauvilliers. Sie hat mich dringend gebeten, und da ich weiß, daß der Herr ihr angenehm zu sein wünscht..."

„Ei!" rief Saccard zornig, „sie soll zum Teufel gehen mit den anderen!"

Sogleich besann er sich eines bessern und rief mit verhaltenem Zorn:

„Führen Sie sie herein, wenn ich doch nie meine Ruhe haben soll! Aber durch diese kleine Thüre, damit die Herde nicht hinter ihr hereinkommt!"

Der Empfang, welchen die Gräfin von Beauvilliers fand, war wegen Saccards noch andauernden Erregung barsch. Nicht einmal der Anblick Alicens, welche die Mutter mit ihrer stummen und gedankenvollen Miene begleitete, konnte ihn beruhigen. Er hatte seine zwei Beamten fortgeschickt und dachte nur noch daran, wie er dieselben zur Fortsetzung der Arbeit zurückrufen könnte.

„Ich bitte sehr, gnädige Frau, sich kurz zu fassen, denn ich habe schreckliche Eile.“

Die Gräfin hielt betroffen inne, bedächtig wie immer, mit ihrer Traurigkeit einer entthronten Königin.

„Aber, mein Herr, wenn ich störe ...“

Er mußte ihnen Stühle anbieten. Die Tochter, die mutiger war, setzte sich zuerst mit einer entschlossenen Bewegung, während die Mutter fortfuhr:

„Mein Herr, ich komme, Rat zu holen ... Ich bin in der peinlichsten Ungewißheit und fühle, daß ich allein nie zu einem Entschluß komme.“

Sie erinnerte ihn daran, daß sie bei Gründung der Bank hundert Aktien genommen hatte, die bei der ersten Kapitalserhöhung sich verdoppelt, sich bei der zweiten abermals verdoppelt hätten, und nunmehr auf vierhundert Aktien angewachsen seien, auf die sie einschließlich des Agios siebenundachtzigtausend Franken eingezahlt habe. Außer ihren Ersparnissen von zwanzigtausend Franken habe sie demnach, um diese Summe aufzubringen, siebenzigtausend Franken auf ihr Gut Les Aublets aufnehmen müssen.

„Nun aber,“ fuhr sie fort, „finde ich heute einen Käufer für Les Aublets ... Und es ist die Rede von

einer neuen Emission, nicht wahr? so daß ich vielleicht unser ganzes Vermögen in Ihrem Hause anlegen könnte."

Damit war Saccard beschwichtigt. Es schmeichelte ihm, diese armen Frauen, die letzten Sprossen eines großen und uralten Geschlechts, so vertrauensvoll und angstvoll vor ihm sitzen zu sehen. Rasch erteilte er ihnen eine zahlenmäßige Auskunft.

„Eine neue Emission, ganz richtig! Ich bin gerade damit beschäftigt . . Die Aktie mit dem Emissionsagio beträgt achthundertundfünfzig Franken. Wir sagten also, Sie haben vierhundert Aktien. Es werden Ihnen demnach zweihundert neue zugeteilt werden, wofür Sie noch hundertundsiebenzigtausend Franken einzuzahlen haben. Dann sind aber Ihre sämtlichen Titres voll einbezahlt, Sie haben sechshundert Aktien, die Ihnen zu Eigentum gehören, und sind niemand etwas schuldig."

Sie begriffen noch nicht, er mußte ihnen diese Volleinzahlung der alten Aktien vermittelst des Emissionsagios erläutern. Angesichts der großen Zahlen blieben sie etwas blaß und erregt, angstbeklommen bei dem Gedanken an den zu wagenden Gewaltstreich.

„Mit dem Gelde," murmelte die Mutter, „würde es schon stimmen . . . Man bietet mir für das Gut Les Aublets zweimalhundertundvierzigtausend Franken an, während der frühere Wert viermalhunderttausend war, so daß, nachdem das bereits aufgenommene Anlehen zurückgezahlt wäre, uns gerade die zur neuen Einzahlung erforderliche Summe übrig bliebe . . . Ach, lieber Gott, wie schrecklich, diese Verschiebung unseres Vermögens, wobei unsere ganze Existenz aufs Spiel gesetzt wird!"

Ihre Hände zitterten; es entstand eine Pause, während welcher sie über dieses gewaltige Räderwerk nachdachte, welches zuerst ihre Ersparnisse, dann die geliehenen siebenzigtausend Franken verschlungen hatte, und jetzt ihr das gesamte Gut wegzunehmen drohte. Ihre anerzogene Hochachtung für den Grundbesitz, für Ackergelände, Wiesen und Wälder, ihr Widerwille gegen den Geldschacher, diese niedere, ihres Stammes unwürdige Judenarbeit, kamen wieder zum Vorschein und ängstigten sie in diesem entscheidenden Augenblick. Stumm hielt die Tochter ihre leuchtenden und reinen Augen auf sie geheftet.

Saccard lächelte ihnen ermutigend zu.

„Allerdings müssen Sie Vertrauen in uns haben ... Aber die Ziffern liegen da. Prüfen Sie dieselben, und dann scheint mir jedes Zaudern unmöglich. Nehmen wir an, Sie machen die vorgeschlagene Operation; dann besitzen Sie sechshundert Aktien, die voll eingezahlt auf zweimalhundertundsiebenundfünfzigtausend Franken zu stehen kommen. Nun aber steht heute der mittlere Kurs eintausenddreihundert, was eine Gesamtsumme von siebenmalhundertundachtzigtausend Franken für Sie ergibt. Sie haben also Ihr Geld bereits mehr als verdreifacht ... Und so geht es noch weiter, Sie werden die Preissteigerung erleben, nach der Emission. Ich verspreche Ihnen vor Jahresabschluß die volle Million."

„O Mutter!" Unwillkürlich entschlüpfte Alice dieser Ausruf in einem Seufzer.

Eine Million! Das Hotel der Rue Saint-Lazare von seiner Hypothekenlast befreit, von der Schmutzschicht

des Elends gereinigt! Der Haushalt wieder auf anständigen Fuß gebracht und vom Alpdruck befreit, aus diesem unhaltbaren Zustand gezogen, in welchem man seinen eigenen Wagen und nicht genügend Brot hat! Die Tochter, mit anständiger Mitgift ausgestattet, konnte endlich einen Mann und Kinder haben, diese Freude, die sich das geringste Bettelweib auf der Straße gestatten kann! Der Sohn, der im römischen Klima zu Grunde ging, bekam dort Erleichterungen und die Möglichkeit, standesgemäß aufzutreten, bis er der großen Sache dienen konnte, die seine Kraft bislang so wenig beschäftigte! Die Mutter, in ihre hohe Stellung wieder eingeführt, konnte ihren Kutscher bezahlen und brauchte nicht mehr zu knausern, um bei ihren Dienstagsdiners einen Gang mehr zu geben, und sich nicht mehr für die übrige Woche zum Fasten zu verurteilen. Diese Million flammte hell auf, sie war das Heil, der Traum.

Die Gräfin, bereits überredet, wandte sich ihrer Tochter zu, um dieselbe zur Genossin ihres Willens zu machen.

„Wohlan, was hältst Du von der Sache?"

Aber Alice sprach nichts mehr, sie schloß langsam die Lider, um ihre leuchtenden Blicke zu verdecken.

„Das ist ja wahr," fuhr die Mutter lächelnd fort, „ich vergesse, daß Du mir unumschränkte Macht lassen willst ... Aber ich weiß auch, wie mutig Du bist und was Du alles hoffst ..."

Dann wandte sie sich an Saccard:

„O, mein Herr, man spricht von Ihnen mit so großem Lobe ... Nirgends können wir hingehen, ohne

daß man uns Herrliches und Rührendes von Ihnen erzählt. Nicht bloß die Fürstin von Orviedo, alle meine Freundinnen sind für Ihre Sache begeistert. Viele beneiden mich darum, daß ich zu Ihren ersten Aktionären gehöre, und wenn man jenen Damen folgte, müßte man sogar die Betten verkaufen, um Ihre Aktien zu nehmen."

Sie erlaubte sich einen leisen Scherz:

„Ich finde sie alle ein wenig vernarrt, ja, ein wenig vernarrt, in Wahrheit. Ohne Zweifel, weil ich nicht mehr jung genug bin . . . meine Tochter aber gehört zu Ihren Bewundererinnen. Sie glaubt an Ihre Sendung und macht Propaganda in allen Salons, wohin ich sie führe."

Entzückt blickte Saccard zu Alice hinüber, welche in diesem Augenblicke so lebhaft erregt und so von Glauben durchdrungen war, daß sie ihm wirklich sehr hübsch vorkam, trotz ihrer gelblichen Gesichtsfarbe und ihres allzu dünnen und schon welken Halses. So kam er sich selbst beim Gedanken groß und gut vor, daß er das Glück dieses traurigen Geschöpfes machte, welches schon die bloße Hoffnung auf einen Gatten mit größerem Reiz schmückte.

„O," sagte sie mit sehr leiser Stimme, die wie aus der Ferne herscholl, „es ist etwas so Schönes, diese Eroberung dort in der Ferne . . . Ja, eine neue Aera, das Kreuz im neuen Glanze erstrahlend! . . ."

Wieder also jenes Geheimnis, das, was niemand aussprach. Ihre Stimme ward noch leiser und verklang in einem Hauch des Entzückens.

Er aber winkte ihr freundlich Schweigen zu, denn

er duldete nicht, daß man in seiner Gegenwart von der großen Sache, von dem erhabenen und verborgenen Zweck sprach. Seine Geberde deutete an, daß man immer darnach streben, aber nie den Mund aufthun sollte. Nur im Allerheiligsten wurden die Weihrauchfässer von wenigen Eingeweihten geschwungen.

Nach einer Pause voll Rührung erhob sich die Gräfin endlich:

„Nun, mein Herr, ich bin jetzt überzeugt! Ich will an meinen Notar schreiben, daß ich das Angebot auf Les Aublets annehme ... Gott vergebe mir, wenn ich unrecht thue!"

Saccard hatte sich erhoben und sprach mit gerührtem Ernste:

„Gott selbst hat Ihnen dies eingegeben, gnädige Frau, seien Sie dessen gewiß!"

Als er sie bis zum Gange begleitete, mied er das Wartezimmer, wo das Gedränge immer noch fortdauerte. Dort stieß er auf Dejoie, welcher mit verlegener Miene herumschlich.

„Was gibt's denn? Hoffentlich nicht schon wieder jemand?"

„Nein, mein Herr! Wenn ich den Herrn um Rat fragen dürfte ... Es ist für mich selbst ..."

Und er bewegte sich so hin und her, daß er, als Saccard wieder in sein Arbeitszimmer trat, ehrerbietig auf der Schwelle stand.

„Für Sie? Ja so! es ist wahr, Sie sind auch Aktionär ... Nun, mein Lieber, nehmen Sie die neuen Papiere, die für Sie reservirt werden, und verkaufen

Sie eher Ihr Hemd, um sie nehmen zu können. Das ist der Rat, den ich allen unseren Freunden gebe!"

„O, verehrter Herr, der Bissen ist für mich gar zu dick, so großen Ehrgeiz haben meine Tochter und ich nicht ... Zu Anfang habe ich acht Aktien genommen mit den viertausend Franken der Ersparnisse meiner armen Frau; ich habe immer nur diese acht gehabt, nicht wahr? weil ich bei den anderen Emissionen, wie man zweimal das Kapital verdoppelte, nicht das nötige Geld hatte, um die uns zukommenden Titres anzunehmen. Nein, davon ist keine Rede, so gefräßig darf man nicht sein. Ich wollte nur den Herrn fragen, — nichts für ungut! — ob der Herr der Ansicht ist, daß ich verkaufen soll?"

„Was? Daß Sie verkaufen sollen?"

Jetzt legte Dejoie mit allerlei besorgten und ehrerbietigen Redewendungen seinen Fall dar. Zum Kurs von zwölfhundert ergaben seine acht Aktien neuntausendsechshundert Franken. Er konnte also reichlich seiner Tochter Nathalie die sechstausend Franken mitgeben, die der Buchbinder verlangte; aber angesichts des fortwährenden Steigens der Aktien hatte sich eine Geldgier seiner bemächtigt, ein zuerst ganz unbestimmter, dann mit tyrannischer Gewalt sich aufdrängender Gedanke, sich auch seinen Teil zu machen und eine kleine Rente von sechshundert Franken zu besitzen, mit welcher er in Ruhestand treten konnte. Allein ein Kapital von zwölftausend Franken, nebst den sechstausend seiner Tochter, das ergab die gewaltige Summe von achtzehntausend Franken, und er verzweifelte, jemals zu dieser Ziffer zu

gelangen, denn er hatte ausgerechnet, daß er dafür den Kurs von zweitausenddreihundert abwarten müßte.

„Sie begreifen, Herr; wenn es nicht mehr in die Höhe gehen soll, dann will ich lieber verkaufen, weil Nathaliens Glück allem vorgeht, nicht wahr? Wenn es aber mit dem Steigen weitergeht, dann nehme ich mir's später furchtbar zu Herzen, daß ich verkauft habe..."

Saccard platzte jetzt los:

„Hören Sie, mein Bester, Sie sind gar zu dumm. Glauben Sie denn, daß wir bei zwölfhundert stehen bleiben? Verkaufe ich denn? Sie sollen Ihre achtzehntausend Franken haben, dafür stehe ich. Und jetzt machen Sie, daß Sie hinauskommen, und werfen Sie mir alles hinaus, was draußen wartet, indem Sie sagen, ich sei ausgegangen!"

Als er wieder allein war, konnte Saccard die zwei Abteilungschefs wieder herein rufen und seine Arbeit in Ruhe vollenden.

Es wurde beschlossen, daß im Monat August eine außerordentliche Generalversammlung stattfinden sollte, um über die neue Kapitalserhöhung abzustimmen. Hamelin, welcher die Versammlung zu leiten hatte, landete schon in den ersten Julitagen in Marseille. Seit zwei Monaten riet ihm seine Schwester bei jedem Briefe immer dringender und dringender zur Rückkehr. Inmitten des unaufhaltsamen Erfolges, der Tag für Tag sich deutlicher kundgab, hatte sie die Empfindung einer unbestimmten Gefahr, eine ganz unvernünftige Furcht, die sie nicht einmal zu erwähnen wagte. Es war ihr lieber, wenn jetzt ihr Bruder eintraf und persönlich von allem Kenntnis

nahm; denn so weit wär es mit ihr, daß sie an sich selbst zweifelte und befürchtete, sie könnte gegen Saccard machtlos sein und sich derart blenden lassen, daß sie den heißgeliebten Bruder verriet. Hätte sie ihm aber nicht ihr Verhältnis eingestehen müssen, von dem er sicherlich keine Ahnung hatte, in seiner Unschuld eines gläubigen Mannes der Wissenschaft, der als wachender Träumer durchs Leben schritt?

Dieser Gedanke war ihr äußerst peinlich; sie ließ sich zu feigen Kapitulationen hinreißen, sie feilschte noch mit der Pflicht, die ihr, nachdem sie den Menschen und seine Vergangenheit kannte, nunmehr ganz klar vorschrieb, alles zu sagen, damit man auf der Hut sei. In ihren Stunden der Kraft nahm sie sich fest vor, eine endgiltige Auseinandersetzung mit ihm zu suchen und die Handhabung so gewaltiger Geldsummen nicht ohne Kontrolle den frevelhaften Händen zu überlassen, in denen schon so viele Millionen verkracht und zerronnen waren, indem sie zugleich die Menschen zerschmetterten. War das nicht der einzige vernünftige, ehrliche und ihrer würdige Entschluß? Dann wieder trübte sich ihr klares Denken, sie wurde schwach, sie zauderte und fand schließlich nur Unregelmäßigkeiten vorzuwerfen, die seiner Versicherung nach allen Bankhäusern gemeinsam wären. Vielleicht hatte er recht, wenn er ihr scherzend sagte, das Ungetüm, vor dem sie Angst habe, sei der Erfolg, jener Erfolg in Paris, der wie ein Donnerschlag erdröhnt und einschlägt, vor dem sie wie in unerwarteter Angst vor einer Katastrophe erzitterte. Sie wußte nicht mehr, woran sie war. Bisweilen stieg sogar ihre Bewunderung für ihn,

stieg die unbegrenzte Zärtlichkeit, die sie immer noch für ihn hegte, obwohl sie aufgehört hatte, ihn zu achten. Nie hätte sie gedacht, daß ihr Herz so vielgestaltig sei, sie fühlte sich als schwaches Weib und befürchtete, sie könnte keine Kraft mehr zum Handeln finden. Darum zeigte sie sich hoch beglückt über ihres Bruders Rückkehr.

Schon am Abend dieser Rückkehr wollte Saccard im Zeichensaale, wo sie sicher ungestört waren, die Beschlüsse vorlegen, die der Aufsichtsrat zu genehmigen hatte, ehe sie in der Generalversammlung zur Abstimmung gelangten.

Bruder und Schwester aber fanden sich durch ein stillschweigendes Uebereinkommen früher ein; sie blieben eine Zeit lang allein und konnten ungestört mit einander plaudern.

In fröhlichster Stimmung war Hamelin eingetroffen. Er war hoch beglückt, daß es ihm gelungen war, die verwickelte Eisenbahnangelegenheit in dem Orient rasch zu fördern, der tief in Trägheit schlummerte, der in politischen, finanziellen und administrativen Hindernissen so sehr verstrickt war. Endlich war der Erfolg vollständig: die ersten Arbeiten sollten in Angriff genommen und die Baustellen allenthalben eröffnet werden, sobald die Gesellschaft in Paris sich endgiltig konstituirt hätte. Daß er sich so begeistert und zukunftsfreudig zeigte, war für Frau Karoline eine neue Ursache zum Schweigen, so schwer fiel es ihr, diese schöne Freude zu trüben. Gleichwohl sprach sie einige Bedenken aus und warnte ihn vor dem Vertrauenstaumel, welcher das Publikum fortriß. Da fiel er ihr ins Wort und schaute ihr ins

Antlitz: Was wäre denn los? Wußte sie etwas Bedenkliches, warum redete sie nicht?

Und sie redete nicht, sie fand nichts Bestimmtes vorzubringen.

Saccard, der Hamelin noch nicht wiedergesehen hatte, fiel ihm um den Hals und umarmte ihn mit seinem südländischen Ungestüm. Als dieser hierauf seine letzten Briefe bestätigt und über das volle Gelingen seiner Reise Einzelheiten mitgeteilt hatte, geriet Saccard in helle Begeisterung.

„O, mein Bester, diesmal werden wir die Herren von Paris sein, die Könige des Marktes ... Auch ich habe tüchtig gearbeitet; ich habe einen ganz ungewöhnlichen Einfall. Sie werden gleich sehen."

Sofort setzte er ihm seine Kombination auseinander, durch welche er, um das Kapital von hundert auf hundertundfünfzig Millionen zu bringen, hunderttausend neue Aktien ausgeben wollte, wodurch auch mit einem Schlag alle Titres, die alten wie die neuen, voll einbezahlt würden. Die Aktie ließ er zu achthundertundfünfzig Franken vom Stapel und schuf mit den dreihundertundfünfzig Franken Agio einen Reservefonds, welcher mit den bei jeder Bilanz bereits zurückgelegten Summen die Ziffer von fünfundzwanzig Millionen erreichte. Es erübrigte nur noch, eine ebenso große Summe aufzutreiben, um die zur Volleinzahlung der zweimalhunderttausend Stammaktien erforderlichen fünfzig Millionen zu erreichen. Hier setzte nun sein ungewöhnlicher Einfall ein; er wollte nämlich über das laufende Geschäftsjahr eine vorläufige Bilanz aufstellen, die nach ihm einen

Reingewinn von mindestens sechsunddreißig Millionen ergeben müßte. Daraus schöpfte er ruhig die fehlenden fünfundzwanzig Millionen. So würde die Universelle vom 31. Dezember 1867 ab ein endgiltiges Kapital von hundertundfünfzig Millionen besitzen, eingeteilt in dreimalhunderttausend voll einbezahlten Aktien. Dann würden die Aktien auf den Inhaber umgeschrieben, um ihnen den freien Verkehr auf dem Markte zu erleichtern. Das war der endgiltige Triumph, das war sein genialer Gedanke.

„Ja wohl, genial!" rief er, „das ist nicht zu viel gesagt."

Etwas betäubt blätterte Hamelin in dem Entwurfe und überblickte die Zahlen.

„Ich bin kein großer Freund von dieser voreiligen Bilanz," sprach er endlich. „Sie wollen demnach wirkliche Dividenden Ihren Aktionären geben, da ja alle Titres als eingezahlt gelten; dann muß man aber gewiß sein, daß alle Summen richtig stimmen, sonst würde man uns mit Recht beschuldigen, Schwindeldividenden verteilt zu haben."

Saccard geriet in Harnisch.

„Wie? ich bleibe ja hinter der wirklichen Schätzung zurück! Sehen Sie doch, ob ich nicht vernünftig gewesen bin. Werden die ‚Dampfboote', der ‚Karmel', die ‚Türkische Nationalbank' nicht höhere Gewinne abwerfen, als die hier eingeschriebenen? Sie bringen mir von dort Siegesnachrichten mit, alles ist im Gang, alles gedeiht, und Sie wollen mit mir noch über die Gewißheit unseres Erfolges feilschen?"

Lächelnd beruhigte ihn Hamelin mit einer Handbewegung. Ja freilich, er traute ihm! Allein er stimmte für einen geregelten Geschäftsgang.

„Allerdings!" sprach Frau Karoline sanft, „wozu diese Eile? Könnte man nicht für diese Kapitalerhöhung den April abwarten? Oder auch, wenn Sie fünfundzwanzig weitere Millionen brauchen, warum geben Sie nicht die Aktien sogleich zu tausend oder zwölfhundert Franken aus, wodurch die Vorwegnahme des Reingewinns aus der nächsten Bilanz umgangen würde?"

Einen Augenblick geriet Saccard in Verwirrung. Er schaute sie über diesen Einfall verwundert an.

„Allerdings! zu elfhundert, statt achthundertundfünfzig würden die hunderttausend Aktien gerade die fünfundzwanzig Millionen ergeben."

„Nun, dann haben wir's ja!" erwiderte sie. „Sie fürchten nicht, daß die Aktionäre sich widerhaarig zeigen werden? Sie werden ebenso leicht elfhundert Franken wie achthundert geben."

„Ja, natürlich! Sie werden alles geben, was man will, und sich noch darum reißen, wer mehr geben darf. Sie sind jetzt toll und würden das Haus stürmen, um uns ihr Geld zu bringen."

Mit einemmale aber kam er wieder zu sich und machte eine lebhaft abwehrende Bewegung:

„Was fällt Ihnen denn ein? Ich will nicht elfhundert Franken verlangen, um keinen Preis! Das wäre wahrhaftig gar zu dumm und gar zu einfach. Begreifen Sie doch, in solchen Kreditfragen muß man immer auf die Phantasie einwirken. Die geniale Idee

besteht darin, den Leuten aus der Tasche Geld zu nehmen, welches noch nicht darin ist. Sofort bilden sie sich ein, daß sie es nicht hergeben und man ihnen etwas schenkt. Und dann, sehen Sie nicht den großartigen Erfolg dieser in allen Blättern veröffentlichten vorläufigen Bilanz, dieses sechsunddreißig-Millionengewinnes, der zum voraus mit lautem Trompetenschall verkündet wird? Die Börse fängt Feuer, wir überschreiten den Kurs von zweitausend und steigen und steigen — und bleiben nicht mehr stehen!“

Mit lebhaften Geberden stand er da; auf seinen kurzen Beinen hoch aufgerichtet, wuchs er in Wahrheit bis zu den Sternen empor, dieser Geldpoet, der trotz Bankerott und Ruin nicht vorsichtig geworden war. So war eben sein instinktives Verfahren, das ungestüme Drängen seines ganzen Seins, er mußte die Geschäfte förmlich vorwärts peitschen und im dreifachen Galopp seines Fieberwahnes vorwärts treiben.

Er hatte sich den Erfolg erzwungen und durch den zerschmetternden Erfolg der Universelle alle Begierden angefacht. Drei Emissionen binnen drei Jahren, ein Kapital, das von fünfundzwanzig auf fünfzig, auf hundert, auf hundertundfünfzig Millionen sprang, ein unaufhaltsames Fortschreiten, welches von wunderbarer Prosperität zu zeugen schien. Auch mit den Dividenden ging es sprungweise vorwärts: das erste Jahr nichts, dann zehn Franken, dann dreiunddreißig, jetzt die sechsunddreißig Millionen nebst Volleinbezahlung aller Aktien. Und dies alles bei schwindelhaftem Ueberheizen der ganzen Maschine, inmitten scheinbarer Subskriptionen, bei denen

die Gesellschaft viele Aktien behielt, um ein voll einbezahltes Kapital vorzuspiegeln, unter dem Drängen und Schieben der Börse, an welcher jede Kapitalserhöhung die Hausse über Gebühr emportrieb.

Immer noch in der Prüfung der Projekte vertieft, hatte Hamelin seiner Schwester nicht beigestanden. Er schüttelte den Kopf und kehrte zu den Bemerkungen über Einzelheiten zurück.

„Gleichviel! es ist nicht richtig mit Ihrer vorläufigen Bilanz, da ja der Reingewinn nicht feststeht. Ich will nicht einmal mehr von unseren Unternehmungen reden, obwohl auch sie den Unglücksschlägen preisgegeben sind, wie jedes Menschenwerk überhaupt. Aber da sehe ich das Conto Sabatani, dreitausend und so und so viel Aktien, welche über zwei Millionen darstellen. Diese Posten haben Sie uns gut geschrieben, während Sie uns damit belasten sollten, da ja Sabatani nur unser Strohmann ist. Nicht wahr, das dürfen wir uns schon untereinander sagen? Und hier erkenne ich gleichfalls mehrere unserer Angestellten, ja sogar einige unserer Aufsichtsräte, — lauter Strohmänner, ja, ja, ich durchschaue es, Sie brauchen es mir nicht mehr zu sagen. Es flößt mir Furcht ein, wenn ich sehe, daß wir eine so erhebliche Zahl unserer Aktien in Händen behalten. So nehmen wir nicht nur nichts ein, sondern wir legen uns fest und werden schließlich uns aufzehren.“

Frau Karoline schaute ihn ermutigend an. Endlich sprach er ihre gesamten Befürchtungen aus, fand er die Ursache des dumpfen Unbehagens, das zugleich mit dem Erfolge in ihrem Innern wuchs.

„O, das Spiel!“ murmelte sie.

„Wir spielen ja nicht!“ rief Saccard. „Es ist doch erlaubt, seine eigenen Werte zu stützen, und es wäre wahrhaft einfältig, wenn wir nicht dafür sorgten, daß Gundermann und die anderen unsere Papiere nicht entwerten, indem sie gegen uns Baisse spielen. Wenn sie es bis jetzt noch nicht gewagt haben, so kann's immer noch kommen. Deshalb bin ich ziemlich froh, eine gewisse Zahl unserer Aktien in Händen zu haben, und wenn man mich dazu zwingt — das sage ich Ihnen — dann bin ich sogar bereit, Aktien zu kaufen, ja ich werde eher kaufen, als ich sie um einen Centime weichen lasse.“

Er hatte die letzten Worte mit ungewöhnlicher Kraft gesprochen, als hätte er den Eid geleistet, eher zu sterben, als sich besiegen zu lassen. Dann zwang er sich zur Ruhe und verzog sein Gesicht zu einem gutmütigen Lachen:

„Also jetzt geht's wieder los mit dem Mißtrauen! Ich meinte, wir hätten uns ein für allemal über alles dies ausgesprochen. Sie hatten sich bereit erklärt, sich auf mich zu verlassen, lassen Sie mich also handeln! Ich will nur Ihren Reichtum, einen großen, großen Reichtum.“

Er unterbrach sich und sprach leiser, als erschrecke er fast vor der Ungeheuerlichkeit seines Wunsches.

„Sie wissen nicht, was ich will? Ich will einen Kurs von dreitausend!“

Mit der Hand wies er in die Ferne, er sah ihn wie ein Gestirn aufsteigen und im Gesichtskreis der Börse aufflammen, diesen triumphirenden Kurs von dreitausend.

„Das ist Verrücktheit!“ sagte Frau Karoline.

„Sobald der Kurs über zweitausend gestiegen ist,“ versetzte Hamelin, „wird jede weitere Hausse zur Gefahr. Was mich betrifft, — das sage ich Ihnen zum voraus, — werde ich verkaufen, um bei derartigem Unsinn nicht beteiligt zu sein.“

Aber Saccard begann vor sich hin zu trällern. Man sagt immer, daß man verkaufen will, und verkauft doch nicht. Er wollte sie wider ihren Willen bereichern. Von neuem lächelte er mit einschmeichelnder und etwas höhnischer Miene:

„Verlassen Sie sich auf mich, es scheint mir, daß ich bis jetzt Ihre Geschäfte nicht so übel geführt habe . . . Sadowa hat Ihnen eine Million eingebracht!“

Daran dachten die Geschwister Hamelin allerdings nicht mehr: sie hatten ja diese aus dem trüben Wasser der Börse gefischte Million angenommen! Einen Augenblick schwiegen beide erbleichend, sie empfanden das Unbehagen der noch ehrlichen Leute, die nicht recht wissen, ob sie pflichtmäßig gehandelt haben. Waren sie selbst vom Aussatze des Spiels angesteckt? Wurden sie selbst von dieser tollen Geldumgebung angefault, in welcher ihre Geschäfte sie festbannten?

„Freilich!“ murmelte schließlich der Ingenieur, „aber wenn ich hier gewesen wäre . . .“

Saccard ließ ihn nicht ausreden:

„Gehen Sie mir doch! Nur keine Gewissensbisse: das Geld haben wir von den ekligen Juden erbeutet!“

Alle drei lachten auf. Frau Karoline, die sich nieder-

gesetzt hatte, machte eine Bewegung gleichgiltiger Duldsamkeit. Durfte man sich auffressen lassen, ohne die anderen auch aufzufressen? So sei eben das Leben. Sonst bedürfte man gar zu erhabener Tugenden, oder der von Versuchungen entfernten Klostereinsamkeit.

„Sehen Sie doch!“ sprach Saccard fröhlich weiter. „Thun Sie nicht so, als ob Sie auf das Geld pfiffen: denn das ist erstens Blödsinn, und dann verschmähen nur die Ohnmächtigen irgend eine Kraft ... Es wäre unlogisch, wenn Sie sich schinden und plagen sollten, um andere zu bereichern, ohne Ihren gebührenden Anteil sich vorzubehalten. Sonst thun Sie besser, sich ins Bett zu legen und zu schlafen!“

Er beherrschte sie jetzt, sie konnten kein Wort mehr anbringen.

„Wissen Sie auch, daß Sie bald ein hübsches Sümmchen in der Tasche haben werden? ... Warten Sie einmal!“

Und mit der Lebendigkeit eines Schuljungen stürzte er auf Frau Karolinens Tisch zu, ergriff eine Bleifeder und ein Blatt Papier und setzte Zahlenreihen untereinander.

„Warten Sie! Ich will's Ihnen vorrechnen. O, ich weiß schon ... Sie haben bei der Gründung fünfhundert Aktien gehabt, die einmal verdoppelt und dann wieder verdoppelt wurden, was jetzt zweitausend Aktien ergibt. Nach unserer nächsten Emission werden Sie also dreitausend haben.“

Hamelin wollte ihn unterbrechen.

„Nein, nein, ich weiß, daß Sie die Mittel haben,

dieselben zu zahlen, mit Ihrer Erbschaft von dreimalhunderttausend Franken einerseits, und Ihrer Sadowa-Million andererseits . . . Sie sehen, Ihre bisherigen zweitausend Aktien haben viermalhundertfünfunddreißigtausend Franken gekostet, die tausend neue werden achtmalhundertfünfzigtausend kosten, im ganzen also eine Million zweimalhundertfünfundachtzigtausend Franken . . . Folglich bleiben Ihnen noch fünfzehntausend Franken, um Ihre Jugend zu genießen, abgesehen von Ihrem Gehalt von dreißigtausend Franken, den wir demnächst auf sechzigtausend erhöhen wollen."

Verblüfft hörten beide Geschwister ihn an, allmälich von heftigem Interesse für diese Ziffern erfaßt.

„Sie sehen also, daß Sie redlich sind und alles bezahlen, was Sie nehmen . . . Aber das sind nichts als Kleinigkeiten. Ich wollte Ihnen folgendes zeigen . . ."

Er stand wieder auf und schwang mit siegreicher Geberde sein Papier:

„Zum Kurs von dreitausend ergeben Ihre dreitausend Aktien neun Millionen."

„Wie? Zum Kurs von dreitausend?" riefen beide, als wollten sie dieser Hartnäckigkeit im Wahnsinn wehren.

„Ei, natürlich! Ich verbiete Ihnen, früher zu verkaufen, ich werde Sie schon daran zu hindern wissen, ja, durch Gewalt! Durch das Recht, welches man hat, gute Freunde von Thorheiten abzuhalten! . . . Den Kurs von dreitausend muß ich haben, und ich werde ihn haben!"

Was konnte man diesem schrecklichen Menschen erwidern, dessen durchdringende Stimme wie ein Hahnenruf Triumph schmetterte? Sie lachten wieder und zuckten

verlegen die Achseln. Sie erklärten dann, sie seien unbesorgt, der berühmte Kurs würde ja nie erreicht werden. Er hatte sich wieder an den Tisch gesetzt und rechnete jetzt etwas anderes aus, sein eigenes Konto. Hatte er seine dreitausend Aktien bezahlt, oder würde er sie überhaupt bezahlen? Das blieb unklar. Er mußte sogar eine viel höhere Zahl von Aktien besitzen, aber es war schwer, dahinter zu kommen, weil auch er der Gesellschaft als Strohmann diente, so daß die ihm gehörigen Titres nicht recht zu unterscheiden waren. Seine Bleifeder schrieb endlose Zahlenreihen. Dann strich er mit einem blitzschnellen Striche alles durch, zerknitterte das Papier und steckte es in die Tasche. Diese Summe nebst den im Kot und im Blut von Sadowa aufgelesenen zwei Millionen, das war sein Anteil.

„Ich habe mit jemanden eine Zusammenkunft verabredet, ich gehe jetzt," sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Alles ist also abgemacht, in acht Tagen Aufsichtsrat, und sogleich darauf außerordentliche Generalversammlung."

Als Frau Karoline und Hamelin sich wieder allein sahen, blieben sie, geängstigt und müde, einen Augenblick wortlos vor einander stehen.

„Was kannst Du da machen?" sagte er endlich als Erwiderung auf die nicht ausgesprochenen Gedanken seiner Schwester. „Wir stecken darin und müssen wohl darin bleiben. Er hat recht, es wäre einfältig von uns, dieses Vermögen von uns zu weisen. Ich habe mich immer nur als einen Techniker angesehen, der das Wasser zur Mühle führt, und hergeführt habe ich es, bilde ich mir ein,

klares und reichliches Wasser, vortreffliche Geschäfte, denen das Haus sein überaus rasches Gedeihen verdankt ... Folglich, da mich kein Vorwurf treffen kann, wollen wir den Mut nicht verlieren. Auf, zur Arbeit!"

Wankend und stammelnd war sie vom Stuhle aufgestanden:

„O, so viel Geld, so viel Geld!"

Von unbesieglicher Aufregung beim Gedanken an diese Millionen erstickt, welche über ihren Häuptern sich ergießen würden, umschlang sie des Bruders Hals und weinte. Ohne Zweifel war es die Freude und das Glück, ihn endlich für seine geistige Arbeit würdig belohnt zu sehen. Aber es war auch Schmerz dabei, ein Schmerz, dessen Ursache sie nicht recht sagen konnte, gemischt aus Scham und Angst. Er scherzte darüber, sie zwangen sich wieder zur Heiterkeit, und doch blieb ein Stachel des Unbehagens in ihnen zurück, dumpfe Unzufriedenheit mit sich selbst, unausgesprochene Gewissensbisse über eine schmutzige Mitthäterschaft.

„Ja, er hat recht!" wiederholte Frau Karoline. „Alle Leute handeln so. So ist das Leben."

Die Aufsichtsratsitzung fand im neuen Saale des prachtvollen Hotels der Rue de Londres statt. Das war nicht mehr der feuchte Salon, in welchen der grünlichblasse Schimmer des Nachbargartens hineinschien, sondern ein geräumiges, durch vier Fenster nach der Straße erhelltes Gemach, dessen hohe Decke und majestätische Wände mit großen Gemälden geschmückt und über und über mit Gold bedeckt waren. Der Präsidentenstuhl überragte wie ein wirklicher Thron die anderen Stühle, welche

prächtig und ernst wie für eine Versammlung königlicher Minister in Reihe und Glied um den gewaltig großen Tisch mit dem rotsammetenen Teppich standen. Auf dem monumentalen Kaminsims aus weißem Marmor, unter welchem im Winter ganze Baumstämme brannten, stand eine Büste des Papstes, mit einem liebenswürdigen und feinen Gesicht, welches über seine Anwesenheit in diesem Raume schalkhaft zu lächeln schien.

Mittlerweile hatte Saccard die Mitglieder des Aufsichtsrates vollends in die Hand bekommen, indem er sie meistens einfach erkaufte. Ihm hatte der Marquis de Bohain, der bei einer nahe an Betrug streifenden Bestechungsgeschichte auf frischer That ertappt worden war, es allein zu verdanken, daß er den Skandal unterdrücken und die betrogene Gesellschaft entschädigen konnte. So war er Saccards demütige Kreatur geworden, ohne darum aufzuhören, den Kopf hoch zu tragen, ein Mann von der Blüte des Adels, die schönste Zier des Aufsichtsrates. Seitdem er nach dem Diebstahl der Depesche über die Abtretung Venetiens von Rougon hinausgeworfen worden war, hatte sich auch Huret ganz und gar dem Schicksal der Universelle angeschlossen. Er vertrat sie im Gesetzgebenden Körper, fischte für sie in den kotigen Gewässern der Politik und behielt den größten Anteil vom Ertrag seiner schamlosen Machenschaften zurück, die ihn eines schönen Tages ins Gefängnis bringen konnten. Der Vicomte de Robin-Chagot, der Vizepräsident, bekam heimlich einmalhunderttausend Franken jährlich, um während der langen Abwesenheit Hamelins alle geforderten Unterschriften zu geben;

der Bankier Kolb ließ sich gleichfalls seine passive Gefälligkeit bezahlen, indem er den Einfluß des Hauses im Auslande sich zunutze machte und sogar durch seine Arbitragen gefährdete. Selbst der Seidenhändler Sédille, dessen Stellung durch eine verhängnisvolle Liquidation erschüttert worden war, hatte sich eine bedeutende Summe vorschießen lassen und dieselbe nie zurückzuzahlen vermocht. Daigremont war der einzige, der seine völlige Unabhängigkeit Saccard gegenüber bewahrt hatte, was den letzteren bisweilen beunruhigte, obwohl der liebenswürdige Daigremont sich immer noch sehr zuvorkommend zeigte, ihn zu seinen Festen einlud und ebenfalls ohne Bemerkung alles unterschrieb, mit der artigen Bereitwilligkeit eines skeptischen Parisers, dem alles richtig scheint, solange er nur gewinnt.

An jenem Tage wurde trotz der ungewöhnlichen Wichtigkeit der Tagesordnung vom Aufsichtsrat alles ebenso summarisch erledigt, wie sonst. Es war eine Sache der Gewohnheit geworden: in Wirklichkeit arbeitete man nur bei den kleinen Sitzungen am fünfzehnten, während die großen Sitzungen am Ende des Monats lediglich mit großem Prunke die Beschlüsse gutzuheißen hatten. So groß war die Gleichgiltigkeit der Mitglieder, daß die Protokolle immer die gleichen zu bleiben drohten, mit der beständigen Banalität der allgemeinen Zustimmung, und daß man einzelnen Mitgliedern allerlei Bedenken einflüstern mußte, woran sich eine Reihe vermeintlicher Erörterungen anknüpfte, über die sich beim Verlesen des Protokolles in der nächsten Sitzung kein Mensch wunderte, und die man ohne Lachen unterschrieb.

Daigremont erhob sich stürmisch und drückte Hamelin beide Hände; er wußte die guten, die großen Nachrichten, die jener mitbrachte:

„O, mein lieber Präsident! Wie sehr freut es mich, Sie beglückwünschen zu dürfen.“

Alle umdrängten und feierten ihn, Saccard ebenfalls, als ob er ihn noch nicht gesehen hätte. Als die Sitzung eröffnet war und er den der Generalversammlung vorzulegenden Bericht zu verlesen begann, hörte man aufmerksam zu, was sonst nie geschah.

Die schönen vorhandenen Ergebnisse, die herrlichen Aussichten für die Zukunft, die geniale Art der Erhöhung des Grundkapitals, wodurch gleichzeitig die Stammaktien voll einbezahlt wurden, alles dies wurde mit bewunderndem Kopfnicken begrüßt. Keinem einzigen fiel es ein, Erklärungen zu fordern. Alles stimmte vorzüglich. Sédille hatte auf ein Zahlenversehen hingewiesen: man kam überein, seine Bemerkung nicht einmal ins Protokoll aufzunehmen, um die schöne Einstimmigkeit der Mitglieder nicht zu stören, die nunmehr unter dem frischen Eindruck der Begeisterung und ohne jegliche Bemerkung rasch hintereinander alle unterschrieben.

Schon war die Sitzung aufgehoben; lachend und scherzend stand man inmitten der strahlenden Vergoldungen des Salons umher. Der Marquis de Bohain erzählte von einer Jagd in Fontainebleau, während der Abgeordnete Huret, der nach Rom gereist war, auseinandersetzte, wie er den päpstlichen Segen erlangt hatte. Kolb war soeben verschwunden und zu einer Zusammenkunft geeilt. Den andern Mitgliedern, den stummen Statisten,

erteilte Saccard mit leiser Stimme Verhaltungsmaßregeln für die nächste Sitzung.

Daigremont aber, den gerade der Vicomte de Robin-Chagot mit seinen überschwenglichen Lobreden über den Bericht Hamelins langweilte, ergriff im Vorbeigehen den Direktor beim Arme und flüsterte ihm ins Ohr:

„Nur nicht gar zu schneidig! Wie?"

Betroffen hielt Saccard inne und schaute ihn an. Er gedachte wieder seines anfänglichen Zögerns, diesen wenig zuverlässigen Mann beizuziehen.

„O, wer mich lieb hat, soll mir folgen!" erwiderte er sehr laut, so daß jeder es hören konnte.

Drei Tage später wurde die außerordentliche Generalversammlung im großen Festsaale des Hotel du Louvre abgehalten. Für eine derartige Feierlichkeit hatte man den armseligen nackten Saal der Rue Blanche verschmäht, man wollte Prunkräume mit einer Galerie haben, die zwischen einem Festessen und einer Hochzeitsfeier noch nicht kalt geworden waren.

Den Statuten zufolge mußte man mindestens zwanzig Aktien besitzen, um Eintritt zu erlangen; es kamen über eintausendzweihundert Aktionäre, welche viertausend und einige Stimmen vertraten. Die Förmlichkeiten beim Eintritt, das Vorzeigen der Eintrittskarten und das Unterschreiben der Präsenzlisten nahmen fast zwei Stunden in Anspruch. Ein Tumult froher Gespräche füllte den Saal, in welchem man alle Verwaltungsräte und viele der höheren Beamten der Universelle erkannte. Sabatani war anwesend und sprach in einer Gruppe mit seiner schmachtenden, einschmeichelnden Stimme vom Orient, seiner Heimat;

er erzählte von wunderbaren Geschichten, als brauche man nur sich zu bücken, um Silber, Gold und Edelsteine aufzulesen. Maugendre, der im Juni sich entschlossen hatte, fünfzig Aktien der Universelle zu eintausendzweihundert anzukaufen, weil er von der Hausse überzeugt war, hörte mit offenem Munde zu und freute sich über seine feine Spürnase. Jantrou dagegen, der, seitdem er reich geworden, in einen ganz liederlichen Lebenswandel verfallen war, lachte mit höhnisch verzerrtem Munde vor sich hin, todmüde von der gestrigen Ausschweifung. Nachdem Hamelin als geborener Präsident die Sitzung eröffnet und ein Vorstand ernannt worden war, wurde Lavignière, der wieder zum Rechnungsprüfer gewählt war, und welchen man im nächsten Geschäftsjahr zu dem ersehnten Posten eines Aufsichtsrats erheben wollte, vom Vorsitzenden aufgefordert, über die finanzielle Lage der Gesellschaft auf den 31. Dezember des laufenden Jahres einen Bericht zu verlesen. Dies geschah, um den Statuten Genüge zu thun und zugleich die vorläufige Bilanz, die in Frage kommen sollte, zum voraus zu kontrolliren. Er wies auf die letztjährige Bilanz hin, die der ordentlichen Generalversammlung im Monat April vorgelegt worden war, auf diese herrliche Bilanz, die einen Nettogewinn von elfeinhalb Millionen ergab und nach Abschreibung von fünf Prozent für die Aktionäre, zehn Prozent für den Aufsichtsrat und zehn Prozent für den Reservefonds noch eine Dividende von dreiunddreißig Prozent zu verteilen gestattet hatte. Dann stellte er unter einer Sintflut von Zahlen fest, daß der als ungefähre Gesamtsumme des Reingewinnes im laufenden Jahre angegebene Betrag

von sechsunddreißig Millionen ihm nicht nur nicht übertrieben schien, sondern vielmehr hinter den bescheidensten Hoffnungen zurückblieb. Ohne Zweifel war er redlich und hatte wohl die ihm zur Prüfung vorgelegten Akten gewissenhaft studirt; dies war aber reiner Schwindel, denn um eine Berechnung gründlich zu studiren, muß man eine zweite vom Anfang bis zum Ende neu aufstellen.

Uebrigens hörten die Aktionäre nicht zu. Nur einige Andächtigen, Maugendre und ein paar andere kleine Aktionäre, die eine oder zwei Stimmen vertraten, tranken jede Zahl aus dem Munde des Redners, inmitten des andauernden Gemurmels der Privatunterhaltungen. Die Kontrolle der Rechnungsprüfer, das war ja etwas ganz Nebensächliches. Erst als Hamelin sich endlich erhob, entstand andachtsvolle Stille. Lauter Beifall erscholl, noch ehe er den Mund geöffnet hatte, eine Huldigung für seinen Eifer, für das unerschrockene und ausdauernde Genie des Mannes, der so weit gereist war und Fässer voll Gold herbeigeholt hatte, um sie über Paris zu ergießen. Sein Erfolg wuchs und steigerte sich noch bis zur Apotheose. Man jubelte ihm bei abermaliger Erwähnung der letztjährigen Bilanz zu, die in Lavignières Munde ungehört geblieben war. Besondere Freude erregten die Schätzungen zur neuen Bilanz. Millionen für die vereinigten Dampfer, Millionen für die Silberbergwerke am Karmel, Millionen für die Türkische Nationalbank, so ging die Addition endlos weiter; die sechsunddreißig Millionen gruppirten sich auf leichte, natürliche Art und rieselten mit dröhnendem Brausen wie ein Wasserfall herab. Dann erweiterte sich der Ausblick auf

die künftigen Operationen. Es tauchte die „Gesellschaft der vereinigten Orientbahnen" auf, zuerst mit der großen Zentrallinie, die demnächst in Angriff zu nehmen war, hierauf mit Zweigbahnen; das ganze Netz der neuzeitigen Industrie wurde über Asien geworfen, es war die triumphirende Rückkehr der Menschheit zu ihrer Wiege, die Wiederauferstehung einer versunkenen Welt. In unabsehbarer Ferne, zwischen zwei Phrasen, erhob sich das, was man nicht aussprach, das Geheimnis, die Krönung des Gebäudes, vor welcher die Völker staunen sollten.

Die Einstimmigkeit war unbedingt, als zum Schluß Hamelin die Resolutionen darlegte, die er zur Abstimmung zu bringen gedachte: die Erhöhung des Kapitals auf einhundertundfünfzig Millionen, die Emission von hunderttausend neuen Aktien zu achthundertundfünfzig Franken, die Volleinzahlung der alten Titres vermittelst des Agios der neuen Aktien und des Reingewinns der nächsten Bilanz, über welche man zum Voraus verfügte. Donnernde Bravorufe begrüßten diesen genialen Gedanken. Ueber allen Köpfen sah man die dicken Hände Maugendres mit voller Kraft klatschen. Auf den ersten Bänken geberdeten sich die Verwaltungsräte und die Angestellten des Hauses wie toll, überragt von Sabatani, der sich erhoben hatte und wie im Theater sein „Bravo! Bravo!" in den Saal schleuderte. Alle Resolutionen wurden mit Begeisterung angenommen.

Indessen hatte Saccard einen Zwischenfall ins Werk gesetzt. Er wußte wohl, daß man ihn beschuldigte, an der Börse zu spielen und wollte den geringsten Argwohn

mißtrauischer Aktionäre tilgen, sofern einige im Saal vorhanden waren.

Jantrou, den er abgerichtet hatte, stand auf und sprach mit schwerfälliger Zunge:

„Herr Präsident, ich glaube im Sinne vieler Aktionäre zu reden, wenn ich darum bitte, daß genau festgestellt werde, daß die Gesellschaft keine einzige ihrer Aktien besitzt.“

Hamelin, der nicht ins Vertrauen gezogen worden war, geriet einen Augenblick in Verlegenheit. Instinktmäßig wandte er sich zu Saccard, der bis dahin auf seinem Platze in Gedanken verloren dasaß. Dieser fuhr mit einem Ruck auf, um seine kleine Gestalt zu erhöhen, und antwortete mit seiner grellen Stimme:

„Nicht eine einzige, Herr Präsident!“

Bei dieser Antwort erschollen neue Bravorufe, man wußte nicht warum. Wenn er auch log, so war es doch die Wahrheit, daß die Gesellschaft selbst keine einzige ihrer Aktien besaß, da ja Sabatani und noch andere als Strohmänner dienten. Dann kam der Schluß der Sitzung, man klatschte wieder, und alles ging fröhlich und sehr laut auseinander.

Schon in den nächsten Tagen brachte der Versammlungsbericht, der in allen Zeitungen erschien, an der Börse und in ganz Paris einen großartigen Eindruck hervor. Für eben diesen Augenblick hatte Jantrou das letzte gewaltige Aufgebot seiner Reklamekünste aufbewahrt, die donnerndste Fanfare, die seit langer Zeit in den Posaunen der Reklame geblasen worden war. Es ging sogar der Scherz um, daß man die Worte: „Kaufet

Universelle!" an heiklen Körperstellen der liebenswürdigen Damen hatte einbrennen lassen, welche man eifrig in Umlauf setzte.

Uebrigens hatte Jantrou endlich seinen großen Schlag geführt. Er hatte die „Cote financière" angekauft, diese alte, gediegene Zeitung, die auf unentwegte zwölfjährige Redlichkeit zurücksah. Es hatte zwar viel Geld gekostet, aber die gute Kundschaft, die ängstlichen Spießbürger, die großen, vorsichtigen Vermögen, die Gelder aller achtungswerten Leute waren damit erobert. In vierzehn Tagen erreichte man an der Börse den Kurs von eintausendfünfhundert, in den letzten Augusttagen war er sprungweise auf zweitausend emporgeschnellt. Der fieberhafte Taumel hatte noch zugenommen, der Wahnsinn durch die Ansteckung des Agiofiebers sich fort und fort gesteigert. Man kaufte und kaufte, selbst die Vorsichtigsten kauften in der Ueberzeugung, es müßte noch höher, ohne Ende höher steigen. Die geheimnisvollen Höhlen aus „Tausend und eine Nacht" thaten sich auf, die unberechenbaren Schätze der Kalifen wurden dem lüsternen Paris ausgeliefert. Alle seit Monaten geflüsterten Märchen schienen unter dem Entzücken des Publikums in Erfüllung zu gehen: die Wiege der Menschheit wurde wieder erobert, die alten, geschichtlichen Küstenstädte aus dem Sande wieder auferweckt, Damaskus, dann Bagdad, später Indien und China durch die vordringende Schar französischer Ingenieure dem Verkehr eröffnet. Was Napoleon mit seinem Schwerte nicht zu stande gebracht hatte, die Eroberung des Orients, dies verwirklichte jetzt eine Aktiengesellschaft mit einem Heere von Spaten

und Schubkarren. Man eroberte Asien mit der Gewalt der Millionen, um Milliarden daraus zu gewinnen.

Am lautesten jubelte der Kreuzzug der Damen bei den vertraulichen Zusammenkünften des Fünfuhrthees, bei den großen Empfängen um Mitternacht, bei der Tafel und in den Alkoven. Sie hatten es richtig vorausgesehen: schon war Konstantinopel erobert, demnächst kämen Brussa, Angora und Aleppo an die Reihe, später Smyrna und Trapezunt, alle von der Universelle belagerten Städte, bis zu dem Tage, da die letzte Feste fiel, die heilige Stadt, deren Namen man nicht aussprach, die gleichsam als gnadenreiche Verheißung am Ziele des fernen Feldzugs winkte. Väter, Ehegatten, Liebhaber, vom leidenschaftlichen Ungestüm der Weiber überwältigt, eilten nur noch unter wiederholten Rufen: „Gott will es!" zu den Wechselagenten, um ihnen Ordres zu geben. Schließlich setzten sich die unabsehbaren Haufen der Kleinen in Bewegung, die willenlose Herde, die hinter den starken Heerscharen einhertrabt; die Leidenschaft stieg vom Salon zur Dienerschaft herunter, vom Bürger zum Arbeiter und zum Bauersmann, und schleuderte in das tolle Gewühl der Millionen arme Aktionäre mit einer einzigen Aktie, mit drei, vier, zehn Aktien: Hausdiener, die schon sich zurückzuziehen gedachten, alte Jungfern, die friedlich mit einer Katze lebten, pensionirte Unterbeamten in der Provinz mit einem täglichen Budget von zehn Sous, durch Almosen verarmte Landpfarrer, — die ganze hagere und hungrige Schar der allerkleinsten Rentner, die jeder Börsenkrach gleich einer Seuche hinwegrafft und mit einem Ruck ins Massengrab stürzt.

Dieses ungestüme Steigen der Universelle-Aktien, dieses Aufwärtsfliegen unter dem Hauch eines religiösen Sturmwindes schien gleiches Tempo mit den Musikklängen einzuhalten, die immer lauter und lauter von den Tuilerien und vom Marsfeld her schollen, mit den immerwährenden Festlichkeiten, in denen die Ausstellung Paris berauschte. Lauter klatschten die flatternden Fahnen in der schwülen Luft der Sommertage; an jedem Abend flammte unter dem Sternenhimmel die Stadt in festlicher Beleuchtung wie ein Riesenpalast, worin die Ausschweifung dem grauen Morgen entgegenwacht. Die Freude hatte Haus für Haus ergriffen, alle Straßen schwammen in Trunkenheit, die fahle Dunstwolke vom Dampf und vom Schweiß der Festgelage schwebte am Horizont dahin und wälzte über den Dächern der Weltstadt die Nacht von Sodom, Babylon und Ninive.

Seit Mai kamen aus den vier Enden der Welt Kaiser und Könige herangepilgert, unaufhörliche Aufzüge, gegen hundert Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen. Paris war der Majestäten und königlichen Hoheiten überdrüssig: dem Kaiser von Rußland und Oesterreich, dem Sultan, dem Vizekönig von Aegypten hatte es zugejauchzt; es hatte sich unter die Räder der Hofwagen geworfen, um aus größerer Nähe den König von Preußen zu sehen, welchen Herr von Bismarck als getreuer Bullenbeißer begleitete. Unablässig dröhnten Freudenschüsse am Invalidenpalast, während die gaffende Menge in der Ausstellung die von Deutschland ausgestellten düsteren Riesengeschütze Krupps umdrängte, welche hier einen volkstümlichen Erfolg errangen. Fast allwöchentlich

zündete die große Oper ihre Kronleuchter zu irgend einer offiziellen Galavorstellung an. In den kleinen Theatern und in den Restaurationen herrschte erstickendes Gewühl, die Gehwege waren nicht mehr breit genug für die überströmende Flut der Straßendirnen.

Napoleon III. verteilte persönlich die Auszeichnungen an die sechzigtausend Aussteller, in einer Festlichkeit, die an Prunkentfaltung alle anderen überragte. Dies war der strahlende Glorienschein auf der Stirne von Paris, der höchste Glanzpunkt der Regierung, als der Kaiser wie eine trügerische Lichterscheinung der Bühne als Herr über ganz Europa auftrat, um mit der Ruhe der selbstbewußten Kraft zu sprechen und Frieden zu verheißen. Am gleichen Tage erfuhr man in den Tuilerien die schreckliche Katastrophe in Mexiko, die Hinrichtung Kaiser Maximilians; französisches Blut und französisches Gold waren also nutzlos vergeudet. Die Nachricht wurde verheimlicht, um die Feststimmung nicht zu verdüstern. Dies war der erste Ton des Grabgeläutes an diesem herrlichen, sonnenbeglänzten Abend.

Mitten in dieser Herrlichkeit schien es, als ob auch Saccards Gestirn seinem größten Glanze entgegenstieg. Was er seit so vielen Jahren erstrebt, besaß er endlich; er besaß den Reichtum wie einen Sklaven, wie eine Sache, über die man frei verfügt, die man eingeschlossen hält, lebendig und greifbar! So oft hatten Lug und Trug seine Kassen bewohnt, so viele Millionen waren hineingeflossen und aus allerlei unsichtbaren Löchern zerronnen! Nein, jetzt war's nicht mehr der trügerische Reichtum an der Fassade, sondern das echte, festgegründete,

auf vollen Säcken thronende Königtum des Goldes. Und dieses Königtum hatte er nicht wie ein Gundermann durch die Ersparnisse eines Geschlechts von Bankiers erlangt, er rühmte sich mit Stolz, es selbst erbeutet zu haben, wie ein abenteuernder Krieger, der mit einem Handstreich ein Reich erobert. Mehrmals war er zur Zeit seiner Geschäfte in den Bauplätzen des Quartier de l'Europe sehr hoch gestiegen; noch nie hatte er aber das besiegte Paris so demütig zu seinen Füßen gefühlt. Und er gedachte jenes Tages, da er bei Champeaux speiste und an seinem Stern verzweifelte, da er schon wieder zu Boden lag und heißhungrige Blicke nach der Börse warf, in seinem rasenden Racheburst, in seinem fieberhaften Verlangen, alles von vorn anzufangen, um alles wieder zu erobern. Daher auch ein wahrer Heißhunger nach Genüssen im Glanze seiner neuen Herrlichkeit.

Sobald er sich allmächtig glaubte, entließ er zunächst Huret; dann beauftragte er Jantrou, gegen Rougon einen Artikel los zu lassen, worin der Minister namens der Katholiken unumwunden beschuldigt wurde, bei der römischen Frage doppeltes Spiel zu spielen. Das war die endgiltige Kriegserklärung zwischen beiden Brüdern.

Seit der Konvention vom fünfzehnten September 1864 und besonders seit Sadowa legten die Klerikalen lebhafte Besorgnisse über die Lage des Papstes an den Tag; die „Espérance“ nahm nunmehr ihre alte ultramontane Politik wieder auf und griff das liberale Kaiserreich heftig an, wie es aus den Dekreten vom neunzehnten Januar hervorging. In der Kammer ging ein Ausspruch Saccards um: trotz seiner tiefen Zuneigung zum Kaiser

— hatte er gesagt, — wollte er lieber sich zu Heinrich V. bequemen, als daß er mitansehe, wie der Geist der Revolution Frankreich neuen Katastrophen entgegenführte. Hierauf wuchs seine Kühnheit mit seinen Siegen, und er verhehlte nicht mehr seinen Plan, die jüdische hohe Finanz in der Person Gundermanns anzugreifen, in dessen Milliarde er Bresche schießen wollte, bis es zur Erstürmung und schließlichen Eroberung kam. Die Universelle, die so wunderbar groß geworden war, warum sollte sie nicht als ein von der gesamten Christenheit gestütztes Haus in einigen Jahren unumschränkte Gebieterin der Börse sein? Er trat jetzt als Nebenbuhler auf, als Grenznachbar von gleicher Machtfülle und voll kriegslustiger Prahlerei. Gundermann dagegen blieb ganz phlegmatisch und erlaubte sich nicht einmal ein höhnisches Lächeln; er fuhr aber fort, zu lauern und zu warten, und schien die fortwährende Aufwärtsbewegung der Aktien bloß mit regem Interesse zu verfolgen, als Mann, der auf Geduld und Logik seine ganze Kraft gesetzt hat.

Die Leidenschaft hob Saccard zu solcher Höhe empor, die Leidenschaft sollte ihn auch stürzen. Bei der Sättigung seiner Gelüste hätte er am liebsten einen sechsten Sinn an sich entdeckt, um denselben noch zu befriedigen.

Frau Karoline, die immerwährend stilldulden lächelte, wenn ihr auch das Herz blutete, blieb für ihn eine Freundin, deren Ratschläge er mit einer Art Ehrerbietung anhörte, wie die einer Gattin.

Die Baronin Sandorff, deren umränderte Augen und rote Lippen wirklich trügerisch waren, fing jetzt an, ihm

keinen Spaß mehr zu machen; sie blieb trotz ihrer unnatürlichen Begierden eisig kalt. Er selbst hatte übrigens niemals große sinnliche Leidenschaften gekannt, da er zu jenen vielbeschäftigten Geldmenschen gehörte, die ihre Nerven anderweitig reizen und die Liebe monatweise bezahlen.

Als er daher, auf dem Haufen seiner neuen Millionen thronend, auf den Gedanken an Frauenliebe verfiel, stand von vornherein seine Absicht fest, sich nur ein außerordentlich teures Weib zu kaufen, um es vor ganz Paris zu besitzen, wie wenn er sich einen sehr großen Brillanten geleistet hätte, um ihn aus bloßer Eitelkeit auf die Kravatte zu stecken. War das nicht auch eine vorzügliche Reklame? Hat ein Mann, der im stande ist, für ein Frauenzimmer viel Geld anzulegen, nicht schon dadurch ein Vermögen von so und so viel?

Alsbald fiel seine Wahl auf Frau von Jeumont, bei welcher er mit Maxime ein paarmal gespeist hatte. Sie war noch sehr schön mit sechsunddreißig Jahren, eine ernste und tadellose junonische Schönheit; ihr großer Ruf kam daher, daß der Kaiser ihr für eine Nacht hunderttausend Franken und nebstdem einen Orden für ihren Mann gezahlt hatte, einen feinen Herrn, dessen einzige Stellung diejenige als Mann seiner Frau war. Das Ehepaar führte ein üppiges Leben, wurde überall eingeladen, bei den Ministern und bei Hof, durch ganz vereinzelte und auserwählte Abmachungen in Nahrung gesetzt, von denen drei oder vier für ein ganzes Jahr genügten. Man wußte, daß die Sache schrecklich teuer kam, aber es war das allerfeinste. Saccard, den insbesondere die

Lust reizte, an einem solchen Kaiserbissen zu naschen, verstieg sich bis zu zweimalhunderttausend Franken, da der Ehemann Jeumont zuerst über diesen früher zweideutigen Finanzmann geringschätzig die Nase gerümpft hatte, indem er ihm gar zu gering und von kompromittirendem Rufe vorkam.

Um eben diese Zeit schlug die kleine Frau Conin rundweg Saccard eine Vergnügungspartie ab. Er verkehrte viel im Papierladen der Rue Feydeau, da er immer Notizbücher brauchte; ihn reizte diese holdselige, rosige, rundliche Blondine mit dem hellen, flockigen Seidenhaar, ein kleines Lockenlämmchen, immer liebenswürdig, einschmeichelnd und froh gestimmt.

„Nein, ich mag nicht. Niemals!"

Hatte sie aber „Niemals" gesagt, so war die Sache abgethan, und nichts konnte sie von ihrer Weigerung abbringen.

„Aber warum denn? Ich habe Sie doch mit einem andern gesehen, als Sie aus einem Hotel herauskamen, in der Panoramenpassage . . ."

Sie errötete, sah ihm aber doch noch tapfer ins Gesicht. Dieses Hotel, welches eine befreundete alte Dame inne hatte, diente ihr allerdings als Stelldichein, wenn sie in einem Anfall von Laune einem Herrn der Börsenwelt zu Willen war, in den Stunden, wo ihr biederer Ehemann Geschäftsbücher zusammenleimte und sie in ihren immerwährenden Geschäftsausgängen angeblich Paris durchstreifte.

„Sie wissen doch, welchen jungen Mann ich meine: Gustave Sédille, Ihren Liebhaber."

Mit anmutiger Geberde winkte sie ab. Nein, nein! Liebhaber hätte sie keine. Kein Mann könnte sich rühmen, ihre Gunst zweimal genossen zu haben. Wofür hielte er sie denn? Einmal, ja! Durch Zufall, zum Vergnügen, aber ohne alle weiteren Folgen! Dabei blieben sie alle ihre Freunde, sehr dankbar und sehr verschwiegen.

„Es ist also, weil ich nicht mehr jung bin?“

Aber mit einer neuen Geberde, mit ihrem immerwährenden Lachen gab sie zu verstehen, daß sie auf Jugendlichkeit nicht viel gab. Sie hatte noch älteren, noch weniger schönen Männern nachgegeben, mitunter auch armen Teufeln.

„Warum also? Warum denn?“

„Mein Gott! ganz einfach, — weil Sie mir nicht gefallen. Niemals!“

Gleichwohl blieb sie sehr liebenswürdig und schien sogar darüber betrübt, daß sie ihn nicht zufriedenstellen konnte.

„Hören Sie!“ versetzte er ohne Umschweife, „ich gebe, was Sie wollen ... Wollen Sie tausend, wollen Sie zweitausend?“

Sie schüttelte bei jedem Gebot Saccards mit liebenswürdiger Verneinung den Kopf.

„Wollen Sie ... Nun wollen Sie zehn, zwanzigtausend?“

Sie that ihm sanft Einhalt, indem sie ihre niedliche Hand auf die seinige legte.

„Nicht zehn-, nicht fünfzig-, nicht hunderttausend! Sie könnten lange so weiter bieten, es hieße nein! immer nein! ... Sie sehen doch, daß ich kein Stückchen Schmuck trage. O! wie oft hat man mir Geschenke, Geld, alles

mögliche angeboten! Ich will aber nichts haben. Ist das nicht genug, wenn man selbst sein Vergnügen hat? ... Aber begreifen Sie doch, mein Mann liebt mich von ganzem Herzen, und ich habe ihn auch sehr gern. Er ist ein sehr ehrenwerter Mensch, mein Mann. Eben darum will ich ihn nicht durch Kummer umbringen ... Was sollte ich mit Ihrem Geld anfangen, da ich es meinem Manne nicht geben kann? Wir sind ja nicht arm, wir werden uns einmal mit hübschem Vermögen zurückziehen. Wenn aber die Herren mir alle die Freundschaft erweisen, daß sie weiter bei uns einkaufen, das nehme ich gerne an ... O, ich will mich nicht für uneigennütziger ausgeben, als ich bin. Stünde ich allein, dann würde ich mir's überlegen. Aber noch einmal, bilden Sie sich nur nicht ein, daß mein Mann Ihre hunderttausend Franken nähme, wenn ich mit Ihnen zusammen gewesen wäre. Nein, nein! nicht um eine Million!"

Und dabei blieb es. Durch diesen unerwarteten Widerstand aufs höchste gereizt, hielt Saccard fast einen Monat stand. Sie brachte ihn von Sinnen mit ihrem lachenden Gesichtchen und dem mitleidsvollen Blick ihrer großen, zärtlichen Augen. Wie? Mit Geld konnte man also nicht alles haben? Da war eine Frau, die andere umsonst bekamen, und die er um einen wahnsinnigen Preis nicht kaufen konnte! Sie sagte nein, so lautete ihr Wille. Das verursachte ihm mitten in seinem Triumphe grausame Pein, als sei es ein Zweifel an seiner Macht, eine geheime Enttäuschung über die Macht des Goldes, die er bis jetzt für unumschränkt und allumfassend hielt.

An einem Abend indes wurde ihm der höchste Genuß der Eitelkeit zu teil. Dies war der Kulminationspunkt in seinem Lebenslauf. Es war Ball im Ministerium des Aeußern. Dieses anläßlich der Ausstellung gegebene Fest hatte Saccard dazu ausersehen, von dem ihm gewordenen Glück einer Nacht mit Frau von Jeumont öffentlich Akt zu nehmen; bei jedem Handel mit dieser schönen Frau war nämlich für den glücklichen Inhaber das Recht einbegriffen, sich einmal öffentlich mit ihr zu zeigen und so der Geschichte jede gewünschte Publizität zu geben.

Gegen Mitternacht hielt demnach Saccard in den Salons des Ministers, wo zwischen den schwarzen Fräcken nackte Frauenschultern sich drängten, unter dem flimmernden Glanze der Kronleuchter am Arme der Frau von Jeumont seinen Einzug. Hintendrein ging der Ehemann. Bei ihrem Erscheinen öffneten sich die Gruppen; ein breiter Durchgang wurde dieser zur Schau getragenen Zweimalhunderttausendfrankenlaune gelassen, diesem Skandal zügelloser Begierde und toller Verschwendung. Man lächelte, man flüsterte, ohne Zorn und mit belustigter Miene, inmitten des berauschenden Duftes der ausgeschnittenen Mieder und der gedämpften, einlullenden Klänge des fernen Orchesters.

Im Hintergrund des Saales drängte sich eine andere Flut Neugieriger um eine mächtige und strahlende Hünengestalt in weißer Kürassieruniform. Das war Graf Bismarck, dessen hoher Wuchs über allen Häuptern ragte, mit seinem breiten Lachen, mit seinen großen, hervorstehenden Augen, seiner kräftigen Nase und mit

dem mächtigen, vom Schnurrbart eines Eroberers aus der Vorzeit beschatteten Gebiß. Nach Sadowa hatte er ganz Deutschland an Preußen ausgeliefert; seit Monaten waren die lange Zeit abgeleugneten Schutz- und Trutzbündnisse gegen Frankreich unterzeichnet, und der Krieg, der gelegentlich der Luxemburger Frage im Mai beinahe ausgebrochen wäre, war nunmehr unausbleiblich. Als Saccard triumphirend durch das Zimmer schritt, mit Frau von Jeumont am Arm und dem Ehemann hinterdrein, da hielt Graf Bismarck einen Augenblick mit seinem lauten Lachen inne und sah ihnen, wie ein gutmütig spöttischer Riese, mit neugieriger Verwunderung nach.

Neuntes Kapitel.

Frau Karoline war wieder allein. Bis zu den ersten Tagen des November war Hamelin wegen der durch die endgiltige Konstituirung der Gesellschaft mit einem Kapital von einhundertundfünfzig Millionen erforderlichen Förmlichkeiten in Paris geblieben. Er war es wieder, der auf Saccards Wunsch beim Notar Lelorrain in der Rue Sainte-Anne die gesetzlichen Erklärungen und die unrichtige Versicherung abgab, alle Aktien seien gezeichnet und das Kapital einbezahlt.

Hierauf reiste er nach Rom, wo er zwei Monate zuzubringen gedachte. Dort hatte er wegen hochwichtiger Geschäfte, über die er sich nicht aussprach, Vorstudien zu machen; ohne Zweifel handelte es sich um seinen famosen Traum vom Papste in Jerusalem, sowie um ein anderes, praktischeres und bedeutenderes Projekt, nämlich den Ausbau der Universelle zu einer auf die Interessen der gesamten Christenheit sich stützenden katholischen Bank, einer mächtigen Maschine, die dazu bestimmt wäre, die jüdische Bank zu zerschmettern und vom Erdball hinwegzufegen. Von da gedachte er wieder nach dem Orient

zurückzureisen, wohin er durch die Arbeiten der Brussa-Beirut-Bahn gerufen wurde.

Glücklich über das rasche Gedeihen des Hauses, und von dessen unerschütterlicher Festigkeit durchaus überzeugt, reiste Hamelin ab; eigentlich flößte ihm sogar dieser allzu große Erfolg eine geheime Besorgnis ein. Bei der Unterredung, die er am Vorabend seiner Abreise mit seiner Schwester hatte, gab er ihr darum nur die eine dringende Ermahnung, dem allgemeinen Wahnsinnsrausch zu widerstehen, und sobald der Kurs von zweitausend-zweihundert Franken überschritten wäre, ihre Papiere zu verkaufen; denn er wollte persönlich gegen diese fort-währende Hausse Einspruch erheben, die er für thöricht und gefährlich hielt.

Sobald sie von neuem allein war, fühlte sich Frau Karoline durch ihre überhitzte Umgebung noch mehr verwirrt. Gegen die erste Novemberwoche erreichte man den Kurs von zweitausendzweihundert. Daher ringsum grenzenloses Entzücken, laute Rufe des Dankes und der schrankenlosen Hoffnung: Dejoie zerschmolz in Dankbarkeit, die Damen Beauvilliers behandelten Frau Karoline wie ihresgleichen, als Freundin der Gottheit, die ihr uraltes Haus wieder emporheben sollte. Ein Konzert von Segenswünschen scholl aus der beglückten Menge der Großen und Kleinen; die Töchter hatten endlich eine Mitgift, arme Leute waren plötzlich reich geworden und für ihre Zukunft gesichert, die Reichen brannten von der unersättlichen Gier, noch reicher zu werden. Es herrschte aber auch im Anschluß an die Weltausstellung in dem von Lust und Herrlichkeit berauschten Paris eine einzig

artige Stimmung; einen Augenblick glaubte alles an ungemischtes Glück, war alles von der Gewißheit eines nie endenden Spielglücks erfüllt. Alle Werte waren in die Höhe gegangen, die zweifelhaftesten fanden gläubige Abnehmer, eine Ueberfülle fauler Gründungen überbürdete den Markt und verursachte in allen Adern einen schlagflußdrohenden Blutandrang; im Innern aber klang es hohl von der thatsächlichen Erschöpfung einer Regierung, die in Saus und Braus gelebt, Milliarden für große Arbeiten ausgegeben und ungeheure Bankhäuser gemästet hatte, deren übervolle Kassen allenthalben aus den Fugen gingen. Beim ersten Krachen in dem allgemeinen Schwindel war der völlige Zusammensturz unausbleiblich.

Unzweifelhaft hatte Frau Karoline diese ängstliche Vorahnung, wenn ihr Herz bei jedem neuen Sprung der Kurse der Universelle sich zusammenzog. Noch lief kein böses Gerücht um, höchstens ging ein leiser Schauder durch die Reihen der erstaunten und überwältigten Baissiers. Und doch hatte sie das Bewußtsein irgend eines Mißstands, welcher den stolzen Bau bereits unterhöhlte; was es war, vermochte sie nicht bestimmt zu sagen, sie mußte vielmehr angesichts des glanzvoll wachsenden Triumphes sich abwartend verhalten, trotz der leisen Erschütterungen, welche den kommenden Sturz ankündeten.

Uebrigens erlebte Frau Karoline damals einen anderen Verdruß. Im Heim der Arbeit war man endlich mit Viktor zufrieden, der in ein tückisches Schweigen verfallen war. Daß sie Saccard bis jetzt nicht alles erzählt hatte, war auf eine merkwürdige Befangenheit zurückzuführen: von Tag zu Tag schob sie

das Geständnis hinaus, weil ihr die Beschämung, die er empfinden müßte, weh that. Andererseits hatte sich Maxime, dem sie damals aus ihrer Tasche die zweitausend Franken zurückzahlte, betreffs der viertausend lustig gemacht, welche Busch und die Méchain noch von ihr wollten: die Leute bestahlen sie ja, sein Vater würde in Wut geraten. Deshalb wies sie nunmehr die wiederholten Forderungen Buschs ab, welcher die Zahlung der versprochenen Restsumme verlangte. Nach zahllosen vergeblichen Gängen ging diesem endlich die Geduld aus, zumal sein früherer Plan, aus Saccard tüchtig Geld zu pressen, infolge der neuen Stellung dieses Letzteren wieder aufkam, jener hohen Stellung, die ihn, wie er glaubte, aus Furcht vor Skandal ganz in seine Hände gab. Eines Tages beschloß er also in seiner Erbitterung darüber, daß er aus einem so schönen Geschäft nichts erzielte, sich unmittelbar an Saccard zu wenden. Er schrieb ihm, er möge behufs Kenntnisnahme einiger alter Papiere, die in einem Hause der Rue de la Harpe sich vorgefunden hätten, gefälligst in seinem Bureau vorsprechen, setzte die Nummer hinzu und spielte auf die alte Geschichte so klar an, daß Saccard von Angst ergriffen nicht ermangeln könnte, schleunigst herbeizueilen.

Dieser Brief aber, der nach der Rue Saint-Lazare getragen wurde, geriet gerade in Frau Karolinens Hände, welche die Schrift erkannte. Zitternd fragte sie sich eine Zeit lang, ob sie nicht zu Busch eilen und ihn ausbezahlen sollte. Dann mußte sie sich sagen, er schreibe vielleicht wegen einer ganz anderen Sache, und jedenfalls sei dies eine Art, zu einem Ende zu kommen. Sie freute sich

sogar in ihrer Aufregung, daß ein anderer ihr die Unannehmlichkeit dieser Mitteilung abnahm. Abends aber, als Saccard heimkam und in ihrem Beisein den Brief öffnete, sah sie ihn einfach ernster werden und glaubte deshalb an irgend eine finanzielle Schwierigkeit. Er hatte jedoch eine tiefe Verwunderung empfunden, seine Kehle hatte sich beim Gedanken zusammengeschnürt, in so schmutzige Hände zu fallen, da er irgend etwas Schmähliches dahinter witterte. Mit einer ruhigen Bewegung steckte er den Brief ein und entschloß sich, der Aufforderung zu folgen.

Tage vergingen, die zweite Hälfte des November kam heran, und jeden Morgen verschob Saccard seinen Besuch, von dem ihn fortreißenden Strome betäubt. Der Kurs von zweitausenddreihundert war gerade damals überschritten worden; dies entzückte ihn, obwohl er an der Börse das Aufkommen eines immer kräftigeren Widerstands merkte, je toller die Hausse weiter ging. Augenscheinlich war eine Gruppe von Baissiers vorhanden, welche langsam Stellung nahm und noch schüchtern mit einfachen Vorpostengefechten den Kampf eröffnete. Zweimal glaubte er sich genötigt, selbst unter fingirtem Namen Kaufaufträge zu erteilen, um die Aufwärtsbewegung der Kurse nicht zu stören. Damit begann das System, die eigenen Titres zu kaufen, mit denselben zu spielen und sich so aufzureiben.

Eines Abends konnte Saccard in der Aufregung seiner Spielleidenschaft nicht umhin, mit Frau Karoline über die Lage zu sprechen:

„Mir ist's, als ob es uns bald heiß würde. O,

wir sind ihnen jetzt zu stark, wir stehen ihnen zu sehr im Wege. Dahinter wittere ich Gundermann, es ist ganz seine Taktik: er wird regelmäßig verkaufen, heute soviel, morgen soviel, und die Zahl immer erhöhen, bis er uns erschüttert ..."

Sie unterbrach ihn mit ihrer ernsten Stimme:

„Wenn er Universelle hat, so verkauft er mit Recht."

„Wieso, mit Recht?"

„Allerdings, mein Bruder hat es Ihnen ja gesagt, von zweitausend ab sind die Kurse ganz und gar wahnsinnig."

Er schaute sie an und geriet außer sich.

„Verkaufen Sie also, wagen Sie einmal, selbst zu verkaufen ... Ja, spielen Sie gegen mich, wenn Sie doch meine Niederlage wollen!"

Sie errötete leicht; tags zuvor hatte sie gerade tausend Stück von ihren Aktien verkauft, um den Befehlen ihres Bruders zu gehorchen; auch fühlte sie sich durch diesen Verkauf wie durch einen verspäteten Akt von Redlichkeit erleichtert. Da er aber nicht direkt fragte, gestand sie ihm nichts; ihre Verlegenheit stieg, als er hinzufügte:

„Gestern zum Beispiel hat es Abtrünnige gegeben, ich weiß es gewiß. Ein ganzer Stoß Werte ist auf den Markt gekommen, und die Kurse hätten sicherlich nachgegeben, hätte ich mich nicht ins Mittel gelegt ... Solche Streiche macht Gundermann nicht. Sein Verfahren ist langsamer, aber auch vernichtender auf die Länge ... O, meine Liebe, ich bin zwar voll Vertrauen, aber ich zittere trotzdem: sich um sein Leben zu wehren, will

nichts heißen, das Schlimmste ist, sein Geld und das der anderen zu verteidigen."

In der That hörte Saccard von nun ab auf, sich selbst zu gehören. Er war der Mann der Millionen, die er gewann; er triumphirte, war aber immerfort auf dem Punkte, geschlagen zu werden. Er fand nicht einmal mehr Zeit, die Baronin Sandorff in der kleinen Parterrewohnung der Rue Caumartin zu besuchen. In Wahrheit hatte die Lüge ihrer flammenden Augen im Bunde mit jener Unempfindlichkeit gegen seine raffinirten Liebkosungen ihn ermüdet. Dazu kam, daß ihm die gleiche Unannehmlichkeit widerfahren war, die er Delcambre zugefügt hatte. Eines Abends war er — diesmal durch die Dummheit einer Zofe — gerade in dem Augenblick hereingekommen, da die Baronin in Sabatanis Armen lag. Bei der darauf folgenden stürmischen Auseinandersetzung hatte er sich erst nach einer umfassenden Beichte beruhigt: es stellte sich heraus, daß die Baronin lediglich infolge einer Neugier gehandelt hatte.

Vom diesem Sabatani redeten nämlich alle Frauenzimmer wie von einem Wundermann; man raunte so manches von dem ungeheuren Dinge, daß sie der Wißbegier nicht zu wiederstehen vermocht hatte. Und Saccard verzieh, als sie seine rohe Frage dahin beantwortete, daß alles in allem die Sache nicht einmal so erstaunlich sei. Seitdem sah er sie in der Regel nur einmal wöchentlich, nicht als ob er ihr grollte, sondern einfach, weil er ihrer überdrüssig war.

Von jetzt an fiel die Baronin, die Saccards langsamen Abfall wahrnahm, in ihre frühere Ratlosigkeit

und ihre früheren Zweifel zurück. Seit sie in den Schäferstündchen ihn ausforschte, hatte sie fast sicher gespielt und stark gewonnen, als wäre sie eine Teilhaberin seines Spielglücks. Aber jetzt merkte die Baronin, daß er keine Auskunft mehr geben wollte; ja, sie fürchtete sogar, daß er sie anlog: mochte nun das Glück sich wenden, oder Saccard sich thatsächlich den Spaß erlaubt haben, sie auf falsche Fährte zu schicken, — es geschah eines Tages, daß sie beim Befolgen seines Rates verlor. Ihr Glaube wurde dadurch erschüttert. Wenn er sie dermaßen irre führte, wer sollte sie nunmehr leiten? Das Schlimmste war aber, daß die zuerst ganz leisen feindlichen Regungen gegen die Universelle an der Börse mit jedem Tage zunahmen. Bis jetzt waren es noch bloße Gerüchte, man brachte nichts Bestimmtes vor, keine Thatsache trat der Solidität des Hauses zu nahe. Allein es wurde angedeutet, daß etwas nicht richtig, daß ein Wurm in der Frucht sei. Gleichwohl nahm die Aufwärtsbewegung der Titres in gewaltigem Maße zu.

Im Anschluß an eine verfehlte Operation auf die Italiener beschloß die nachgerade ängstlich gewordene Baronin, sich in die Geschäftsräume der Espérance zu begeben, um womöglich aus Jantrou etwas herauszubekommen.

„Sagen Sie, was gibt's? Sie müssen's ja wissen... Vorhin ist die Universelle wieder um zwanzig Franken hinaufgegangen, obgleich ein Gerücht umlief; niemand konnte es bestimmt aussprechen, aber es war nichts Gutes."

Jantrou aber war ebenso ratlos wie die Baronin. Er saß an der Quelle der Gerüchte, verfertigte sie im

Notfalle selbst und pflegte sich im Spaß mit einem Uhrmacher zu vergleichen, der inmitten von hunderten von Uhren lebt und nie die richtige Zeit weiß. Vermöge seiner Korrespondenz-Agentur war er zwar in allem eingeweiht, hatte aber selbst keine einheitliche und feste Ansicht mehr, weil seine Nachrichten einander durchkreuzten und aufhoben.

„Ich weiß nichts, gar nichts!"

„O, Sie wollen mir nichts sagen!"

„Nein, ich weiß nichts, auf mein Ehrenwort. Ich nahm mir ja vor, Sie zu besuchen und auszufragen! Ist denn Saccard nicht mehr liebenswürdig?"

Die Art, wie sie abwinkte, bestärkte ihn in seinen Vermutungen: Ende des Verhältnisses aus gegenseitiger Ueberdrüssigkeit, die Frau mürrisch, der Liebhaber abgekühlt und nicht mehr gesprächig. Einen Augenblick bedauerte er, nicht die Rolle des Wohlunterrichteten gespielt zu haben, um sie sich endlich zu „leisten", wie er sagte, diese kleine Sabricourt, deren Vater ihn einst mit Fußtritten empfangen hatte. Aber er merkte, daß seine Stunde noch nicht gekommen war; ohne einen Blick von ihr zu wenden, dachte er laut:

„Ja, das ist dumm, ich rechnete gerade auf Sie ... Wenn nämlich eine Katastrophe eintreten muß, nicht wahr, so sollte man es voraus wissen, um sich umthun zu können ... O, ich glaube nicht, daß die Sache eilig ist, alles steht noch sehr fest. Allein man erlebt so merkwürdige Dinge ..."

Je länger er die Baronin anblickte, um so klarer keimte in seinem Kopfe ein Plan auf:

„Hören Sie 'mal," fuhr er plötzlich fort, „wenn Saccard Sie fahren läßt, sollten Sie sich mit Gundermann gut stellen!"

Verwundert schwieg sie einen Augenblick.

„Gundermann, warum? . . . Ich kenne ihn ein wenig, ich bin bei de Roivilles und bei Kellers in Gesellschaft mit ihm zusammengekommen."

„Um so besser, wenn Sie ihn bereits kennen . . . Besuchen Sie ihn unter irgend einem Vorwand, reden Sie mit ihm, suchen Sie seine Freundin zu werden . . . Denken Sie sich doch: Gundermanns Freundin sein und die Welt beherrschen!"

Er lachte höhnisch auf bei den unsauberen Vorstellungen, die er durch seine Handbewegung andeutete; denn die Kälte des Juden war allbekannt; nichts konnte verwickelter und schwieriger sein, als ihn zu verführen.

Die Baronin hatte ihn verstanden; ohne sich zu ärgern, lächelte sie stumm.

„Aber," fuhr sie fort, „weshalb denn Gundermann?"

Da setzte er ihr auseinander, daß dieser ganz gewiß an der Spitze der Contremine stehe, welche gegen die Universelle zu arbeiten begann, das wußte er, dafür hatte er den Beweis. Wenn nun Saccard nicht liebenswürdig war, wäre es nicht ein Gebot der einfachen Klugheit, sich mit seinem Gegner gut zu stellen, ohne deshalb mit ihm zu brechen? Man stünde so mit einem Fuße in jedem Lager und wäre dann jedenfalls am Tage der Schlacht auf Seiten des Siegers. Diesen Verrat schlug Jantrou mit liebenswürdiger Miene vor, lediglich als Mann, der überall Rat weiß. Wenn

eine Frau für ihn arbeitete, dann konnte er ja ruhig schlafen.

„Nun? Wollen Sie? Wir wollen uns zusammen thun. Wir werden uns gegenseitig benachrichtigen und alles sagen, was wir in Erfahrung bringen.“

Als er sich ihrer Hand bemächtigte, zog sie dieselbe mit instinktmäßigem Zucken zurück; sie glaubte, er wolle etwas Anderes.

„O nein, ich denke nicht mehr daran, da wir ja Kameraden sind ... Später werden Sie selbst mich belohnen.“

Lachend überließ sie ihm ihre Hand, welche er küßte. Sie empfand schon keine Verachtung mehr und vergaß, daß er ein Lakai gewesen war. Auch wollte sie nichts mehr von dem verkommenen Lebenswandel merken, der ihn immer tiefer herunterbrachte, von seinem verwüsteten Gesicht, seinem nach Absinth stinkenden schönen Bart, von dem mit Flecken besudelten neuen Rock und dem spiegelblanken neuen Hut, an welchem die Gipstünche von der Treppe irgend eines Schandhauses klebte.

Schon am folgenden Tag begab sich die Baronin Sandorff zu Gundermann. Seit die Universelle den Kurs von zweitausend erreicht hatte, führte dieser in der That einen förmlichen Baissefeldzug, aber in aller Heimlichkeit, denn er ging niemals zur Börse und hatte nicht einmal einen beglaubigten Vertreter dort. Seine Berechnung war folgende: eine Aktie hat zunächst den Wert ihres Emissionspreises, dann des vermutlichen Zinsertrages, der vom Gedeihen des Hauses und vom Erfolg der Unternehmungen abhängt. Es gibt also einen

Maximalwert, den die Aktie vernünftigerweise nicht überschreiten darf; sobald sie infolge des allgemeinen Rausches denselben überschreitet, ist die Hausse künstlich und gebietet die Vorsicht, Baisse zu spielen, weil dieselbe unausbleiblich ist. Trotz seiner Ueberzeugung und seines unbeschränkten Glaubens an die Logik war er dennoch über die raschen Erfolge Saccards verblüfft, über diese plötzlich groß gewordene Macht, vor welcher die jüdische hohe Bank sich zu ängstigen begann. Nun galt es, möglichst bald diesen gefährlichen Nebenbuhler zu Boden werfen, nicht allein um die am Tag nach Sadowa verlorenen acht Millionen wieder zu holen, sondern vor allem, um nicht das Königtum über den Markt mit diesem schrecklichen Abenteurer teilen zu müssen, dessen waghalsige Streiche gegen jede Wahrscheinlichkeit wie durch ein Wunder zu gelingen schienen. Voll Verachtung für die Leidenschaftlichkeit trieb Gundermann seine Kaltblütigkeit des mathematischen Spielers und die kalte Hartnäckigkeit des Zahlenmenschen auf die Spitze; trotz der unablässigen Hausse verkaufte er immer weiter und verlor bei jedem Abschluß immer bedeutendere Summen, und dies mit der ruhigen Zuversicht eines Weisen, der einfach sein Geld in die Sparkasse legt.

Als inmitten des Gedränges der Angestellten und der Kommissionäre, inmitten des Hagels der zu unterschreibenden Schriftstücke und der zu lesenden Depeschen die Baronin endlich ankam, fand sie den Bankier an einem gräßlichen Husten leidend, welcher ihm die Kehle zerriß. Trotzdem saß er seit sechs Uhr morgens da, hustend und prustend, todmüde und doch fest auf den

Beinen. Es war der Tag vor der Emission eines ausländischen Anlehens, so daß der große Saal von einer noch eiligeren Flut von Besuchern angefüllt war, als sonst. Zwei Söhne und ein Schwiegersohn Gundermanns fertigten alles mit Windeseile ab, während beim schmalen Tische, den er sich in einer Fensternische im Hintergrund vorbehalten hatte, drei Enkelkinder, zwei Töchterchen und ein Junge, auf dem Boden spielten und sich mit schrillem Geschrei um eine Puppe rissen, von der ein Arm und ein Bein bereits am Boden lagen.

Sofort sprach die Baronin ihren Vorwand aus:

„Mein Herr, ich wollte persönlich meine Zudringlichkeit anbringen ... Ich komme wegen einer Wohlthätigkeitsverlosung ...“

Er ließ sie nicht ausreden; sehr mildthätig pflegte er immer zwei Lose zu nehmen, zumal wenn Damen, die er in der Gesellschaft getroffen hatte, sich die Mühe gaben, ihm dieselben zu bringen.

Aber bald mußte er um Entschuldigung bitten; ein Gehülfe brachte ihm ein Aktenbündel. Ungeheure Zahlen wurden rasch ausgetauscht.

„Zweiundfünfzig Millionen sagen Sie? Und der Kredit betrug?“

„Sechzig Millionen!“

„Nun, so bringen Sie ihn auf fünfundsiebenzig Millionen!“

Er wollte zur Baronin zurückkehren, als plötzlich ein Wort, das er von der Unterredung seines Schwiegersohnes mit einem Kommissionär auffing, ihn abrief.

„Ganz und gar nicht! Zum Kurse von 587,50, das macht zehn Sous per Aktie weniger.“

„O, Herr Gundermann,“ sagte der Kommissionär demütig, „wegen einer Differenz von dreiundvierzig Franken!“

„Wie, dreiundvierzig Franken! Das ist ja ungeheuer viel. Glauben Sie denn, ich stehle das Geld? Jedem das Seine, sonst kenne ich nichts!“

Schließlich entschloß er sich, um ungestört zu sein, die Baronin in das Eßzimmer zu führen, wo bereits gedeckt war. Er durchschaute den Vorwand der Wohlthätigkeitsverlosung, denn er war von ihrem Verhältnis zu Saccard durch seine diensteifrige Polizei unterrichtet und dachte sich wohl, daß sie aus einem ernsten Beweggrund gekommen war. Deshalb that er sich auch keinen Zwang an.

„Nun, sagen Sie jetzt, was Sie mir eigentlich zu sagen haben.“

Sie spielte aber die Erstaunte. Sie habe ihm nichts zu sagen und wolle ihm bloß für seine Güte danken.

„Also haben Sie mir nichts auszurichten?“

Er schien enttäuscht, als habe er einen Augenblick gedacht, sie sei mit einer geheimen Sendung Saccards gekommen, irgend einem neuen Einfall dieses Narren.

Da sie jetzt allein waren, blickte sie ihn mit ihrem erlogenen lüsternen Lächeln an, welches die Männer so unnötigerweise aufregte.

„Nein, nein, ich habe Ihnen nichts zu sagen; da Sie aber so gütig sind, hätte ich vielmehr um etwas zu bitten.“

Sie hatte sich zu ihm herübergebeugt und streifte seine Kniee mit ihren behandschuhten Händchen. Sie legte umfassende Beichte ab, erzählte ihre unglückselige Ehe mit einem Ausländer, der weder ihre Natur, noch ihre persönlichen Bedürfnisse verstanden hätte, und legte ihm dar, wie sie zum Spiel hatte greifen müssen, um von ihrer Stellung nicht herabzusteigen. Schließlich kam sie auf ihre Vereinsamung zu sprechen, auf die Notwendigkeit eines Rates und einer Führung auf diesem schrecklichen Boden der Börse, wo jeder Fehltritt so teuer zu stehen kommt.

„Aber,“ unterbrach er sie, „ich glaubte, Sie hätten schon jemanden?“

„O, jemand!“ murmelte sie mit einer geringschätzigen Handbewegung. „Nein, nein, das ist niemand, ich habe niemanden! ... Sie möchte ich haben, den Meister, den Gott! Und dies würde Sie wahrhaftig keine großen Anstrengungen kosten, mein Freund zu sein, mir von Zeit zu Zeit ein Wort, bloß ein Wort zu sagen. Wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich machten, wie dankbar ich Ihnen wäre, o, mit Leib und Seele!“

Sie trat noch näher und umfing ihn mit ihrem lauwarmen Atem, mit dem feinen und bethörenden Duft, den ihr ganzes Sein aushauchte. Er aber blieb ganz ruhig und trat nicht einmal zurück; seine Sinne waren abgestorben, er hatte gegen keine Versuchung mehr anzukämpfen. Während sie sprach, nahm der fühllose Mann, dessen Magen ruinirt war und ihn auf Milchdiät setzte, aus einer Fruchtschale auf dem Tische einzelne Traubenbeeren, die er mit maschinenmäßiger Bewegung aß; das war die einzige Ausschweifung, die er sich bisweilen in den

Stunden großer Lüsternheit erlaubte und die er oft durch tagelanges Magenleiden büßen mußte.

Er lächelte verschmitzt wie ein Mann, der sich unbesiegbar weiß, als die Baronin sich im Feuer ihrer Bitte zu vergessen schien und schließlich ihr verführerisches Händchen mit den gierigen Fingern, die geschmeidig waren wie eine Schlange, ihm aufs Knie legte. Scherzhaft nahm er diese Hand und drückte sie beiseite, indem er wie für ein überflüssiges Geschenk einen stummen Dank nickte.

Ohne seine Zeit weiter zu vergeuden, ging er jetzt gerade auf das Ziel los.

„Hören Sie, Sie sind sehr liebenswürdig, ich möchte Ihnen angenehm sein ... Schöne Freundin, an dem Tage, wo Sie mir einen guten Rat bringen, verpflichte ich mich, Ihnen ebenfalls einen solchen zu geben. Sagen Sie mir, was man drüben thut, und dann sage ich Ihnen, was ich thun werde ... Abgemacht? Wie?"

Er war aufgestanden, sie mußte mit ihm in den großen Nebensaal zurück. Sie hatte den vorgeschlagenen Handel recht wohl verstanden, Spioniren und Verrat, aber sie gab ihm absichtlich keine Antwort und sprach wieder von ihrer Wohlthätigkeitsverlosung, während er mit seinem schadenfrohen Kopfschütteln zu sagen schien, es liege ihm eigentlich nichts an Hilfe, das logische, unabwendbare Endergebnis müßte dennoch eintreffen, nur vielleicht etwas später.

Als sie endlich weg ging, wurde Gundermann in dem ungewöhnlichen Getöse dieses Kapitalienmarktes sofort von anderen Geschäften gepackt, während die Börsianer

vorbeizogen, seine Angestellten hin und her eilten und seine Enkelkinder munter spielten, nachdem sie unter lautem Gejubel der Puppe den Kopf abgerissen hatten. Er hatte sich an seinen schmalen Tisch niedergesetzt, vertiefte sich in das Studium eines plötzlich kommenden Gedankens und hörte nichts mehr.

Zweimal mußte die Baronin Sandorff vergeblich in die „Espérance“, um über den gethanen Schritt Jantrou Rechenschaft abzulegen. Endlich wurde sie von Dejoie hereingeführt; an diesem Tage unterhielt sich seine Tochter Nathalie mit Frau Jordan auf einer Polsterbank im Gang. Seit dem vorhergehenden Tag strömte ein sintflutartiger Regen herab; diese nasse und graue Witterung gab dem Entresol des alten Gebäudes im brunnenschachtähnlichen Dunkel des Hofraums ein Gepräge drückender Schwermut. In einem kotigen Halbdunkel brannte das Gaslicht, hier wartete Marcelle auf Jordan, der auf der Jagd nach einer neuen Abschlagszahlung für Busch begriffen war, und hörte mit betrübter Miene auf das Geplapper der geschwätzigen Elster Nathalie mit der scharfen Stimme und den schroffen Bewegungen eines allzuschnell emporgeschossenen Pariser Mädchens.

„Sie begreifen, Madame, Papa will nicht verkaufen ... Es ist zwar jemand da, der ihn zum Verkaufen treibt und ihm Angst zu machen sucht. Ich will den Betreffenden nicht nennen, weil es ganz gewiß nicht seine Rolle ist, die Leute zu erschrecken ... Ich bin’s jetzt, die Papa am Verkaufen hindert. Ich werde gewiß verkaufen, wenn’s noch in die Höhe geht! Da müßte man schön dumm sein, nicht wahr?“

„Gewiß!“ erwiderte Marcelle einfach.

„Sie wissen, die Aktien stehen jetzt auf zweitausendfünfhundert,“ fuhr Nathalie fort. „Ich führe die Rechnung, denn Papa kann ja kaum schreiben ... Also besitzen wir mit unseren acht Aktien schon zwanzigtausend Franken. Das ist doch nett. Wie? ... Zuerst wollte Papa bei achtzehntausend stehen bleiben, das stimmte mit seiner Rechnung, nämlich sechstausend Franken für meine Mitgift und zwölftausend Franken für ihn, eine kleine Jahresrente von sechshundert Franken, die er durch die vielen Aufregungen wirklich verdient hätte ... Aber ist das nicht ein Glück, sagen Sie, daß er nicht verkauft hat? Jetzt macht es zweitausend Franken weiter! ... Und nun wollen wir noch mehr haben, wir wollen mindestens eine Rente von tausend Franken für ihn, und wir werden sie bekommen, Herr Saccard hat's uns schon gesagt ... Er ist so nett, der Herr Saccard!“

Marcelle mußte unwillkürlich lachen.

„Sie heiraten also nicht mehr?“

„Doch, doch, aber erst wenn's fertig ist mit dem Steigen ... Wir hatten es eilig, besonders Theodors Vater, wegen seines Geschäftes. Allein, was wollen Sie? Man kann doch nicht die Quelle verstopfen, wenn das Geld weiter zufließt. O, Theodor begreift dies recht wohl; denn, wenn Papa mehr Rente kriegt, so ist das ein um so größeres Kapital, das uns einmal zukommt. Das ist — bei Gott! — in Betracht zu ziehen! ... Und so warten wir jetzt alle miteinander. Seit Monaten sind die sechstausend Franken da, es könnte geheiratet werden, aber man will lieber warten, bis sie Junge

kriegen ... Lesen Sie denn nicht die Zeitungsartikel über die Aktien?"

Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Ich lese sie allabendlich, Papa bringt mir die Zeitungen mit. Er hat sie schon gelesen, aber ich muß sie nochmals vorlesen ... Man wird nie müde, so herrlich ist alles, was sie versprechen ... Wenn ich zu Bette gehe, habe ich den Kopf voll und träume nachts davon. Papa sagt mir auch, daß er allerlei Dinge von sehr guter Vorbedeutung mit ansieht. Vorgestern haben wir zum Beispiel den gleichen Traum gehabt, wir lasen auf der Straße Hundertsousstücke schaufelweise auf; das war sehr unterhaltend!"

Von neuem unterbrach sie sich, um zu fragen:

„Wie viel Aktien haben Sie denn?"

„Wir? keine einzige!" versetzte Marcelle.

Das blonde Gesichtchen Nathaliens mit den flatternden hellen Löckchen nahm einen Ausdruck endlosen Mitleids an. O die armen Leute, die keine Aktien hatten! Ihr Vater rief sie herein und beauftragte sie, im Vorbeigehen bei einem Redakteur ein Bündel Korrekturfahnen abzugeben, wenn sie nach Batignolles wieder hinausging. Dann ging sie mit ihrer spaßhaften Wichtigkeit einer Kapitalistin ab, die jetzt fast alltäglich ins Zeitungsbureau kam, um den Börsenkurs früher zu kennen.

Sobald sich Marcelle wieder allein auf der Bank im Wartezimmer sah, verfiel sie, die sonst so fröhliche und mutige Marcelle, von neuem in träumerische Schwermut. O Gott, welch düsteres und trauriges Wetter! Und bei diesem sintflutähnlichen Regen mußte ihr armes Männchen die Straßen abstreifen! Und wie groß war seine

Verachtung des Geldes, wie groß sein Unbehagen beim bloßen Gedanken, sich mit Geldsachen abgeben zu müssen. Welche Ueberwindung kostete es ihn, selbst von Leuten Geld zu fordern, die ihm etwas schuldig waren. Wiederum überdachte sie traumversunken den heutigen Tag seit ihrem Erwachen, diesen schlimmen Tag, während hier ringsum die fieberhafte Arbeit der Drucklegung begann, das Hinundherrennen der Redakteure, das Hinundhersenden des druckfertigen Manuskripts inmitten der Klingelzeichen und des Aufundzuklappens der Thüren.

Der Tag hatte nämlich damit angefangen, daß bereits um neun Uhr, als sich Jordan wegen eines über einen Unfall zu liefernden Berichts gerade von Hause entfernt hatte, seine Frau Marcelle, die sich eben zu waschen und anzukleiden begonnen hatten, zu ihrem höchsten Erstaunen plötzlich Busch in Gesellschaft zweier sehr unreinlicher Herren in ihre Wohnung eindringen sah; vielleicht waren es Gerichtsvollzieher, vielleicht auch Banditen, — sie hatte es nicht recht herausgefunden. Dieser abscheuliche Busch machte sich gleich den Umstand zu nutze, daß er nur die Frau zu Hause vorfand, und erklärte, jetzt würde alles gepfändet, wenn sie ihn nicht sofort bezahlte. Vergeblich sträubte sie sich, indem sie von keiner der gesetzlichen Förmlichkeiten Kenntnis erhalten hätte. Er behauptete aber die Vollstreckbarkeit des Urteils und kündete das sofortige Anlegen der Siegel mit solcher Entschiedenheit an, daß sie vor Entsetzen verstummte und schließlich im Glauben war, derlei Dinge seien auch möglich, ohne daß man vorher etwas davon erfuhr. Dennoch streckte sie die Waffen nicht, sondern erklärte bestimmt, ihr Mann werde nicht

einmal zum Essen nach Hause kommen, und sie werde nicht dulden, daß vor seiner Rückkehr etwas angetastet würde. Hierauf hatte sich zwischen den drei verdächtigen Gesellen und dieser halb angekleideten jungen Frau mit den flatternden Haaren ein höchst peinlicher Auftritt entsponnen. Die Männer nahmen schon die einzelnen Gegenstände auf, während sie die Schränke abschloß und sich gegen die Thüre stellte, als wollte sie verhindern, daß etwas hinausgetragen würde. Ihre armselige kleine Wohnung, auf die sie so stolz war, ihre paar Möbel, die sie spiegelblank putzte, die Draperien aus türkischem Kattun, welche sie selbst angenagelt hatte! Mit kriegerischer Tapferkeit rief sie laut, zuerst müßte man über ihren Leib hinwegschreiten, dann schalt sie Busch nach Herzenslust einen Halsabschneider und einen Gauner, ja wohl, einen Gauner, der sich nicht entblödete, siebenhundertunddreißig Franken fünfzehn Centimes — die neuen Unkosten ungerechnet — für eine Forderung von dreihundert Franken zu beanspruchen, die er in einem Haufen alter Lumpen und alten Eisens für hundert Sous erworben hätte! Und dabei hatten sie in Ratenzahlungen schon vierhundert Franken abgetragen, und jetzt wollte dieser Spitzbube ihr Mobiliar für die dreihundert und so und so viel Franken mitnehmen, die er ihnen noch zu stehlen gedachte! Er wußte ja recht gut, daß sie ehrlich seien und augenblicklich bezahlt hätten, wenn sie die Summe besäßen, und jetzt benutzte er ihr Alleinsein, ihre Unfähigkeit zu antworten und ihre Unkenntnis vom Prozeßverfahren, um sie in Schrecken zu jagen und zum Weinen zu bringen. „Schurke! Gauner! Gauner!“

Wütend schrie Busch noch lauter und klopfte sich heftig auf die Brust. Sei er nicht ein ehrlicher Mann, habe er nicht die Forderung mit gutem Gelde bezahlt? Mit dem Gesetz sei er im Reinen und wolle jetzt zu einem Ende kommen.

Als hierauf einer jener sehr schmutzigen Herren die Schubladen öffnete, um das Weißzeug hervorzusuchen, hatte sie mit so furchtbarer Entschlossenheit gedroht, das ganze Haus und die Straße in Aufruhr zu bringen, so daß der Jude etwas zahmer geworden war. Schließlich hatte er nach weiterem halbstündigem Hinundherhandeln eingewilligt, bis zum nächsten Tag zu warten und wütend geschworen, alles wegzunehmen, falls man ihm nicht Wort hielte!

O, wie heiß brannte noch die Schmach: diese scheußlichen Menschen in ihrem Heim, die alles, was ihr teuer war, alles was sie schamhaft verbarg, entweihten, sogar das Bett durchwühlten und in dem so trauten Stübchen einen so widerlichen Geruch hinterließen, daß sie nach ihrem Weggang das Fenster weit öffnen mußte!

Aber an jenem Tage stand der jungen Frau ein anderer, noch tieferer Kummer bevor. Es war ihr der Gedanke gekommen, sogleich zu ihren Eltern zu eilen, um bei ihnen die Summe zu entlehnen. So brauchte sie ihren Mann, wenn er abends heimkam, nicht zur Verzweiflung zu bringen, sondern reizte ihn vielmehr zum Lachen, wenn sie ihm den Auftritt des Vormittags erzählte. Schon sah sie sich mitten in der Schilderung der großen Schlacht, des grimmigen Sturms gegen ihren Haushalt und ihres Heldenmuts beim Ab-

weisen des Angriffs. Ihr Herz schlug sehr stark, als sie das kleine Hotel der Rue Legendre betrat; — dieses wohlhäbige Haus, worin sie aufgewachsen war und wo sie jetzt nur fremde Leute zu finden vermeinte, so verändert, so eisig kalt wehte die neue Luft sie an. Da die Eltern im Begriff waren, sich zum Essen niederzusetzen, hatte sie ihre Einladung angenommen, um sie besser zu stimmen.

Während der Mahlzeit hatte sich die Unterhaltung auf die Hausse der Universelleaktien beschränkt, deren Kurs gestern wieder um zwanzig Franken hinaufgegangen war. Zu ihrem Erstaunen fand sie ihre Mutter noch leidenschaftlicher und gieriger als den Vater, sie, die anfangs beim bloßen Gedanken an Spekulation zitterte. Jetzt zankte sie ihn mit der Heftigkeit der bekehrten Frau wegen seiner Schüchternheit und zeigte sich besonders auf die großen Zufallsschläge erpicht. Sofort nach der Suppe war sie in Zorn geraten, weil der Vater davon sprach, ihre fünfundsiebenzig Aktien zu dem unverhofften Kurs von zweitausendfünfhundertundzwanzig zu verkaufen, was ihnen das hübsche Sümmchen von hundertneunundachtzigtausend Franken abgeworfen hätte, also hunderttausend Franken mehr als der Ankauf. Wie konnte man verkaufen, wenn die Cote financière den Kurs von dreitausend versprach? Wurde der Mann verrückt? Die Cote financière war ja bekannt für ihre althergebrachte Redlichkeit, er selbst sagte oft genug, mit dieser Zeitung könne man sich ruhig aufs Ohr legen. O nein! ganz und gar nicht! sie wollte nicht zugeben, daß er verkaufte! Lieber würde sie das Haus verkaufen, um noch mehr

anschaffen zu können! Schweigend sann Marcelle, deren Herz beim Hören dieser leidenschaftlich hin und her geworfenen Zahlen sich zusammenschnürte, wie sie das Wagnis beginnen sollte, in diesem vom Spiel überschwemmten Hause fünfhundert Franken zu borgen, in welchem die Flut der Börsenblätter vor ihren Augen langsam gestiegen war, bis sie mit den berückenden Wogen ihrer Reklame alle Räume anfüllten. Endlich rückte sie beim Nachtisch mit der Sprache heraus: sie müßten fünfhundert Franken haben, man wollte ihre Möbel pfänden, in dieser Not könnten die Eltern sie nicht im Stiche lassen. Der Vater hatte sogleich den Kopf gesenkt und mit verlegenem Blicke zur Mutter hinübergeschaut. Aber schon rief diese mit harter Stimme: Nein! Fünfhundert Franken! Wo sollten sie dieses Geld denn hernehmen? Alle ihre Kapitalien steckten in Börsengeschäften. Dann kamen die alten Schimpfereien wieder auf: wenn man einen Hungerleider, einen Büchermacher geheiratet hat, so muß man auch die Folgen seiner Thorheit auf sich nehmen und darf nicht darnach trachten, den Seinigen wieder zur Last zu fallen. Nein! Keinen Sou wollte sie für Faulenzer hergeben, die bei ihrer erheuchelten Verachtung des Geldes nur darauf ausgehen, das Geld anderer durchzubringen! Die Alte hatte ihre Tochter mit leeren Händen fortgehen lassen und diese sich blutenden Herzens entfernt, weil sie die einst so verständige und gutmütige Mutter nicht mehr erkannte.

Auf der Straße war Marcelle wie eine Traumwandlerin von dannen geschritten; sie blickte auf den Boden, ob sie nicht Geld fände. Da kam ihr der plötz-

liche Einfall, sich an Onkel Chave zu wenden; sofort war sie an der verschwiegenen Parterrewohnung der Rue Nollet erschienen, um ihn vor der Börse sicher zu treffen. Leises Geflüster und verhaltenes Lachen wurde hinter der verschlossenen Thüre gehört; als diese aber sich öffnete, war der Hauptmann allein und rauchte seine Pfeife. Sobald er das Anliegen Marcelles vernahm, geriet er in gelinde Verzweiflung und wütete gegen sich selbst: nie habe er hundert Franken da liegen, Tag für Tag verjuble er seine kleinen Börsengewinnste, wie ein ekliger Wüstling. Kaum hatte er dann die Weigerung des Ehepaars Maugendre vernommen, so hatte er losgedonnert. Auch ein sauberes Gesindel, mit dem er übrigens nicht mehr zusammenkomme, seitdem beide durch das Steigen ihrer paar Aktien den Kopf verloren hätten. Hatte ihn nicht seine eigene Schwester vergangene Woche Pfennigfuchser geschimpft, um sein vorsichtiges Spiel lächerlich zu machen, weil er ihr den freundschaftlichen Rat gab, zu verkaufen? Mit dieser würde er auch kein Mitleid haben, wenn sie einmal den Hals bräche!

Wiederum stand Marcelle mit leeren Händen auf der Straße und mußte sich entschließen, auf das Zeitungsbureau zu gehen, um ihren Mann von den Vorgängen des Morgens zu benachrichtigen; denn Busch mußte durchaus bezahlt sein. Jordan, dessen Werk noch von keinem Verleger angenommen war, begab sich sofort durch das kotige Paris dieses Regentages auf die Jagd nach Geld, ohne zu wissen, wo er anklopfen sollte, ob bei Freunden oder bei Zeitungen, für die er nur ganz gelegentlich schrieb. Obwohl er seine Frau dringend

gebeten hatte, heimzugehen, zog diese aus lauter Angst vor, dazubleiben und ihn auf dieser Polsterbank zu erwarten.

Dejoie brachte eine Zeitung, als er Frau Jordan nach dem Weggange seiner Tochter einsam dasitzen sah.

„Wenn Madame einstweilen lesen will, um sich zu gedulden?"

Sie schüttelte aber verneinend den Kopf. Bei Saccards Eintritt hielt sie sich ganz tapfer und erzählte fröhlich, sie habe ihren Mann in die Nähe auf einen langweiligen Geschäftsgang geschickt, dessen sie sich entledigen wollte. Saccard, der gegen den jungen Haushalt freundlich gesinnt war, wollte sie durchaus in sein Zimmer treten lassen, damit sie bequemer warten könnte. Sie dankte aber, sie säße ja gut hier. Er redete nicht weiter zu, da er plötzlich zu seiner Verwunderung die Baronin Sandorff vor sich stehen sah, die gerade aus Jantrous Zimmer herauskam. Beide lächelten mit verbindlichem Einverständnis einander zu, wie Leute, die sich bloß grüßen, um ihre Beziehungen nicht zu verraten.

Drinnen hatte Jantrou der Baronin erklärt, er wage nicht mehr, ihr einen Rat zu geben. Angesichts der Widerstandskraft der Universelle gegen die wachsenden Anstrengungen der Contremine wuchs seine Ratlosigkeit. Ohne Zweifel würde Gundermann siegen, aber Saccard könnte sich noch lange halten, und vielleicht war noch mit ihm schwer Geld zu gewinnen. Er hatte ihr geraten, abzuwarten und es mit keinem zu verderben. Das beste wäre ja, durch Liebenswürdigkeit die Geheimnisse des einen stets herauszulocken und entweder für sich zu

behalten und auszunützen, oder auch, je nach der Sachlage, an den andern zu verkaufen.

Alles dies war keine schwarze Verschwörung, sondern von Jantrou wie ein Scherz ins Werk gesetzt, während sie lachend versprach, ihn als Teilhaber anzunehmen.

„Jetzt steckt sie also immerwährend bei Ihnen? Jetzt sind Sie an der Reihe?“ fragte Saccard mit seiner gewohnten Roheit, nachdem er in Jantrous Zimmer getreten war.

Dieser heuchelte Verwunderung.

„Wer denn? ... Ja so! Die Baronin? ... Aber, bester Meister, sie vergöttert Sie ja, eben erst sagte sie es hier.“

Mit der Handbewegung eines Mannes, der sich nicht betrügen läßt, winkte der alte Korsar ab, betrachtete den Mann in seiner sittlichen Verkommenheit und dachte bei sich, wenn die Baronin der Neugier nachgegeben hatte, zu wissen, wie Sabatani gebaut war, so sei sie wohl imstande, auch an dem Laster dieser Ruine naschen zu wollen.

„Sie brauchen sich nicht zu wehren, mein Lieber; wenn einmal eine Frau spielt, so würde sie sich dem Eckensteher hingeben, der ihr eine Ordre besorgt.“

Jantrou war durch diese Worte tief verletzt; er lachte aber ohne weiteres und bestand darauf, den Grund für die Anwesenheit der Baronin zu erklären, die angeblich einer Reklameangelegenheit halber gekommen wäre.

Uebrigens hatte Saccard schon diese seiner Ansicht nach belanglose Weibergeschichte achselzuckend beiseite geworfen. Er schritt im Zimmer auf und ab, pflanzte sich vor dem Fenster auf, um in das eintönige Grau

des herabströmenden Regens zu blicken, und machte seiner nervösen Freude Luft. Ja, gestern war die Universelle schon wieder zwanzig Franken gestiegen! Wie kam es aber, Teufel auch! daß die Verkäufer nicht nachließen? Die Hausse wäre nämlich bis auf dreißig Franken gekommen, wäre nicht schon in der ersten Stunde ein ganzer Stoß Titres auf den Markt geworfen worden. Er wußte ja nicht, daß Frau Karoline abermals tausend Aktien verkauft hatte, um selbst gegen die unvernünftige Hausse anzukämpfen, wie es ihr Bruder vor seiner Abreise angeordnet hatte. Sicherlich konnte Saccard dem wachsenden Erfolge gegenüber nicht klagen, und doch fühlte er sich heute von einer aus Zorn und unbestimmter Furcht gemischten Angst beunruhigt. Die schmutzigen Juden hätten seinen Untergang geschworen, rief er, und dieser schurkische Gundermann sei an die Spitze der Contremine getreten, um ihn an die Wand zu drücken. An der Börse hatte man es ihm bestimmt versichert, und von einer Summe von dreihundert Millionen gesprochen, die das Konsortium zur Unterhaltung der Baisse verwenden wollte. O, diese Banditen!

Was er aber nicht laut wiederholte, waren die von Tag zu Tag mit größerer Bestimmtheit auftretenden anderen Gerüchte, welche die Festigkeit der Universelle anzweifelten und bereits Thatsachen vorbrachten, Anzeichen von bevorstehenden Schwierigkeiten, ohne allerdings bis jetzt das blinde Vertrauen des Publikums irgendwie erschüttert zu haben.

Die Thüre that sich in diesem Augenblick auf, und Huret kam mit seiner unbefangenen Miene herein.

„So, Sie sind's, Judas?“ rief ihm Saccard entgegen.

Sobald Huret erfahren hatte, daß Rougon seinen Bruder endgiltig aufgeben wollte, war er wieder auf seiten des Ministers getreten; denn seine Ueberzeugung stand fest, daß die Katastrophe unausbleiblich sei, sobald Saccard Rougon gegen sich hätte. Um abermals in Gnaden aufgenommen zu werden, war Huret wiederum des großen Mannes Lakai geworden: er besorgte seine Ausgänge und setzte sich in diesem Dienst den Schimpfworten und Fußtritten des Ministers willig aus.

„Judas?“ wiederholte er mit dem schlauen Lächeln, welches bisweilen sein breites Bauerngesicht erleuchtete. „Jedenfalls ein sehr biederer Judas, der jetzt gekommen ist, dem von ihm verratenen Herrn einen uneigennützigen Rat zu geben.“

Als wolle er nichts hören, rief ihm aber Saccard laut triumphirend entgegen:

„He? Gestern zweitausendfünfhundertundzwanzig, heute zweitausendfünfhundertundfünfundzwanzig!“

„Ich weiß schon, ich habe ja vorhin verkauft.“

Jetzt brach der unter dem Scherz verhaltene Zorn Saccards los:

„Wie? Sie haben verkauft? ... So ist's recht, die Sache liegt vollständig klar: Sie lassen mich um Rougons willen fahren und schlagen sich zu Gundermann.“

Verblüfft schaute ihn der Abgeordnete an.

„Zu Gundermann? Warum denn? Ich schlage mich zu meinen eigenen Interessen, ganz einfach! Ich bin kein Wagehals, das wissen Sie ja. Nein, so stark ist mein Magen nicht, ich verkaufe lieber, sobald ein netter

Gewinn vorhanden ist. Daher kommt's vielleicht, daß ich noch nie verloren habe."

Er lächelte von neuem, ein kluger und besonnener Normanne, der ohne Fieberhast seine Ernte einheimst.

„Ein Mitglied des Aufsichtsrats der Gesellschaft!" fuhr Saccard hastig fort. „Wer soll denn jetzt Vertrauen haben? Was soll man denken, wenn man Sie mitten in der Aufwärtsbewegung verkaufen sieht? Bei Gott, ich wundere mich jetzt nicht mehr, wenn man behauptet, daß unser Gedeihen nur künstlich ist und der Tag des Zusammenpurzelns naht ... Die Herren verkaufen, — auf, verkaufen wir alle auch! Die Panik ist da!"

Wortlos zuckte Huret die Achseln. Eigentlich ließ ihn alles kalt, sein Geschäft war gemacht. Seine einzige Sorge war jetzt die, wie er möglichst anständig und ohne selbst allzu sehr darunter zu leiden, Rougons Auftrag ausrichten könnte.

„Ich sagte Ihnen also, mein Lieber, ich sei gekommen, um Ihnen einen uneigennützigen Rat zu geben ... Hier haben Sie ihn: seien Sie vernünftig, Ihr Bruder ist wütend und will Sie ohne weiteres im Stich lassen, wenn Sie überwunden werden."

Saccard hielt seinen Zorn noch im Zaum und sagte:

„Schickt er Sie mit diesem Auftrag zu mir?"

Nach kurzem Besinnen hielt der Abgeordnete ein offenes Geständnis für das Geratenste:

„Nun ja, er schickt mich ... O, glauben Sie ja nicht, daß die Angriffe der Espérance zu seiner Erbitterung etwas beigetragen haben. Er steht hoch über solchen Wunden des Selbstgefühls ... Nein! Aber bedenken Sie

eigentlich, wie sehr der katholische Feldzug Ihres Blattes seine jetzige Politik hemmen muß. Seit den unglückseligen Verwicklungen in Rom sitzt ihm die ganze Geistlichkeit auf dem Nacken; er hat schon wieder einen Bischof wegen Amtsmißbrauchs bestrafen lassen müssen ... Und zu Ihrem Angriff wählen Sie gerade den Augenblick, da er große Mühe hat, sich von der aus den Reformen vom 19. Januar hervorgegangenen liberalen Strömung nicht überfluten zu lassen; er hat, wie man sich sagt, nur zu dem Zweck in ihre Durchführung gewilligt, um sie vorsichtig einzudämmen ... Hören Sie doch, Sie sind sein Bruder. Glauben Sie denn, daß ihm das Freude macht?"

„In der That," erwiderte Saccard, „das ist recht garstig von mir ... Da regiert mein armer Bruder in seinem rasenden Verlangen, Minister zu bleiben, im Namen der gestern noch von ihm bekämpften Grundsätze, und nun gibt er mir die Schuld, weil er nicht mehr weiß, wie er zwischen der Rechten, die über seinen Verrat grollt, und der nach Macht dürstenden Mittelpartei das Gleichgewicht halten soll ... Gestern erst schleuderte er zur Beruhigung der Katholiken sein bezeichnendes ‚Niemals!' in den Saal und schwur, niemals würde Frankreich zugeben, daß Italien dem Papst Rom wegnehme. Heute möchte er in seiner Angst vor den Liberalen auch diesen ein Pfand geben und denkt nun allergnädigst daran, mich ihnen als Schlachtopfer vorzuwerfen ... Neulich hat ihn Emile Ollivier in der Kammer derb geschüttelt ..."

„O," unterbrach ihn Huret, „er besitzt immer noch

das Vertrauen der Tuilerien; der Kaiser hat ihm den Ordensstern mit Diamanten verliehen."

Aber mit energischer Handbewegung deutete Saccard an, daß er sich dadurch nicht täuschen lasse.

„Die Universelle ist nunmehr allzu mächtig geworden, nicht wahr? ... Eine katholische Bank, welche die ganze Welt durch das Geld zu erobern droht, wie man sie ehemals durch den Glauben eroberte, — kann so etwas geduldet werden? Alle Freidenker, alle Freimaurer mit Aussichten auf einen Ministersitz überläuft da kalter Graus ... Vielleicht hat man auch mit Gundermann irgend ein Anleben zu verhandeln. Was sollte aus einer Regierung werden, die sich nicht durch das schmutzige Judenvolk auffressen ließe? ... Und darum will mich mein schwachköpfiger Bruder, um ein halbes Jahr länger am Ruder zu bleiben, der Judenschaft, den Liberalen und dem ganzen Geschmeiß zum Fraß hinwerfen, in der Hoffnung, man werde ihm ein bißchen Ruhe lassen, während man mich auffrißt ... Nun gehen Sie wieder hin und richten Sie ihm aus, daß ich auf ihn pfeife! ..."

Er richtete seine kleine Gestalt hoch empor, hinter seiner Ironie platzte endlich seine Wut in kriegerischen Trompetenstößen los.

„Verstehen Sie mich auch? Ich pfeife auf ihn, das ist meine Antwort, er soll es nur wissen!"

Huret hatte die Achseln gezuckt. Sobald man bei Geschäften in Zorn geriet, that er nicht mehr mit. Uebrigens war er in der ganzen Geschichte ja nur ein ehrlicher Makler.

„Schon recht, schon recht! ich will's ihm ausrichten ...

Sie werden noch Hals und Beine brechen. Aber das ist Ihre Sache."

Eine Pause entstand. Jantrou, der sich bislang völlig stumm verhalten hatte, als sei er ganz und gar in der Durchsicht einiger Korrekturfahnen vertieft, blickte jetzt bewundernd zu Saccard auf. Wie schön war er, dieser Bandit, in seiner Entrüstung! Mitunter schreiten solche geniale Schurken in diesem Grade blinder Unzurechnungsfähigkeit dem Siege zu, wenn der Rausch des Erfolges sie fortträgt. In diesem Augenblick stand Jantrou auf seiner Seite, so fest war er von seinem Siege überzeugt.

„Ja so, ich vergaß noch etwas," versetzte Huret. „Delcambre, der Generalstaatsanwalt, haßt Sie, scheint's ... Und Sie wissen noch nicht, daß der Kaiser ihn heute morgen zum Justizminister ernannt hat."

Saccard war mit einem Ruck stehen geblieben; mit umdüstertem Gesicht erwiderte er endlich:

„Das ist auch ein sauberer Kunde! So, so! Aus dem Menschen hat man einen Minister gemacht? Was kann mir daran liegen?"

„Je nun," antwortete Huret und nahm eine übermäßig einfältige Miene an, „wenn Ihnen ein Unglück zustieße, wie es im Geschäftsleben jedermann passiren kann, so meint Ihr Bruder, Sie dürfen nicht auf ihn zählen, um Sie gegen Delcambre in Schutz zu nehmen."

„Aber Himmeldonnerwetter!" brüllte Saccard, „ich sage Ihnen ja, daß ich auf die ganze Bande pfeife, auf Rougon, auf Delcambre, und auf Sie noch obendrein!"

Zum Glück trat in diesem Augenblick Daigremont

ein. Sonst kam er nie aufs Zeitungsbureau, so daß das allgemeine Erstaunen dem heftigen Gespräch plötzlich ein Ende machte.

Tadellos, wie immer, schüttelte er mit seiner einschmeichelnden weltmännischen Höflichkeit allen Anwesenden lächelnd die Hand. Seine Frau beabsichtigte eine Gesellschaft zu geben, bei welcher sie singen wollte; er war nur gekommen, Jantrou persönlich einzuladen, um einen guten Zeitungsbericht zu bekommen. Aber Saccards Anwesenheit schien ihn zu entzücken.

„Wie geht's, großer Mann?"

„Sagen Sie 'mal, haben Sie denn noch nicht verkauft?" fragte dieser, ohne zu antworten.

„Verkauft? O nein! Noch nicht!"

Sein lautes Lachen klang sehr aufrichtig, so gering war seine Zuverlässigkeit doch nicht.

„Man darf aber in unserer Lage nie verkaufen!" rief Saccard.

„Nie, niemals! Das meinte ich eben. Wir alle sind solidarisch, Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können."

Hinter seinen rasch auf und nieder geschlagenen Lidern hervor warf er einen lauernden Blick auf ihn, während er für die anderen Aufsichtsräte einstand, für Sabatani, Kolb, den Marquis de Bohain, wie für sich selbst. Die Geschichte lief ja so schön, es war wirklich ein Vergnügen, daß alles einig war, bei diesem außerordentlichsten Erfolg, den seit fünfzig Jahren die Börse erlebt hatte. Für jeden der Anwesenden fand er ein liebenswürdiges Wort und verabschiedete sich, indem er wiederholte, er zähle für seine Abendgesellschaft auf alle drei. Mounier, der

Tenorist an der Oper, sollte mit seiner Frau ein Duett singen; o, ein ganz bedeutender Effekt!

„Das ist also alles, was Sie mir zu antworten haben?“ sagte Huret, der jetzt ebenfalls aufbrach.

„Allerdings,“ erklärte Saccard mit seiner barschen Stimme.

Absichtlich begleitete er ihn nicht wie sonst hinunter. Als er hierauf mit dem Leiter der Zeitung wieder allein war, begann er:

„Krieg, mein Wackerer! Keine Schonung mehr, hauen Sie mir auf dies ganze Lumpenpack! ... So, endlich kann ich also die Schlacht führen, wie ich's meine!“

„Das ist wirklich stark!“ schloß Jantrou, bei dem die Ratlosigkeit sich wieder einstellte.

Draußen auf dem Gange wartete Marcelle immer noch auf der Polsterbank. Es war kaum vier Uhr, und schon hatte Dejoie die Lampen angezündet, so schnell brach die Nacht unter dem hartnäckigen und trüben Geriesel des Regens herein. So oft er an der jungen Frau vorbeiging, fand er ein kurzes Wort, um sie zu erheitern. Uebrigens wurde das Hinundherlaufen der Redakteure immer rascher, laute Befehle erklangen aus dem Saale nebenan, die fieberhafte Thätigkeit stieg, je näher die Stunde der Ausgabe des Blattes kam.

Plötzlich blickte Marcelle auf und sah ihren Mann vor sich stehen, durchnäßt, vernichtet, mit dem Zucken der Mundwinkel und dem wirren Blick der Leute, die lange Zeit einer Hoffnung vergeblich nachgerannt sind. Es wurde ihr alles klar.

„Nichts! Nicht wahr?“ fragte sie erbleichend.

„Nichts, mein Schatz, gar nichts ... Nirgends eine Möglichkeit ...“

Marcelle fand nur ein leises Stöhnen, um ihrem blutenden Herzen Luft zu schaffen:

„O, mein Gott!“

Im gleichen Augenblick kam Saccard aus Jantrous Zimmer und wunderte sich, daß er sie noch hier fand.

„Wie, Frau Jordan, Ihr Mann kommt soeben erst zurück, dieser Herumschwärmer? Sagte ich Ihnen nicht, Sie würden ihn besser in meinem Zimmer erwarten!“

Sie heftete ihren starren Blick auf ihn, in ihren großen, verzweifelten Augen war plötzlich ein Gedanke erwacht. Ohne sich zu besinnen, gehorchte sie dem ungestümen Mut, der in den Augenblicken der Leidenschaft die Frauen vorwärts treibt.

„Herr Saccard, ich hätte Sie um etwas zu bitten ... Wenn es Ihnen recht wäre, möchten wir jetzt zu Ihnen hinüber kommen.“

„Natürlich, verehrte Frau!“

Jordan fürchtete, das Richtige zu erraten, und wollte sie zurückhalten. In der krankhaften Angst, die solche Geldfragen ihm stets einflößten, stammelte er ihr zu wiederholtenmalen „Nein, nein!“ ins Ohr. Sie riß sich von ihm los, und er mußte folgen.

„Herr Saccard,“ fuhr sie fort, sobald die Thüre wieder geschlossen war, „seit zwei Stunden läuft mein Mann vergeblich herum, um fünfhundert Franken aufzutreiben;

er wagt nicht, Sie um das Geld zu bitten, deshalb bitte ich Sie darum ..."

In ihrer drolligen Art begann das heitere und entschlossene Frauchen mit gewohnter Lebhaftigkeit die Geschichte vom Vormittag zu erzählen, Buschs plötzlichen Eintritt, den Einfall der drei Männer in ihr Zimmer, wie es ihr gelungen war, den Angriff abzuschlagen, und wie sie sich verpflichtet hatte, noch am selben Tage zu zahlen. O, diese Geldschmerzen der kleinen Leute, diese aus Scham und Ohnmacht zusammengesetzten herben Schmerzen, die wegen einiger erbärmlichen Hundertsousstücke immer wieder das Leben in Frage stellen!

„Busch," wiederholte Saccard, „dieser alte Gauner hat Sie in seinen Klauen? ..."

Dann wandte er sich mit liebenswürdiger Biederkeit zu Jordan, der in unerträglichem Unbehagen stumm und blaß dastand.

„Nun, ich will sie Ihnen vorstrecken, diese fünfhundert Franken. Sie hätten sie gleich von mir fordern sollen!"

Er hatte sich schon hingesetzt, um einen Check zu schreiben, als er sinnend inne hielt. Es fiel ihm Buschs Brief ein, der Besuch, den er dort zu machen hatte und von Tag zu Tag verschob in seinem Widerwillen gegen die verdächtige Geschichte, die er dahinter witterte. Warum sollte er nicht sofort nach der Rue Feydeau sich begeben und den willkommenen Vorwand benützen?

„Hören Sie! Ich kenne ihn gründlich, Ihren Schurken ... Es ist besser, ich gehe selbst hin, um vielleicht Ihre Wechsel um den halben Preis zu bekommen."

Jetzt leuchteten Marcelles Augen vor Dankbarkeit.

„O, Herr Saccard, wie gütig Sie sind!“

Dann zu ihrem Mann gewandt:

„Siehst Du, täppischer Geselle, Herr Saccard hat uns nicht aufgefressen!“

Mit unwiderstehlicher Bewegung fiel er ihr um den Hals und umarmte sie. Das war sein Dank dafür, daß sie in jenen Schwierigkeiten des Lebens, welche seine Kraft zu lähmen pflegten, thatkräftiger und gewandter war als er.

„Nein! nein!“ wehrte Saccard ab, als der junge Mann ihm endlich die Hand drückte, „das Vergnügen ist auf meiner Seite: es ist so nett, daß Sie beide einander so lieb haben ... Gehen Sie beruhigt nach Hause!“

Sein Wagen, der bereit stand, führte ihn binnen zwei Minuten inmitten des Gedränges der Regenschirme durch das kotige Paris und die aufspritzenden Pfützen zur Rue Feydeau. Oben angekommen, klingelte er vergeblich an der alten, farblosen Thüre, auf welcher ein Schild mit dem Worte „Rechtsagentur“ in großen Buchstaben prangte. Sie that sich nicht auf, und im Innern rührte sich nichts. Er wollte sich schon zurückziehen, als er in seinem Aerger mit der Faust heftig an die Thüre schlug. Jetzt wurde drinnen ein schlurfender Tritt gehört, und Sigismund erschien.

„So! Sie sind's? Ich glaubte, es sei mein Bruder, der seinen Schlüssel vergessen hätte. Ich antworte sonst nie auf das Klingeln ... O, er wird nicht lange ausbleiben. Sie können auf ihn warten, wenn es Ihnen darum zu thun ist.“

Mit dem gleichen mühsamen und wankenden Schritt wandte er sich wieder zu dem Zimmer, welches er nach

dem Börsenplatz hin bewohnte; ihm folgte der Besucher. Es war noch heller Tag hier in dieser Höhe über dem Dunste, mit welchem der Regen die Straßen anfüllte. Von eiskalter Nacktheit war dieses Zimmer mit dem schmalen Eisenbette, dem Tisch nebst den beiden Stühlen und den paar mit Büchern bedeckten Brettern. Alles sonstige Mobiliar fehlte. Vor dem Kamin stand ein kleiner Ofen, der schlecht besorgt worden und vor kurzem erloschen war.

„Setzen Sie sich, Herr Saccard, mein Bruder hat gesagt, er komme sofort wieder herauf.“

Saccard aber wollte sich nicht setzen; betroffen über die Fortschritte der Schwindsucht, schaute er diesen großen, blassen Menschen mit den Kinderaugen an, jenen traumverlorenen Augen, die unter der hartnäckigen Energie der Stirne sich sonderbar ausnahmen. Zwischen den langen Haarlocken war das Gesicht übermäßig hohl geworden, als wäre es nach dem Grab hin verlängert und verzogen.

„Sie sind leidend gewesen?“ fragte er, da er nichts anderes zu sagen fand.

Sigismund machte eine Geberde völliger Gleichgiltigkeit.

„O, wie immer. Die letzte Woche war nicht gut wegen dieses garstigen Wetters ... Aber es geht doch ganz gut ... Ich schlafe nicht mehr, ich kann arbeiten und habe etwas Fieber, das gibt mir warm ... O, ich hätte so viel zu arbeiten!“

Er hatte sich wieder vor seinen Tisch hingesetzt, auf welchem ein Buch in deutscher Sprache weit geöffnet lag.

„Verzeihen Sie, daß ich mich setze," fuhr er fort; „ich habe nämlich die ganze Nacht gewacht, um dieses Werk zu lesen, welches ich gestern empfing ... Ein Lebenswerk, ja, zehn Jahre vom Leben meines Lehrmeisters Karl Marx, die lange versprochene Studie über das Kapital ... Das ist unsere Bibel jetzt, hier ist sie."

Saccard warf einen neugierigen Blick auf das Buch, aber die eckigen Buchstaben schreckten ihn sofort ab.

„Ich will warten, bis es übersetzt ist," sagte er lachend.

Mit seinem Kopfschütteln schien der junge Mann anzudeuten, daß es selbst in der Uebersetzung nur von den Eingeweihten begriffen würde. Das wäre kein Buch für Propaganda. Aber welche logische Kraft, welcher erdrückende Reichtum an Beweisen bei dieser unbarmherzigen Zerstörung unserer auf dem kapitalistischen System beruhenden Gesellschaft! Kahl und leer sei jetzt die Ebene, jetzt könnte man neu aufbauen.

„Das wäre also der eiserne Besen, um alles wegzufegen?" fragte Saccard immer noch scherzend.

„In der Theorie allerdings," versetzte Sigismund. „Alles, was ich Ihnen damals auseinandergesetzt habe, der ganze Gang der Umwälzung ist hier aufgezeichnet. Es erübrigt noch die thatsächliche Ausführung ... Die Leute sind ja mit Blindheit geschlagen, wenn sie nicht die bedeutenden Fortschritte sehen, welche der sozialistische Gedanke mit jeder Stunde macht. Sie zum Beispiel haben mit ihrer Universelle innerhalb drei Jahren hunderte von Millionen in Bewegung gesetzt und zentralisirt, dabei scheinen Sie nicht zu ahnen, daß

Sie geraden Wegs dem Kollektivismus entgegensteuern. Ich habe Ihre Angelegenheit mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt; ja, von diesem verlorenen und so ruhigen Zimmer aus habe ich Tag für Tag die Entwicklung derselben studirt und kenne sie so gut wie Sie selbst, und ich sage Ihnen, Sie geben uns da eine herrliche Lehre. Denn der kollektivistische Staat braucht dereinst nur dasselbe zu thun wie Sie, nämlich Sie im Großen zu enteignen, wenn Sie die Kleinen im einzelnen enteignet haben, um das ehrgeizige Ziel Ihres maßlosen Traumes zu verwirklichen. Dieser aber besteht darin, sämtliche Kapitalien der Welt an sich zu ziehen, nicht wahr? die einzige Bank zu sein, die allgemeine Ablagerungsstätte des öffentlichen Vermögens ... O, ich bewundere Sie sehr, ich würde Sie gewähren lassen, wenn ich Meister wäre, weil Sie als genialer Vorläufer unsere Arbeit anbahnen."

Und er lächelte mit seinem blassen, kranken Lächeln, als er die Aufmerksamkeit des andern wahrnahm, der sich sehr darüber wunderte, den Kranken mit den Geschäften des Tages so vertraut zu finden, und auch über sein verständnisvolles Lob sich sehr geschmeichelt fühlte.

„Das einzige ist," fuhr er fort, „daß wir an dem schönen Morgen, wo wir im Namen des Staates Sie enteignen, Ihre Sonderinteressen durch das Interesse der Allgemeinheit ersetzen, Ihre große Maschine zum Aufsaugen fremden Goldes zum Regulator des Reichtums der Gesellschaft umgestalten werden, daß wir dann zu allernächst dieses hier abschaffen."

Unter den Papieren auf seinem Tische hatte er ein

Sonstück gefunden. Er hielt es als das ausersehene Opfer zwischen zwei Fingern hoch empor.

„Das Geld," rief Saccard, „das Geld abschaffen? Welche köstliche Verrücktheit!"

„Wir werden das geprägte Geld abschaffen . . . Bedenken Sie doch, daß im Kollektivstaat gemünztes Metall weder Platz, noch Daseinsberechtigung hat. Zur Entlohnung der Arbeit ersetzen wir es durch unsere Bons: wenn Sie es als Wertmesser betrachten, so haben wir einen andern, der für uns völlig genügt und den wir dadurch erlangen, daß wir den Durchschnittswert des Arbeitstages in unseren Werkstätten feststellen . . . Vernichten muß man es, dieses Geld, welches die Ausbeutung des Arbeiters bemäntelt und begünstigt, welches ihn zu betrügen gestattet, indem man seinen Lohn auf die geringste Summe beschränkt, die er braucht, um nicht zu verhungern. Ist das nicht etwas Entsetzliches, dieser Besitz des Geldes, wodurch einzelne Privatvermögen angehäuft werden und einem fruchtbaren Kreislauf der Weg versperrt wird, wodurch skandalöse Königsherrschaften entstehen, die den Geldmarkt und die gesamte Produktion unumschränkt beherrschen? Unsere sämtlichen Krisen, unsere ganze Anarchie rührt eben daher . . . Vernichten muß man das Geld, vernichten!"

Saccard aber geriet in Zorn. Kein Silber, kein Gold mehr, nichts mehr von diesen strahlenden Gestirnen, die sein Leben erhellt hatten! Für ihn hatte der Reichtum sich immer in dem blendenden neuen Gelde verkörpert, der wie ein Frühlingsregen unter Sonnenschein herabkam, der auf die Erde niederhagelte und dieselbe mit Gold-

und Silberhaufen bedeckte, welche man mit Schaufeln um und um rührte, um sich an ihrem Glanzschimmer und ihrer Musik zu weiden. Und diese Fröhlichkeit wollte man unterdrücken, diese Ursache des Kampfes und des Lebens!

„Das ist einfältig, ja, das ist einfältig! . . . Nie kommt es so weit, hören Sie wohl?"

„Warum niemals? warum einfältig? . . . Brauchen wir denn im Haushalt der Familie das gemünzte Geld? Dort sehen Sie nur die gemeinsame Arbeit und den Austausch . . . Wozu also das Geld, wenn einmal die Gesellschaft nur noch eine große, sich selbst regierende Familie ist?"

„Ich sage Ihnen, es ist eine Narrheit! . . . Das Geld vernichten! Aber das Geld ist ja das Leben selbst! Nichts mehr wäre ohne Geld vorhanden, gar nichts mehr!"

Außer sich ging Saccard im Zimmer auf und ab. Als er in seiner Zornesaufwallung an dem Fenster vorbeischritt, vergewisserte er sich mit einem Blicke, ob die Börse immer noch stand: vielleicht hatte der schreckliche Mensch auch sie mit einem Hauche weggeweht. Sie stand immer noch da, aber ganz undeutlich in dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht, gleichsam unter der Hülle des Regens zerschmolzen, ein bleiches Börsengespenst, das nahe daran war, in grauen Dunst sich aufzulösen.

„Uebrigens ist es recht dumm von mir, daß ich mit Ihnen streite. So etwas ist unmöglich . . . Unterdrücken Sie 'mal das Geld, so etwas möchte ich erleben!"

„Pah!" murmelte Sigismund, „alles läßt sich abschaffen, alles wird umgestaltet und verschwindet auch . . .

So haben wir es schon einmal erlebt, daß die Gestalt des Reichtums sich änderte, als der Wert des Grundes und Bodens sank, und das liegenschaftliche Vermögen, die Aecker und Wälder vor dem beweglichen und gewerblichen Vermögen zurückwichen, vor den Rentenscheinen und den Aktien; und heutzutage wohnen wir einem vorzeitigen Verfall der letzteren bei, einer Art rascher Entwertung, denn so viel steht fest, daß der Zinsfuß sinkt, daß die Norm von fünf Prozent nicht mehr erreicht wird. Der Geldwert sinkt also: warum sollte nun das Geld nicht völlig verschwinden? warum sollte nicht eine Neugestaltung des Reichtums die gesellschaftlichen Beziehungen beherrschen? Eben diesen Reichtum von morgen werden unsere Arbeitsbons darstellen."

Er hatte sich in der Betrachtung des Soustücks vertieft, als träumte er, er halte den letzten Sou alter Zeiten in der Hand, einen vereinzelten Sou, der den Untergang der alten Gesellschaft überdauert hätte. Wie viele Freuden und wie viele Thränen hatten das bescheidene Metall abgenutzt! Dann war Sigismund in die Traurigkeit der ewig ungestillten menschlichen Sehnsucht verfallen.

„Ja," begann er leise wieder, „Sie haben recht, wir werden diese Dinge nicht erleben, Jahre müssen vergehen, Jahre. Weiß man sogar, ob jemals der Nächstenliebe die genügende Kraft innewohnen wird, um in der gesellschaftlichen Einrichtung die Eigensucht zu verdrängen? ... Und doch hatte ich den Sieg der guten Sache näher gehofft; ich hätte so gerne das Anbrechen dieses Morgenrots der Gerechtigkeit erlebt!"

Einen Augenblick klang seine Stimme gebrochen, in der Bitterkeit des Gedankens an sein nahes Ende. Er, der in seinem Leugnen des Todes denselben als nicht vorhanden betrachtete, machte jetzt eine Bewegung, wie um ihn beiseite zu schieben. Indessen faßte er sich rasch wieder.

„Ich habe meine Arbeit vollbracht, ich werde meine Aufzeichnungen hinterlassen für den Fall, daß ich nicht Zeit finden sollte, aus denselben das vollständige, neu aufzubauende Werk zu errichten, welches ich erträumt habe. Die Gesellschaft von morgen muß die reife Frucht der ganzen Gesittung sein; denn wenn man das Gute des Wettbewerbs und der gegenseitigen Kontrolle nicht beibehält, stürzt alles zusammen ... O, diese Gesellschaft, wie klar sehe ich sie nunmehr vor Augen, endlich geschaffen und vollkommen, wie ich sie nach so vielen durchwachten Nächten endlich aufgerichtet habe! Alles ist vorausgesehen, alle Fragen sind gelöst, die höchste Gerechtigkeit, das vollkommene Glück sind da. Sie steht hier auf dem Papier, diese Gesellschaft, mathematisch und endgiltig."

Und mit seinen langen, abgemagerten Händen wühlte er in den Aufzeichnungen. Er berauschte sich an diesem Traum der zurückeroberten und gleichmäßig verteilten Milliarden, an dieser Freudigkeit und Gesundheit, die er der leidenden Menschheit mit einem Federstrich zurückgab, er, der nichts mehr aß, der nicht mehr schlief und in seinem kahlen, einsamen Zimmer bedürfnislos langsam dahinstarb.

Beim Klang einer rauhen Stimme erbebte jetzt Saccard.

„Was thun Sie denn da?"

Busch war heimgekehrt und warf auf den Besucher den schiefen Blick eines eifersüchtigen Liebhabers; er lebte in fortwährender Angst, man möchte seinen Bruder zu viel reden lassen und so einen Hustenanfall verursachen. Uebrigens wartete er die Antwort nicht ab; schon zankte er wie eine verzweifelnde Mutter:

„Wie! Du hast schon wieder Deinen Ofen ausgehen lassen? Ich bitte Dich, ist das vernünftig bei solchem feuchten Wetter?"

Schon kniete er trotz seines langen, schweren Körpers auf dem Boden, zerbrach Kleinholz und zündete das Feuer wieder an. Dann holte er einen Besen, ordnete das Zimmer und sah nach der Arznei, die der Kranke zweistündlich einnehmen mußte. Er beruhigte sich erst, als er diesen bestimmt hatte, sich aufs Bett zu legen und auszuruhen.

„Herr Saccard, wollen Sie vielleicht jetzt in mein Geschäftszimmer kommen?"

Frau Méchain war schon anwesend und saß auf dem einzigen Stuhle. Sie hatte soeben mit Busch in der Nachbarschaft einen wichtigen Besuch abgestattet, dessen volles Gelingen beide entzückte. Nach verzweifeltem Warten war endlich eins der Geschäfte, die ihnen am meisten am Herzen lagen, glücklich in Gang gebracht. Drei Jahre lang hatte die Méchain das Pariser Pflaster abgesucht, um Léonie Cron wiederzufinden, jenes verführte Mädchen, welchem Graf Beauvilliers einen Schuldschein über zehntausend Franken eingehändigt hatte, die am Tage ihrer Volljährigkeit zu zahlen wären. Vergeblich hatte sie sich

an ihren Vetter Fayeux, den Inhaber eines Rentengeschäfts in Vendôme gewendet, der unter einem Haufen alter Ausstände aus dem Nachlaß des Kornhändlers und gelegentlichen Wucherers Charpier diesen Schein für Busch gekauft hatte. Fayeux wußte nichts. Er schrieb bloß, daß Léonie Cron in Paris bei einem Gerichtsvollzieher in Dienst stehen mußte; seit mehr als zehn Jahren habe sie Vendôme verlassen und sich nie mehr dort sehen lassen; auch habe er keine Verwandten von ihr fragen können, da alle tot wären. Die Méchain hatte zwar den Gerichtsvollzieher ausfindig gemacht, es war ihr sogar gelungen, von da aus der Spur Léonies bei einem Metzger, bei einer galanten Dame, bei einem Zahnarzt zu folgen; vom Zahnarzt an brach aber der Faden plötzlich ab, die Fährte war unterbrochen und das Mädchen im Kot der Großstadt Paris verloren, wie eine Nadel in einem Heubündel. Ohne Erfolg hatte sie die Stellenvermittlungsbureaux abgesucht, die verdächtigen Logirhäuser durchforscht, die liederlichsten Orte abgestreift, stets auf der Lauer, stets sich umschauend und fragend, so oft der Name Léonie ihr Ohr traf.

Dieses Mädchen nun, welches sie in der Ferne gesucht hatte, war an eben diesem Tage durch einen Zufall von ihr ausfindig gemacht worden, und zwar in einem öffentlichen Hause der Rue Feydeau, wohin sie eine ehemalige Mieterin der Cité de Naples einer Schuld von drei Franken wegen verfolgte. Mit genialem Spürsinn hatte sie das Mädchen unter dem vornehmen Namen „Leonide“ gerade in dem Augenblick erkannt, in dem dasselbe von der Hausmutter mit greller Stimme in den Salon gerufen

wurde. Ohne Säumen hatte die Méchain Busch benachrichtigt, und dieser hatte sich sofort mit ihr in das betreffende Haus zurückbegeben, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Bei dem Anblick der dicken Dirne mit dem auf die Stirne herabgekämmten, steifen schwarzen Haar, mit den breiten und schlaffen Gesichtszügen von widerlich gemeinem Ausdruck war Busch zuerst überrascht gewesen; dann hatte er aber den durch zehnjähriges Dirnenleben verwischten eigenen Reiz dieser Persönlichkeit herausgefunden und sich sehr gefreut, daß sie so tief gesunken und so abstoßend gemein war. Für die Abtretung ihrer Ansprüche auf den Schuldschein bot er tausend Franken; in ihrer Beschränktheit willigte sie mit kindischer Freude in den Handel. Endlich konnte man nun die Gräfin Beauvilliers in die Enge treiben; die gewünschte Waffe war da, bei einem solchen Grad von Häßlichkeit und Erniedrigung sogar eine unverhoffte Waffe.

„Ich erwartete Sie, Herr Saccard, wir haben mit einander zu reden ... Sie haben meinen Brief erhalten, nicht wahr?“

In dem engen, mit Akten vollgestopften Zimmer, dessen Dunkel eine magere Lampe mit ihrem trüben Schein erhellte, saß die Méchain unbeweglich und stumm auf dem einzigen Stuhle. Saccard stand aufrecht, und da er den Schein meiden wollte, als sei er auf eine Drohung hin gekommen, nahm er gleich mit harter und verächtlicher Stimme die Angelegenheit Jordan in Angriff.

„Verzeihen Sie, ich bin gekommen, um die Schuld eines meiner Redakteure in Ordnung zu bringen ...

Der kleine Jordan, ein ganz reizender Mensch, wird von Ihnen mit schwerstem Geschütz und mit einer wahrhaft empörenden Grausamkeit verfolgt ... Heute morgen erst haben Sie sich, scheint es, so gegen seine Frau benommen, daß ein anständiger Mensch darüber erröten müßte ..."

Verblüfft über diesen unerwarteten Angriff des Feindes, während er sich zur Offensive anschickte, verlor Busch die Fassung. Er vergaß die andere Geschichte und regte sich an dieser letzteren auf.

„Jordan? So, wegen Jordans kommen Sie ...? Ich kenne keine Frau, ich kenne keinen anständigen Menschen im Geschäftsleben; wenn man Geld schuldig ist, zahlt man, sonst kenne ich nichts ... Ein Gesindel, das seit Jahren mich hinhält und aus dem ich nur mit teufelmäßiger Mühe Sou für Sou vierhundert Franken herausgepreßt habe ... Kreuzdonnerwetter, ja! Ich will sie pfänden lassen, morgen früh lasse ich sie auf die Straße schmeißen, wenn ich nicht heute abend hier auf meinem Schreibtische die dreihundertunddreißig Franken fünfzehn Centimes habe, die sie mir noch schulden."

Mit schlauer Taktik und um den Mann außer sich zu bringen, warf Saccard ein, er sei bereits vierzigfach bezahlt, da die Forderung ihn sicherlich keine zehn Franken gekostet hätte. In der That erstickte Busch beinahe vor Zorn.

„Da hätten wir's! Sonst wißt ihr alle nichts zu sagen ... Es sind auch Kosten dabei, nicht wahr? bei dieser Schuld von dreihundert Franken, die auf über siebenhundert angewachsen ist ... Geht aber das mich an? Man zahlt mich nicht, ich klage die Leute ein.

Um so schlimmer, wenn das Gericht teuer ist, das ist nicht meine Schuld ... Wenn ich also eine Forderung für zehn Franken gekauft habe, sollte ich mir wohl die zehn Franken vergüten lassen und damit fertig? Und nun mein Risiko, meine vergeblichen Gänge, meine geistige Arbeit? Gerade wegen dieses Geschäfts Jordan können Sie 'mal die Frau hier fragen, die dasitzt, sie hat sich damit befaßt. O, wie viel Schritte und Gänge! Wie viele Stiefeln hat sie auf den Treppen aller Zeitungsbureaux abgelaufen, aus denen man sie wie ein Bettelweib hinauswarf, ohne ihr jemals die verlangte Adresse zu geben. Gerade dieses Geschäft haben wir monatelang gehegt und gepflegt, wir haben davon geträumt, wir haben daran gearbeitet, wie an einem Kunstwerk, es kostet mich eine unsinnige Summe, wenn ich nur die Stunde zu zehn Sous rechne."

Er ereiferte sich und zeigte mit weit ausholender Geberde auf die das Zimmer füllenden Aktenbündel.

„Hier habe ich für über zwanzig Millionen Außenstände aus allen Zeiten, aus allen Gesellschaftsschichten, ganz kleine und riesengroße ... Wollen Sie alles für eine Million? Ich gebe sie Ihnen ... Wenn man bedenkt, daß ich einzelnen Schuldnern seit einem Vierteljahrhundert nachspüre! Um ein paar lumpige Franken, mitunter sogar weniger aus ihnen zu ziehen, gedulde ich mich jahrelang und warte, bis sie Erfolg haben, oder bis sie erben ... Die anderen, die Unbekannten, die zahlreichsten, schlummern dort in jener Ecke; schauen Sie auf diesen ungeheuren Haufen. Das ist das Nichts, oder vielmehr die rohe Materie, aus der ich Leben schaffen muß, nämlich meinen

Lebensunterhalt, und Gott weiß, nach welchen vielfältigen Nachforschungen und Verdrießlichkeiten! ... Und Sie verlangen, ich soll, wenn ich endlich einen Zahlungsfähigen gepackt habe, ihm nicht zur Ader lassen? Nein, nein, Sie würden mich für gar zu dumm halten! So dumm wären Sie auch nicht."

Ohne sich länger in Erörterungen einzulassen, zog Saccard seine Brieftasche heraus.

„Ich will Ihnen zweihundert Franken geben, und Sie werden mir die Akten Jordan mit einer Generalquittung einhändigen."

Busch fuhr in höchster Erbitterung empor:

„Zweihundert Franken, im ganzen Leben nicht! ... Es macht dreihundertunddreißig Franken fünfzehn Centimes. Ich verlange sogar die Centimes!"

Mit gleichmäßiger Stimme und der ruhigen Zuversicht des Mannes, welcher die Macht des vor Augen gehaltenen und auf den Tisch gelegten Geldes kennt, wiederholte Saccard zweimal, dreimal:

„Ich will Ihnen zweihundert Franken geben."

Im Innern überzeugt, daß es vernünftig sei, sich abfinden zu lassen, willigte der Jude schließlich mit einem Wutschrei und mit thränenden Augen ein.

„Ich bin gar zu schwach! Welch ekelhaftes Handwerk! ... Mein Ehrenwort, man beraubt mich, man bestiehlt mich ... Nur zu! Wenn Sie doch einmal da sind, thun Sie sich keinen Zwang an, nehmen Sie noch andere, ja suchen Sie aus dem Haufen für Ihre zweihundert Franken heraus, was Ihnen gefällt!"

Als Busch hierauf eine Quittung unterzeichnet und

einige Worte an den Gerichtsvollzieher geschrieben hatte, — denn die Akten waren nicht mehr bei ihm — atmete er einen Augenblick vor seinem Schreibtisch auf. Er war so heftig erschüttert, daß er Saccard fortgelassen hätte, wenn nicht die Méchain, welche regungslos und stumm dasaß, ihn an sein Vorhaben erinnert hätte:

„Und die Sache?“

Da fiel ihm plötzlich die Geschichte wieder ein; jetzt wollte er seine Revanche nehmen. Aber alles, was er vorbereitet hatte, seine Erzählung, seine Fragen, das geschickte Fortschreiten der Unterredung, alles war mit einem Schlage von seiner Hast weggeweht, rasch auf das Thema zu kommen.

„Die Sache, ja so! ... Ich habe Ihnen geschrieben, Herr Saccard. Jetzt haben wir eine alte Rechnung miteinander abzumachen ...“

Er hatte die Hand ausgestreckt, um die Akten Sicardot zu nehmen, die er offen auf den Tisch legte.

„Im Jahre 1852 sind Sie in einem Hotel garni der Rue de la Harpe abgestiegen und haben dort zwölf Wechsel zu fünfzig Franken für ein Fräulein Octavia Chavaille unterschrieben, die Sie als sechzehnjähriges Mädchen eines Abends auf der Treppe vergewaltigt haben ... Diese Wechsel, hier liegen sie. Sie haben keinen einzigen bezahlt und sind ohne Hinterlassung einer Adresse verschwunden, ehe der erste fällig war. Das schlimmste ist, daß Sie mit dem falschen Namen Sicardot unterzeichnet haben, dem Namen Ihrer ersten Frau ...“

Sehr blaß hörte Saccard zu und blickte vor sich hin. Inmitten einer unsäglichen Bestürzung erhob sich die

ganze Vergangenheit vor seinen Augen; er hatte das Gefühl des Zusammensturzes und Zusammenbruchs einer riesengroßen, wirren Masse, die ihn unter ihren Trümmern begrub. In der Angst des ersten Augenblicks verlor er den Kopf und stammelte:

„Woher wissen Sie das? . . . Wie kommen Sie dazu?"

Dann beeilte er sich, mit bebenden Händen von neuem die Brieftasche hervorzuziehen, vom einzigen Gedanken beseelt, zu zahlen und diese ärgerlichen Akten wieder zu erlangen.

„Es sind keine Kosten aufgelaufen, nicht wahr? . . . Es macht sechshundert Franken . . . Es wäre zwar vielerlei zu sagen, aber ich will lieber ohne Erörterungen zahlen."

Und er reichte ihm die sechs Banknoten hin.

„Sogleich!" rief Busch, der das Geld zurückwies. „Ich bin noch nicht fertig . . . Die Frau, die Sie hier sehen, ist Octavias Base. Diese Papiere gehören ihr, in ihrem Namen betreibe ich die Sache . . . Die arme Octavia ist infolge Ihrer Gewaltthat ein Krüppel geblieben. Sie hat vielfach Unglück gehabt und ist in schrecklichem Elend bei Frau Méchain gestorben, welche das Mädchen zu sich genommen hatte . . . Wenn Frau Méchain wollte, könnte sie Ihnen Dinge erzählen . . ."

„Schreckliche Dinge!" bestätigte mit ihrem dünnen Stimmchen die Méchain, die jetzt ihr Schweigen aufgab.

Verstört schaute sich Saccard nach ihr um; er hatte dieses Weib vergessen, das einem halbgeleerten Schlauch gleich auf dem Stuhle zusammengekauert saß. Sie hatte ohnehin durch ihren verdächtigen Raubhandel mit entwerteten Papieren ihm stets Unruhe eingeflößt, und

jetzt fand er sie wiederum bei dieser unangenehmen Geschichte beteiligt.

„Freilich, es thut mir recht leid," murmelte er, „aber wenn sie tot ist, die Unglückliche, so sehe ich in Wahrheit nicht ein ... Immerhin. hier sind die sechshundert Franken!"

Zum zweitenmale wies Busch die Summe zurück.

„Verzeihung! Sie wissen noch nicht alles ... Sie hat nämlich ein Kind bekommen, ja ein Kind, das jetzt im vierzehnten Jahre steht und Ihnen dermaßen ähnlich ist, daß Sie es nicht verleugnen können."

Verblüfft wiederholte Saccard mehrmals:

„Ein Kind, ein Kind ..."

Dann steckte er mit raschem Griff die sechs Banknoten wieder in seine Brieftasche. Er hatte mit einemmale seine Fassung wieder erlangt und sagte ganz munter:

„Ei, ei, hören Sie 'mal, treiben Sie denn Späße mit mir? Wenn ein Kind da ist, so werfe ich Ihnen keinen Sou in den Rachen ... Der Kleine hat seine Mutter beerbt, der Kleine bekommt dies Geld und alles, was er will noch dazu ... Ein Kind, das ist ja ganz niedlich, das ist etwas ganz Natürliches! Was ist denn dabei, wenn man ein Kind hat? Im Gegenteil, das macht mir großen Spaß, das macht mich jünger, auf Ehre! ... Wo ist er denn, der Junge, daß ich ihn besuchen kann? Warum haben Sie mir ihn nicht gleich mitgebracht?"

Jetzt war Busch sprachlos vor Erstaunen. Er dachte an sein langes Zögern, an die unendliche Schonung, welche Frau Karoline beobachtete, ehe sie Viktors Dasein dem Vater verriet. Er verlor alle Fassung, ließ sich

jetzt in außerordentlich heftige und verwickelte Auseinandersetzungen ein und verschoß mit einemmale seine ganze Munition: die sechstausend Franken für geliehenes Geld und Ernährungskosten, welche die Méchain beanspruchte, Frau Karolinens Abschlagszahlung von zweitausend Franken, die scheußlichen Naturtriebe Viktors, seine Aufnahme im „Heim der Arbeit“. Bei jeder neuen Einzelheit fuhr Saccard heftiger auf. Wie? sechstausend Franken! Was bewies denn, daß man nicht vielmehr den Jungen beraubt hatte? Eine Abschlagszahlung von zweitausend Franken! Man hatte also die Kühnheit besessen, von einer befreundeten Dame zweitausend Franken zu erpressen? Das war ja Diebstahl und Vertrauensbruch! Seinen Kleinen hatte man, bei Gott, schlecht erzogen und verlangte jetzt, daß er, Saccard, die Leute bezahlte, die für diese schlechte Erziehung verantwortlich waren! Man hielt ihn also für einen Dummkopf?

„Nicht einen Sou!“ rief er. „Hören Sie, nicht einen Sou aus meiner Tasche!“

Busch war fahl geworden. Er stand aufrecht vor seinem Tisch.

„Das werden wir schon sehen! Ich schleppe Sie vor Gericht!“

„Sagen Sie doch keine Dummheiten, Sie wissen ja, daß das Gericht mit derartigen Sachen sich nicht abgibt... Und wenn Sie aus mir etwas zu erpressen hoffen, so ist das noch dümmer; denn ich, ich frage nach nichts! Ein Kind — ich sage Ihnen ja, ich fühle mich geschmeichelt!“

Da die Méchain die Thüre versperrte, so mußte er

sie beiseite schieben und über sie hinwegschreiten, um zur Stube hinaus zu kommen. Wuterstickt warf sie ihm mit ihrer Flötenstimme die Worte nach:

„Schurke! Herzloser Mensch!“

„Sie werden von uns hören!“ brüllte Busch, indem er zornig die Thüre zuschlug.

Saccard befand sich in solcher Aufregung, daß er seinem Kutscher befahl, sofort nach der Rue Saint-Lazare heimzufahren. Es drängte ihn, Frau Karoline zu sehen. Ohne jede Scham trat er vor sie hin und zankte, weil sie die zweitausend Franken hergegeben hatte.

„Aber, beste Freundin, nie gibt man so das Geld aus den Händen ... Warum haben Sie, zum Teufel, auch gehandelt, ohne mich zu fragen?“

Tief ergriffen, weil er endlich die Geschichte wußte, blieb Frau Karoline sprachlos. Es war also richtig die Schrift Buschs, welche sie erkannt hatte; jetzt brauchte sie nichts mehr zu verheimlichen, da ja ein anderer ihr die Mühe der Enthüllung abgenommen hatte. Trotzdem zauderte sie immer noch und schämte sich für diesen Mann, der sie so unbefangen ausfragte.

„Ich wollte Ihnen einen Kummer ersparen ... Der unglückliche Knabe war in einem so verkommenen Zustand! ... Schon lange hätte ich Ihnen alles erzählt, wenn nicht ein Gefühl ...“

„Welches Gefühl? ... Aufrichtig gesagt, ich verstehe Sie nicht!“

Sie versuchte nicht, sich länger zu rechtfertigen und zu entschuldigen; eine allgemeine Traurigkeit und Mattigkeit umfing die sonst so lebensmutige Frau. Er dagegen

stieß einmal über das andere laute Rufe aus, er schien hoch entzückt und wahrhaft verjüngt.

„Der arme Junge! Ich werde ihn sehr gerne haben, sicherlich ... Es war ganz recht von Ihnen, daß Sie ihn ins Heim der Arbeit gethan haben, um ihn vom gröbsten Schmutz zu säubern. Aber wir wollen ihn herausnehmen und ihm eigene Lehrer geben ... Morgen will ich ihn besuchen, ja, morgen, wenn ich nicht zu sehr in Anspruch genommen bin."

Am folgenden Tage war Sitzung; es vergingen zwei Tage, dann die ganze Woche, ohne daß Saccard eine Minute Zeit fand. Er sprach oft von dem Knaben und verschob seine Besuche, von dem überströmenden Flusse der Geschäfte immer wieder fortgerissen. In den ersten Dezembertagen war inmitten des ungewöhnlichen Fieberanfalls, dessen krankhafte Aufregung die Börse durcheinander brachte, der Kurs von zweitausendsiebenhundert erreicht worden. Das Schlimmste war aber, daß die beunruhigenden Nachrichten zunahmen, und trotz des bis zur Unerträglichkeit wachsenden Unbehagens die Hausse hartnäckig wuchs. Ganz laut kündete man jetzt den unausbleiblichen Krach an, und gleichwohl stiegen die Aktien weiter, stiegen unaufhörlich fort und fort, von der eigensinnigen Gewalt eines jener wunderbaren Anfälle von Wahnsinnsrausch getrieben, in denen das Handgreifliche ignorirt wird. Saccard lebte nur noch im übertriebenen Scheine seines Triumphes; er war durch diesen Goldregen, den er über Paris ergoß, gleichsam von einem Glorienschein umgeben. Indessen war er schlau genug, um zu empfinden, daß der unterhöhlte

und rissige Boden unter seinen Füßen einzustürzen drohte. Obgleich bei jeder Liquidation ihm der Sieg verblieb, ließ darum sein Zorn gegen die Baissiers nicht nach, deren Verluste schon grauenhaft sein mußten. Was hatte denn dieses schmutzige Judenvolk, daß es so verbissen war? Würde er nicht schließlich mit ihm fertig werden? Namentlich erbitterte ihn aber der Umstand, daß er neben Gundermann, unter dessen Bundesgenossen noch andere Verkäufer witterte, Kämpfer der Universelle, Verräter, die in ihrem Glauben erschüttert und in ihrer Hast, zu realisiren, zum Feinde übergingen.

Eines Tages, da Saccard seiner Unzufriedenheit vor Frau Karoline Luft machte, glaubte diese ihm endlich alles bekennen zu sollen.

„Wissen Sie, mein Freund, ich habe verkauft, ich auch ... Ich habe soeben unsere letzten tausend Aktien zum Kurse von zweitausendsiebenhundert verkauft."

Saccard war vernichtet, als schaue er dem schwärzesten Verrat ins Gesicht:

„Sie haben verkauft, Sie!? Sie, mein Gott!"

Sie hatte seine Hände ergriffen und drückte sie mit Innigkeit; er that ihr wirklich leid, sie erinnerte ihn an die Warnungen ihres Bruders und an ihre eigenen. Jener, der immer noch in Rom war, schrieb Briefe voll tödlicher Besorgnis über diese übertriebene Hausse, die ihm unerklärlich blieb und die um jeden Preis gehemmt werden mußte, wollte man nicht in einen tiefen Abgrund stürzen. Noch am Tage vorher hatte sie einen Brief erhalten, der ihr ausdrücklich befahl, zu verkaufen, und sie hatte verkauft.

„Sie! Sie!" wiederholte Saccard, „Sie bekämpften

mich, Sie fühlte ich also als Feind im Dunkeln! Ihre Aktien habe ich zurückkaufen müssen!"

Er geriet nicht wie sonst in Zorn; seine Niedergeschlagenheit that ihr noch mehr weh, sie hätte vernünftig mit ihm reden mögen, damit er den erbarmungslosen Kampf aufgebe, der nur mit einem Massenmord enden konnte.

„Mein Freund, hören Sie mich an ... Bedenken Sie, daß unsere dreitausend Titres über siebeneinhalb Millionen ergeben haben! Ist das nicht ein unverhoffter, übermäßiger Gewinn? Mir flößt dieses viele Geld Entsetzen ein, ich kann nicht glauben, daß es mein gehört ... Uebrigens handelt es sich nicht um unser persönliches Interesse. Denken Sie an die Interessen aller derjenigen, die ihr Vermögen in Ihre Hände gelegt haben, eine erschreckende Summe von Millionen, die Sie aufs Spiel setzen. Wozu diese unsinnige Hausse stützen und noch höher reizen? Von allen Seiten höre ich, daß am Schlusse der Krach unausbleiblich ist ... Es kann doch nicht immerfort in die Höhe gehen; es ist gar keine Schande, wenn die Titres ihren wirklichen Wert wieder annehmen. Erst dann sind wir das feste Haus, das ist die Rettung."

Heftig war er aufgefahren und stand wieder auf den Füßen.

„Den Kurs von dreitausend will ich, ich habe gekauft und werde kaufen, sollte ich auch darüber zu Grunde gehen! ... Ja, kaput will ich gehen, und alles mit mir, wenn ich nicht einen Kurs von dreitausend erreiche und aufrecht halte!"

Nach dem 15. Dezember stiegen die Kurse auf zweitausendachthundert, auf zweitausendneunhundert. Am 21. wurde unter einer wahnsinnigen Aufregung der Menge an der Börse der Kurs von dreitausendundzwanzig ausgerufen. Innere Wahrheit und Logik waren verschwunden, der Begriff des Wertes an sich war so verwirrt, daß ihm jeder Hintergrund abhanden kam.

Bald lief das Gerücht um, Gundermann habe sich entgegen seiner sonstigen Vorsicht in ein grauenhaftes Risiko eingelassen; seit Monaten stützte er die Contremine, bei jedem Stichtag waren mit dem Zunehmen der Hausse seine Verluste in ungeheuren Sprüngen gestiegen; man begann zu flüstern, daß er wohl Hals und Bein brechen könnte. Alle Köpfe waren verdreht, man wartete auf kommende Wunder.

In diesem entscheidenden Augenblick, da Saccard auf dem Gipfel der Macht stand und in seiner unklaren Angst vor einem Sturze den Boden zittern fühlte, da war er König. So oft sein Wagen vor dem triumphirenden Palaste der Universelle in der Rue de Londres vorfuhr, kam ein Diener eiligst die Treppe herunter und breitete einen Teppich aus, der von den Stufen der Vorhalle über den Gehweg bis zur Straßenrinne aufgerollt wurde. Dann geruhte Saccard auszusteigen und seinen Einzug zu halten, wie ein Fürst, dem man die Berührung des gemeinen Straßenpflasters erspart.

Zehntes Kapitel.

Am Tag des Jahresabschlusses und der Ultimoabrechnung des Dezember war der große Börsensaal bereits um halb ein Uhr dicht gefüllt. Es herrschte eine ganz ungewöhnliche Aufregung in dem Stimmengewirr und dem Geberdenspiel. Die seit Wochen wachsende Gärung führte jetzt zu diesem entscheidenden Kampftag und diesem fieberhaften Gedränge, in welchem das Dröhnen der bevorstehenden Entscheidungsschlacht zu vernehmen war.

Draußen herrschte heftiger Frost; aber eine klare Wintersonne drang mit schiefen Strahlen durch das hohe Glasdach herein und erheiterte eine ganze Seite dieses kahlen Saales mit seinen ernsten Pfeilern und der düsteren Wölbung, die unter den allegorischen Malereien noch frostiger aussah. Längs der Bogengänge strömte mitten im kalten Luftzug der ohne Unterlaß auf und ab klappenden Thüren die Luftheizung einen lauwarmen Hauch aus.

Der Baissier Moser, noch ängstlicher und gelblicher als sonst, stieß auf den Haussier Pillerault, der in anmaßender Haltung auf seinen hohen Storchbeinen aufgepflanzt dastand.

„Wissen Sie schon, was man sich erzählt? . . .“

Er mußte aber lauter rufen, um im wachsenden Getöse der Einzelgespräche vernehmlich zu sein, welches mit seinem taktmäßigen und eintönigen Rollen dem Tosen eines aus den Ufern getretenen und endlos verrinnenden Stromes glich.

„Man erzählt sich, wir werden im April Krieg haben . . . Ein anderes Ende kann das nicht nehmen mit diesen gewaltigen Rüstungen. Deutschland will uns keine Zeit lassen, das von den Kammern zu bewilligende neue Militärgesetz anzuwenden . . . Und übrigens will Bismarck . . .“

Pillerault brach hier in lautes Lachen aus.

„Lassen Sie mich doch in Ruhe mit Ihrem Bismarck. Ich habe diesen Sommer fünf Minuten mit ihm gesprochen, gerade so, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Er scheint mir ganz gutmütig zu sein . . . Wenn Sie nach dem überwältigenden Erfolg der Ausstellung noch nicht zufrieden sind, was verlangen Sie eigentlich noch? Ja, mein Lieber, Europa gehört jetzt unser.“

Moser schüttelte verzweifelt den Kopf und fuhr fort, seine Befürchtungen in abgerissenen Sätzen auszusprechen, die in jeder Sekunde durch das Stoßen und Drängen der Menge unterbrochen wurden. Der Zustand des Marktes sei zu blühend, er leide an einer Blutüberfülle, die ebenso bedenklich sei, wie das krankhafte Fett der Dickbäuchigen. Infolge der Weltausstellung seien gar zu viele Unternehmungen in die Halme geschossen, alles sei in einen übermäßig starken Taumel geraten, der jetzt zum reinen Wahnsinn führe.

„Ist das nicht ganz verrückt, zum Beispiel, daß die Universelle auf dreitausendunddreißig steht?"

„Aha, da haben wir's!" rief Pillerault.

Und er trat ganz dicht an ihn heran und sprach mit scharfer Betonung jeder Silbe:

„Mein Bester, man wird heute Abend mit dreitausendundsechzig schließen ... Ihr werdet alle über den Haufen gerannt, und das sage ich!"

Trotz der Leichtigkeit, mit welcher er sonst außer Fassung kam, pfiff der Baissier in leise herausfordernden Tönen vor sich hin. Er blickte nach oben, um seine erheuchelte Seelenruhe zu bekunden und musterte eine Zeit lang die paar weiblichen Köpfe, die von der Telegraphengalerie herab verwundert in diesen Saal herunterschauten, in welchem sie keinen Zutritt hatten. Oben waren Wappenschilder mit Städtenamen angebracht; die Kranzgesimse und Säulenknäufe entrollten einen langgedehnten fahlen Streifen, der durch das durchsickernde Wasser gelblich gefleckt erschien.

„Ah, Sie sind's?" rief Moser, als er wieder herabschaute und Salmon mit seinem ewigen bedeutungsvollen Lächeln vor ihm stand.

Dann erblickte er in diesem Lächeln eine Bestätigung von Pilleraults Nachrichten, was ihn in Verwirrung brachte.

„Wenn Sie etwas wissen, so sagen Sie es doch endlich! ... Meine Berechnung ist ganz einfach; ich halte zu Gundermann, weil Gundermann — eben Gundermann ist ... Mit dem ist immer ein günstiger Ausgang gewiß."

„Wer sagt Ihnen aber, daß Gundermann Baisse spielt?“ fragte Pillerault hohnlachend.

Jetzt sperrte Moser erstaunt die Augen weit auf. Seit Monaten lautete der wichtigste Börsenklatsch, Gundermann lauere auf Saccard und unterhalte die Contremine gegen die Universelle, bis er an irgend einem Stichtag den Markt unter der Wucht seiner Millionen erdrücken und die Universelle mit plötzlicher Anstrengung erwürgen könnte. Wenn der heutige Tag so heiß zu werden versprach, so kam dies daher, daß alles glaubte, oder gläubig nachbetete, heute sollte endlich die Schlacht stattfinden, eine jener schonungslosen Schlachten, bei denen das eine Heer vernichtet die Wahlstatt bedeckt. Kann man aber jemals eine Gewißheit haben, in dieser Welt der Lüge und der List? Die gewissesten und am lautesten verkündeten Dinge sanken ja beim geringsten Hauch zu beklemmenden Zweifeln herab.

„Sie leugnen das Augenscheinliche,“ murmelte Moser. „Allerdings habe ich die Ordres nicht gesehen, allerdings läßt sich nichts mit Bestimmtheit behaupten. Wie, Salmon, was meinen Sie dazu? Gundermann kann doch nicht nachgeben, zum Teufel!“

Und er blieb ratlos bei Salmons schweigendem Lächeln, welches sich immer feiner und vielsagender zuspitzte.

„O!“ begann er wieder und wies mit einem Nicken auf einen wohlbeleibten Mann, der gerade vorbeiging, „wenn der sprechen wollte, wäre ich nicht mehr im Zweifel. Der sieht scharf.“

Es war der berühmte Amadieu, der immer noch von seinem Erfolg in der berühmten Affaire mit den Selsisbergwerken zehrte, deren Aktien er in einem unsinnigen und halsstarrigen Einfall aufs Geratewohl, ohne Scharfblick und Berechnung, zu fünfzehn Franken das Stück gekauft und später mit einem Gewinn von fünfzehn Millionen losgeschlagen hatte. Er wurde wegen seiner großen Finanzfähigkeiten hoch verehrt, ein ganzer Hofstaat lief hinter ihm her, suchte seine geringsten Worte zu erlauschen und spielte dann in dem scheinbar von ihm angedeuteten Sinn.

„Ach was!" rief Pillerault, der seiner Lieblingstheorie der unbedingten Waghalsigkeit treu blieb, „das Beste ist immer noch, man folgt aufs Geratewohl seiner eigenen Eingebung ... Das Spielglück ist das einzig Wahre: entweder hat man Glück, oder man hat keins. Also darf man sich überhaupt nicht besinnen. So oft ich mich besonnen habe, bin ich so hereingefallen, daß ich fast nicht mehr aufkam ... Sehen Sie, so lange ich den Herrn dort mit seiner unternehmenden Miene auf seinem Posten sehe, als wollte er alles auffressen, so lange kaufe ich."

Mit einer Handbewegung deutete er auf Saccard, der in diesem Augenblick eingetreten war und auf seinen gewohnten Platz, am ersten Pfeiler links, sich begab. Wie alle Chefs bedeutender Häuser hatte er einen bestimmten Platz, auf dem an den Börsentagen seine Angestellten und seine Kunden ihn sicher fanden. Gundermann war der einzige, der geflissentlich den großen Saal nie betrat; er schickte nicht einmal einen beglaubigten Vertreter.

Aber man empfand deutlich, daß er ein ganzes Heer hier hatte, er herrschte als abwesender und unumschränkter Herr durch die zahllose Schar der Kommissionäre und Agenten, die seine Ordres brachten, seiner vielen Kreaturen nicht zu gedenken, die so zahlreich waren, daß jeder Anwesende möglicherweise insgeheim Gundermanns Soldat war. Gegen diese ungreifbare und allenthalben thätige Heerschar kämpfte Saccard in eigener Person und mit offenem Visir. Am Pfeiler stand eine Bank hinter ihm, aber er setzte sich niemals nieder und blieb während der zwei Stunden der Börse auf den Füßen, als verachte er die Müdigkeit. Bisweilen, in den Augenblicken des Sichgehenlassens, stützte er sich bloß mit dem Ellenbogen an die Steinsäule, die in Manneshöhe vom Schmutze der vielfältigen Berührungen geschwärzt und geglättet war. In der fahlen Kahlheit des ganzen Baues bildete dieser glänzende Schmutzstrich auf Thüren und Wänden, auf Treppen und Säulen ein bezeichnendes Merkmal, eine gleichsam aus dem angehäuften Schweiß der Spieler- und Gaunergenerationen errichtete widerliche Grundmauer. Mit seiner tadellosen Kleidung, — wie alle Männer der Börse, — mit dem feinen Tuchrock und der blendendweißen Wäsche hatte Saccard inmitten dieser schwarzumränderten Mauern das freundliche und frische Aussehen eines von quälenden Sorgen freien Mannes.

„Wissen Sie," sagte Moser mit halblauter Stimme, „daß man ihn beschuldigt, durch bedeutende Ankäufe die Hausse zu stützen? Wenn die Universelle wirklich in ihren eigenen Aktien spielt, dann ist sie kaput."

Pillerault widersprach heftig.

„Schon wieder Klatsch! . . . Kann man denn je sagen, wer eigentlich kauft und wer verkauft? Er ist für seine Kunden hier, das ist doch ganz natürlich. Er ist auch für seine eigene Rechnung hier, denn er spielt wohl selbst.“

Moser ließ die Sache fallen. Bisher mochte niemand an der Börse mit Bestimmtheit von Saccards gefährlichem Feldzug zu reden wagen, von den Käufen, die er unter dem Deckmantel von Strohmännern, von Sabatani, Jantrou und anderen, vor allem von Angestellten seiner Bank, für Rechnung der Gesellschaft abschloß. Es lief bloß ein Gerücht um, welches man sich ins Ohr flüsterte, welches dementirt wurde und doch immer wieder, wenn auch ohne Möglichkeit eines Beweises, aufkam. Zuerst hatte Saccard nur vorsichtig die Kurse gestützt und die Stücke möglichst bald wieder losgeschlagen, um nicht die Kapitalien allzusehr zu immobilisiren und nicht die Kassen mit eigenen Titres zu füllen. Jetzt ließ er sich aber vom Kampfe fortreißen und hatte für den heutigen Tag die Notwendigkeit übermäßiger Käufe vorausgesehen, sofern er Herr des Schlachtfeldes bleiben wollte. Seine Ordres waren ausgegeben, er trug die lächelnde Ruhe der gewöhnlichen Tage zur Schau, trotz seiner Ungewißheit über den Ausgang und seiner wachsenden Verwirrung, je weiter er sich auf dieser, wie er wußte, entsetzlich gefährlichen Bahn vorwagte.

Moser hatte inzwischen den berühmten Amadieu umschlichen, der mit einem kleinen Mann von verschmitztem Aussehen beratschlagte; hoch erregt kam er zurück.

„Mit eigenen Ohren habe ich es gehört,“ stammelte er . . . „Er hat gesagt, die Verkaufsordres Gundermanns

übersteigen zehn Millionen ... O, ich verkaufe, ich würde selbst das Hemd am Leibe verkaufen!"

„Zehn Millionen! Teufel auch!" murmelte Pillerault mit etwas bebender Stimme. „Das ist ja ein förmlicher Krieg aufs Messer."

Das wogende Stimmengewirr, welches infolge der vielen Privatgespräche immer höher anschwoll, wurde ausschließlich von diesem grimmigen Zweikampf zwischen Gundermann und Saccard beherrscht. Obschon man die einzelnen Worte nicht erkennen konnte, klang aus dem überlauten Getöse und Gedröhne einzig und allein die Erörterung der ruhigen und logischen Hartnäckigkeit des einen im Verkaufen, sowie der beim andern vermuteten leidenschaftlichen Kaufwut. Widersprechende Nachrichten liefen um; sie wurden zuerst leise geflüstert und schließlich mit lautem Trompetengeschmetter verkündet. Um sich bei dem Spektakel verständlich zu machen, schrieen die einen aus Leibeskräften, so oft sie den Mund aufthaten, während andere sich geheimnisvoll zum Ohr ihrer Nachbarn herabneigten und nur leise tuschelten, selbst wenn sie nichts zu sagen hatten.

„Nun, ich behalte meine Hausseſtellung bei," begann Pillerault, der schon beruhigt war. „Die Sonne scheint gar zu schön, alles wird noch weiter steigen."

„Alles wird zusammenstürzen!" versetzte Moser mit seiner Hartnäckigkeit im Jammern. „Das Regenwetter steht bevor, ich habe heute Nacht einen Anfall gehabt."

Das Lächeln Salmons, der beide hintereinander anhörte, spitzte sich jetzt derart zu, daß beide unbefriedigt

blieben: keine Möglichkeit einer Gewißheit! Sollte dieser so ungewöhnlich schlaue, so unergründliche und verschwiegene Teufelsmensch eine dritte Art zu spielen gefunden haben, weder Hausse noch Baisse?

An seinem Pfeiler stehend sah Saccard den Schwarm der Schmeichler und der Kunden um sich her anwachsen. Fortwährend wurden ihm Hände entgegengestreckt, und er drückte alle mit der gleichen glücklichen Unbefangenheit, wobei er in jeden Fingerdruck eine Siegesverheißung zu legen verstand. Manche eilten herbei, wechselten ein Wort mit ihm und eilten entzückt hinweg; viele blieben beharrlich stehen und wichen keinen Schritt, voll des stolzen Gefühls, zu seiner Gruppe zu gehören. Oft war er liebenswürdig gegen Leute, deren Namen ihm nicht einmal einfielen. So mußte zum Beispiel der Hauptmann Chave ihm Maugendres Namen angeben, damit er den Mann wieder erkannte. Der Hauptmann, der mit seinem Schwager ausgesöhnt war, trieb diesen zum verkaufen; aber der Händedruck des Direktors genügte, um in Maugendre eine grenzenlose Hoffnung zu entflammen. Dann kam der Verwaltungsrat Sédille, der Seidenhändler, und bat um eine Unterredung von einer Minute. Mit seinem Handelshause stand es schlecht, sein ganzes Schicksal war unauflöslich mit dem der Universelle verknüpft, so daß eine etwaige Baisse für ihn zum Krach führen mußte; angsterfüllt und von seiner Leidenschaft verzehrt, empfand er das Bedürfnis nach Beruhigung und Ermunterung, zumal auch sein Sohn Gustave bei Mazaud nicht recht vorwärts kam und ihm schwere Sorgen machte. Mit einem Klaps auf

die Schulter entließ ihn Saccard voll Zuversicht und Feuereifer. Hierauf begann ein förmlicher Vorbeimarsch: der Bankier Kolb, der schon längst verkauft hatte, der es aber mit dem Zufall noch nicht verderben wollte; der Marquis de Bohain, der mit seiner vornehmen Herablassung nur unter dem Schein der Neugier und des Zeitvertreibs die Börse besuchte; selbst Huret, der ja unfähig war, mit jemanden entzweit zu bleiben, und allzu geschmeidig, um nicht bis zu dem Tage des gänzlichen Schiffbruchs guter Freund zu sein, kam herbei und wollte sehen, ob es für ihn nichts mehr aufzulesen gab. Als Daigremont erschien, trat alles ehrerbietig auf die Seite. Er war an der Börse sehr einflußreich; seine Liebenswürdigkeit und seine zuversichtliche, kameradschaftliche Art, mit Saccard zu scherzen, machten Eindruck. Die Haussiers strahlten vor Freude, denn Daigremont hatte den Ruf eines schlauen Mannes, der beim ersten Krachen des Bodens das Haus zu verlassen versteht. Somit stand fest, daß es in der Universelle noch nicht krachte. Wieder andere wechselten bloß im Vorbeigehen mit Saccard einen Blick; das waren seine ergebenen Leute, oder Angestellte, welche seine Ordres weiterzugeben hatten und auch auf eigene Rechnung kauften. Es hatte nämlich die Spielwut wie eine Ansteckung das Personal der Rue de Londres derart erfaßt, daß jeder fortwährend auf der Lauer stand und an den Thüren horchte, um irgend eine Börsennachricht zu erjagen. So ging Sabatani zweimal mit seiner geschmeidigen Anmut eines halborientalischen Italieners vorüber und gab sich den Anschein, den Meister nicht einmal zu bemerken, während Jantrou

ein paar Schritte weiter vor einem vergitterten Anschlagbrett stand und im Lesen der Telegramme aus den ausländischen Börsen ganz vertieft schien. Der Kommissionär Massias stieß in eiligem Lauf an Saccards Gruppe und nickte leicht mit dem Kopf, wohl um eine Antwort zu überbringen oder über einen in der Eile erledigten Auftrag zu berichten. Je näher die Eröffnungsstunde rückte, desto heftiger flutete der endlos hin und her stampfende, doppelte Menschenstrom mit mächtigem Wogen und Brausen durch den Saal

Alles wartete auf den Anfangskurs.

Jetzt traten Mazaud und Jacoby aus dem Maklerzimmer und schritten nebeneinander, anscheinend in engster Kollegialität, den Schranken zu, trotz des Bewußtseins, daß sie in dem erbarmungslosen Kampf, der seit Wochen wütete und mit dem Ruin des einen von beiden ausgehen konnte, Gegner waren. In der fröhlichen Lebhaftigkeit des kleinen Mazaud mit dem schlanken, jugendlichen Wuchse spiegelte sich ein noch ungetrübtes Glück wider, jenes Glück, welches ihm mit zweiunddreißig Jahren das Makleramt eines Oheims als Erbe beschert hatte. Jacoby dagegen, ein früherer Prokurist, der nur im Laufe der Jahre und mit Hilfe einiger Kommanditäre zum Makler vorgerückt war, schritt mit dem schweren Tritt eines Sechzigers einher; das breite Gesicht dieses langen, dickleibigen Menschen mit der Glatze und dem ergrauenden Barte trug den Stempel gutmütiger Genußsucht Ihre Notizbücher in der Hand unterhielten sich beide Makler über das schöne Wetter, als hielten sie nicht in diesen wenigen Blättern

die Millionen in der Hand, die sie in dem mörderischen Handgemenge von Angebot und Nachfrage wie Gewehrschüsse wechseln sollten.

„Nicht wahr, ein nettes Frostwetter?"

„Ja! Denken Sie nur: ich bin zu Fuß gekommen, so herrlich war's."

Vor dem Parket — jenem großen, kreisförmigen Becken, welches von überflüssigen Papieren, von hineingeworfenen Auftragzetteln noch rein war — blieben beide ein wenig stehen und führten, an die rotsammetene Brüstung gelehnt, ihre gleichgiltige, unzusammenhängende Unterhaltung weiter, wobei sie auch verstohlen die Umgebung beobachteten.

Die durch Gitter abgeschlossenen, sich kreuzförmig durchschneidenden vier Gänge bildeten eine Art vierzackigen Sterns, dessen Mittelpunkt das „Parket" war, das dem Publikum unzugängliche Heiligtum. Zwischen den vorderen Zacken befand sich einerseits die Abteilung für Bargeschäfte, der Cassamarkt, wo auch die drei Kommissare auf ihren hohen Sitzen und mit ihren ungeheuren Büchern Platz nahmen; auf der andern Seite war ein kleinerer Raum, die wohl ihrer Gestalt wegen so genannte „Guitarre," welche zugänglich war und somit den Spekulanten und den Gehilfen den unmittelbaren Verkehr mit den Maklern gestattete. Auf der Rückseite, in dem Winkel zwischen zwei anderen Gängen wurden im dichten Gewühl die französischen Renten gehandelt; hier war jeder Börsenmakler, ebenso wie in der Abteilung für Bar, durch einen mit einem besonderen Notizbuch versehenen Gehilfen vertreten. Die Wechselmakler im Parket geben sich

nämlich bloß mit Zeitgeschäften ab und werden durch die gewaltige und zügellose Spielthätigkeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In dem Seitengange links gewahrte jetzt Mazaud seinen Prokuristen Berthier, der ihm einen Wink gab. Er ging auf ihn zu und wechselte ein paar halblaute Worte mit ihm, da die Prokuristen in ehrerbietiger Entfernung von der rotsammetenen Rampe bleiben müssen, die keine profane Hand berühren darf. So nahm Mazaud alle Tage Berthier und zwei seiner Gehilfen zur Börse mit, den Barkassier und den Rentenkassier, denen meistens der Leiter der Abrechnungsstelle sich zugesellte; außerdem war ein Gehilfe zur Besorgung der Telegramme zur Hand, der kleine Flory, dessen Gesicht immer mehr und mehr in einem dichten Bartwuchs verschwand, aus welchem nur der Glanz seiner zärtlich blickenden Augen hervorschaute. Seit seinem Zehntausendfrankengewinnst am Tage nach Sadowa wurde Flory durch die Anforderungen Chüchüs in die Enge getrieben, die jetzt launisch und unersättlich war. So spielte er denn aufs Geratewohl und völlig planlos für seine eigene Rechnung und folgte mit blindem Glauben dem Spiel Saccards. Die durch seine Hand gehenden Telegramme genügten zu seiner Orientirung. Jetzt kam er, beide Hände mit Depeschen gefüllt, eiligen Laufs vom Telegraphenamt im zweiten Stock herab und mußte durch einen Diener Mazaud rufen lassen, der Berthier stehen ließ, um an die „Guitarre" zu kommen.

„Soll ich sie heute sichten und ordnen?" fragte er.

„Natürlich! wenn sie so massenhaft eintreffen . . . Was ist das alles?"

„O, lauter Universelle, fast nur Kaufaufträge!“

Mit geübter Hand blätterte der Makler in den Depeschen und war sichtlich befriedigt. Er hatte sich mit Saccard sehr tief eingelassen und schon lange für erhebliche Summen Stücke von ihm hereingenommen; diesen Vormittag erst hatte er ungeheure Kaufaufträge von ihm erhalten und war so schließlich zum förmlichen Makler der Universelle geworden.

Obwohl er bis jetzt keine ernstlichen Befürchtungen empfunden hatte, trugen doch diese hartnäckige Begeisterung des Publikums und die trotz der übertriebenen Höhe des Kurses beharrlichen Käufe zu seiner Beruhigung bei. Unter den Absendern der Telegramme fiel ihm ein Name auf, derjenige Fayeux', des Renteneinnehmers aus Vendôme; er mußte sich wohl unter den Landwirten, den Betschwestern und den Priestern der Umgegend eine außerordentlich zahlreiche Kundschaft kleiner Käufer erworben haben; denn es verging keine Woche, ohne daß der Mann dergestalt Telegramme auf Telegramme sandte.

„Geben Sie das an den Cassamarkt weiter,“ sagte Mazaud zu Flory. „Und warten Sie nicht, bis man Ihnen die Telegramme herunterbringt! Sie bleiben oben und nehmen alles selbst in Empfang!“

Flory trat in das Geländer des Cassamarkts und rief aus Leibeskräften:

„Mazaud! Mazaud!“

Auf diesen Ruf kam Gustave Sédille herbei; denn in der Börse verlieren die Angestellten ihren Namen, um nur noch den ihres Prinzipals zu tragen. So hörte

auch Flory an der Börse auf den Namen Mazaud. Nach fast zweijährigem Wegbleiben vom Makleramt war Gustave vor kurzem wieder eingetreten, um dadurch seinen Vater zur Zahlung seiner Schulden zu bewegen. Heute war er in Abwesenheit des betreffenden Angestellten mit dem Cassageschäft betraut, was ihm Spaß machte. Flory flüsterte ihm etwas ins Ohr, und beide kamen überein, erst beim letzten Kurs für Fayeux zu kaufen, nachdem sie auf eigene Rechnung gespielt und unter dem Namen ihres gewohnten Strohmannes gekauft und verkauft hätten, um die ihnen unausbleiblich scheinende Kursdifferenz einzustreichen.

Mittlerweile kehrte Mazaud nach dem Parket zurück. Auf Schritt und Tritt wurde ihm im Auftrag irgend eines Kunden, der nicht beikommen konnte, von einem Börsendiener ein mit Bleistift beschriebener Auftragzettel eingehändigt. Jeder Makler hatte nämlich Auftragzettel von besonderer Farbe, rote, blaue, grüne, gelbe, die leicht kenntlich waren. Mazauds Zettel waren grün, von der Farbe der Hoffnung; diese grünen Papierchen häuften sich zwischen seinen Fingern immer zahlreicher an, nachdem die unaufhörlich ab und zu gehenden Diener sie am vergitterten Eingang aus der Hand der Commis und der Spekulanten entgegengenommen hatten, die der Zeitersparnis halber alle einen Vorrat dieser Zettel bei sich trugen.

Als er von neuem vor der Sammetbrüstung stehen blieb, traf er wieder Jacoby an, der ebenfalls einen unablässig wachsenden Bündel mit Auftragszetteln in der Hand hielt, rote Zettel von der Farbe des frischvergossenen

Blutes. Ohne Zweifel waren das Aufträge von Gundermann und seinen Getreuen, denn jedermann wußte, daß bei dem bevorstehenden Gemetzel Jacoby der Vertreter der Baissepartei war, der oberste Vollstrecker der Todesurteile der jüdischen Bank. Jacoby unterhielt sich gerade mit seinem Schwager Delarocque, einem Christen, der eine Jüdin geheiratet hatte. Dieser, ein untersetzter, rothaariger Mann mit einer großen Glatze verkehrte eifrig in der Sportswelt und war als Börsenvertreter Daigremonts bekannt, der sich kürzlich mit Jacoby entzweit hatte, wie früher auch mit Mazaud. Er erzählte eine saftige Geschichte von einer verheirateten Frau und blinzelte dabei mit den lüsternen Aeuglein, während er mit leidenschaftlichem Geberdenspiel sein Taschenbuch in die Höhe schwang, aus welchem ein Bündel seiner himmelblauen Auftragzettel — vom zarten Blau eines Aprilhimmels — hervorquoll.

„Herr Massias fragt nach Ihnen," meldete Mazaud ein Börsendiener.

Rasch schritt der Makler zum Eingang zurück. Der Kommissionär, der ganz im Dienste der Universelle stand, brachte Bericht aus der Coulisse, die trotz des heftigen Frostes unter der Säulenhalle bereits in Thätigkeit war. Vereinzelte Spekulanten getrauten sich hinaus und kehrten dann in den Saal zurück, um sich zu wärmen; die Coulissiers dagegen, in dicke Pelzmäntel mit aufgestülpten Kragen gehüllt, hielten wacker aus und bildeten wie gewöhnlich einen Kreis unterhalb der Uhr; sie schrieen, gestikulirten und regten sich derart auf, daß sie nicht einmal die Kälte fühlten. Der rührigsten einer

war der kleine Nathansohn, der im besten Zug war, ein großer Herr zu werden; von dem Tage ab, wo er sein kleines Amt beim Crédit Mobilier niedergelegt hatte und auf den Gedanken gekommen war, ein Zimmer zu mieten und einen Schalter zu eröffnen, war ihm das Glück günstig geblieben.

Mit rascher Stimme erzählte Massias, es habe den Anschein gehabt, als ob die Kurse unter der Last der Werte, mit denen die Contremine den Markt überflutete, weichen wollten; da sei Saccard der Einfall gekommen, an der Coulisse zu operiren, um auf den amtlichen Anfangskurs im Parket einzuwirken. Am Tage zuvor hatte die Universelle mit dreitausendunddreißig Franken geschlossen; er hatte nun Nathansohn den Auftrag gesandt, hundert Stücke anzukaufen, die ein anderer Coulissier um dreitausendundfünfunddreißig ausbieten sollte. Auf diesem Wege würde eine Steigerung von fünf Franken erzielt.

„Gut!“ erwiderte Mazaud, „den Kurs werden wir machen ...“

Und er kehrte zu den Gruppen der Makler zurück, die vollzählig anwesend waren. Alle sechzig waren da und machten schon, der Börsenordnung zuwider, unter sich Geschäfte zum Durchschnittskurs, bis der vorschriftsmäßige Glockenschlag ertönte. Die zu einem bestimmten Kurs gegebenen Ordres beeinflussen den Markt nicht, da man ja diesen Kurs abwarten muß; diejenigen Ordres dagegen, die „bestens“ zur Notiz gegeben werden, deren freie Ausführung dem Spürsinn des Maklers überlassen bleibt, führen ein fortwährendes Schwanken der Kurse herbei. Ein guter Makler muß daher schlau und scharf-

sichtig sein, einen schlagfertigen Verstand und geschmeidige Muskeln besitzen, da oft von seiner Raschheit der Erfolg abhängt; außerdem sind gute Beziehungen in der hohen Bank und überallher zusammengelesene Nachrichten unerläßlich, von den Depeschen abgesehen, die man vor allen anderen Leuten aus französischen und deutschen Börsen erhält. Zu all diesem braucht der Makler noch eine kräftige Stimme, um laut schreien zu können.

Mit dem Schlag ein Uhr sauste der Klang der Börsenglocke wie ein Windstoß über das heftige Wogen der Köpfe dahin. Die letzte Schwingung war noch nicht verklungen, als Jacoby, beide Hände auf dem Sammetgeländer gestützt, mit seiner brüllenden Stimme, der stärksten unter der Maklerschaft, ausrief:

„Ich gebe Universelle ... Ich gebe Universelle ...“

Er bestimmte keinen Preis und wartete auf die Nachfrage. Die sechzig Makler waren näher zusammengerückt und bildeten einen Kreis um die Schranken, in denen einzelne auf dem Boden liegende Auftragzettel grellfarbige Flecken bildeten. Angesicht gegen Angesicht standen sie da und schauten einander lauernd an, wie Duellanten beim Beginn des Zweikampfes, sehr begierig auf die Feststellung des ersten Kurses.

„Ich gebe Universelle!“ rief wiederum der dröhnende Baß Jacobys, „ich gebe Universelle ...“

„Zu welchem Kurs die Universelle?“ fragte Mazaud mit seiner dünnen Stimme, die mit ihrem grellen Klang das Brüllen des Kollegen übertönte, wie der Flötenton aus der Cellobegleitung herausgehört wird.

Da schlug Delarocque den gestrigen Kurs vor.

„Zu dreitausendunddreißig nehme ich Universelle."

Aber sofort wurde er von einem andern Makler überboten:

„Zu dreitausendundfünfunddreißig nehme ich Universelle."

Dies war der Kurs an der Coulisse; diese Nachfrage vereitelte jedenfalls die von Delarocque beabsichtigte Arbitrage: am Parket kaufen und rasch an der Coulisse verkaufen, um den Unterschied von fünf Franken einzustreichen. Deshalb raffte Mazaud sich auf und rief, der Zustimmung Saccards gewiß:

„Zu dreitausendundvierzig kaufe ich ... Ich nehme Universelle zu dreitausendundvierzig."

„Wie viel Stück?" mußte Jacoby fragen.

„Dreihundert," scholl es zurück.

Beide schrieben einige Worte in ihr Notizbuch. Der Handel war abgeschlossen, der Anfangskurs mit einer Aufbesserung von zehn Franken gegen gestern festgesetzt. Mazaud trat auf die Seite und gab demjenigen Kommissar die Ziffer an, der die Universelle in seinem Buche hatte. Und zwanzig Minuten lang war es, als habe sich eine Schleuse aufgeschlossen: auch die übrigen Kurse wurden allmälich festgestellt, und die schwere Menge der von den Maklern mitgebrachten Ordres kam ohne erhebliche Schwankungen zum Abschluß. Auf ihren erhöhten Sitzen hatten die Kommissare die größte Mühe, alle von den Maklern und ihren Commis zugerufenen neuen Kurse einzutragen; denn neben dem Getöse im Parket war der Cassamarkt ebenfalls in fieberhafter Thätigkeit. Weiter hinten tobte die Rente nicht minder heftig. Seit

Eröffnung des Marktes vernahm man etwas mehr als das hochwasserähnliche, ununterbrochene Brausen des Menschenstromes; über diesem gewaltigen Rollen erhoben sich jetzt die Mißtöne von Angebot und Nachfrage, ein eigenartiges, bald lauter, bald leiser klingendes Gekläff, welches zeitweise nachließ, um sich in abgerissenen Tönen wieder zu erheben, wie das Kreischen raubgieriger Vögel im Sturm.

Saccard stand lächelnd vor seinem Pfeiler. Sein Hofstaat hatte noch zugenommen, diese Hausse von zehn Franken hatte die Börse in Aufregung versetzt, denn seit langer Zeit weissagte man auf den Stichtag einen Krach der Universelle. Huret war mit Sédille und Kolb näher getreten und beklagte mit erheuchelter Trauer die Vorsicht, welche ihn veranlaßt hätte, seine Stücke schon zum Kurs von zweitausendfünfhundert zu verkaufen. Daigremont that, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, und wandelte Arm in Arm mit dem Marquis de Bohain auf und ab, welchem er in fröhlicher Stimmung die Niederlage seines Stalles bei den Herbstrennen erzählte. Am lautesten jubelte Maugendre; er überhäufte den Hauptmann Chave mit Vorwürfen, dieser aber verharrte trotzdem in seinem Pessimismus und sagte, man müsse das Ende abwarten. Der gleiche Auftritt wiederholte sich zwischen dem prahlerischen Pillerault und dem schwarzgalligen Moser: der eine strahlte über dieses wahnsinnige Emporschnellen, der andere ballte die Fäuste und verglich diese hartnäckige, einfältige Hausse mit einem wütenden Raubtier, mit dem man doch noch fertig werden müßte.

Eine Stunde verstrich, die Kurse blieben sich ziemlich gleich. Das Geschäft ging im Parket etwas flauer, je nach dem Einlaufen neuer Aufträge und neuer Depeschen. So pflegte um die Mitte jeder Börse eine Art Erlahmung einzutreten, ein Stillstand der laufenden Geschäfte bis zum Beginn des Entscheidungskampfes um den letzten Kurs. Gleichwohl war Jacobys dumpfes Brüllen immer noch zu vernehmen, zwischen hinein klangen die schrillen Töne Mazauds. Beide waren mit Prämiengeschäften beschäftigt: „Ich gebe Universelle Vorprämie dreitausendundvierzig, oder fünfzehn ... Ich nehme Universelle Vorprämie dreitausendundvierzig, oder zehn ... Wie viel?... fünfundzwanzig!... Von Ihnen!" Es waren vermutlich die Ordres Fayeux', die Mazaud in diesem Augenblick ausführte, denn zur Beschränkung des Verlustes pflegten viele Käufer aus der Provinz mit Vorprämie zu kaufen und zu verkaufen, ehe sie sich zu festen Geschäften verstiegen. Plötzlich lief ein Gerücht um und erhoben sich laut ausgestoßene Rufe: die Universelle war um fünf Franken gesunken, Schlag auf Schlag sank sie um zehn, um fünfzehn Franken, bis auf dreitausendundfünfundzwanzig.

In eben diesem Augenblicke flüsterte Jantrou, der nach kurzer Abwesenheit wieder auftauchte, Saccard ins Ohr, die Baronin Sandorff warte noch in ihrem Wagen Rue Brongniart und lasse fragen, ob sie verkaufen sollte. Diese gerade auf den Zeitpunkt des Weichens der Kurse fallende Anfrage erbitterte ihn aufs höchste. In Gedanken sah er den regungslosen Kutscher auf seinem Sitz, während die Baronin hinter den aufgezogenen

Wagenfenstern wie zu Hause ihr Notizbuch studirte. Er antwortete barsch:

„Sie soll mich in Ruhe lassen! Verkauft sie, so bringe ich sie um."

Bei der Nachricht der Baisse von fünfzehn Franken eilte Massias wie auf einen Alarmruf herbei, da er wohl merkte, man würde ihn bald nötig brauchen. In der That begann Saccard, welcher, um den letzten Kurs emporzutreiben, einen Coup ins Werk gesetzt hatte, — eine Depesche aus der Lyoner Börse, wo die Hausse sicher war, — über das Ausbleiben dieses Telegrammes unruhig zu werden. Denn dieses unvorhergesehene Sinken um fünfzehn Franken konnte eine schwere Niederlage herbeiführen.

Mit großem Geschick stieß ihn Massias mit dem Ellenbogen an, streckte das Ohr vor und empfing seine Ordre, ohne stehen zu bleiben.

„Schnell! Nathansohn soll vierhundert, fünfhundert nehmen, so viel nötig sind!"

Dieses war so rasch geschehen, daß Pillerault und Moser allein etwas merkten. Sie stürzten Massias nach, um sich zu überzeugen.

Seitdem Massias im Dienste der Universelle war, hatte er eine sehr große Bedeutung erlangt. Man suchte ihn auszuhorchen und über seiner Schulter die von ihm empfangenen Ordres zu lesen. Jetzt erzielte er sogar prächtige Gewinne für sich. Mit der lächelnden Gutmütigkeit eines bisher vom Schicksal hart behandelten Pechvogels wunderte er sich darüber und erklärte, eigentich sei das Hundeleben an der Börse ganz erträglich,

und man brauche auch gerade kein Jude zu sein, um Erfolg zu haben.

Bei der Coulisse, in dem eisigen Luftstrom unter dem Säulengang, dem die blasse Dreiuhrsonne nur geringe Wärme zu geben vermochte, war die Universelle weniger rasch gesunken. Infolge dessen war es Nathansohn, der rechtzeitig von seinen Kommissionären benachrichtigt worden war, gelungen, die Arbitrage, die bei der Eröffnung der Börse drinnen im Saal Delarocque mißlungen war, zu erzielen: er kaufte im Saal zu dreitausendundfünfundzwanzig und hatte unter der Kolonnade zu dreitausendundfünfunddreißig verkauft. Dazu brauchte er keine drei Minuten und verdiente sechzigtausend Franken. Vermöge der gegenseitigen Wechselwirkung beider Märkte, des gesetzlichen und des geduldeten Marktes, trieb dieser Kauf Nathansohns im Parket die Universelle wieder auf dreitausendunddreißig. Das Hinundhergaloppiren der durch die Menge aus dem Saal sich zur Säulenhalle hindurchdrängenden Commis wollte kein Ende nehmen. Gleichwohl war der Kurs an der Coulisse im Begriff zu weichen, als ihn die von Massias überbrachte Ordre auf dreitausendundfünfunddreißig hielt und sogar auf dreitausendundvierzig erhöhte, während im Parket das Papier gleichfalls seinen ersten Kurs wieder erlangte. Aber es mußte schwer fallen, denselben aufrecht zu erhalten; denn offenbar bestand die Taktik Jacobys und der übrigen Vertreter der Baissepartei darin, die großen Verkäufe auf den Börsenschluß zu versparen, um mit einemmale den Markt zu überschwemmen und im Wirrwarr der letzten halben Stunde einen jähen

Zusammenbruch herbeizuführen. Saccard begriff die Gefahr so deutlich, daß er Sabatani, der ein paar Schritte von ihm in der gleichgiltigen und schlaffen Haltung eines Weiberhelden seine Cigarre rauchte, einen verabredeten Wink gab. Sofort schlich dieser mit schlangenartiger Geschmeidigkeit zur Guitarre hin, wo er die Kurse mit gespanntem Ohre verfolgte und auf den grünen Zetteln, die er in Menge vorrätig hatte, ohne Unterlaß Aufträge an Mazaud gab. Trotz alledem war der Angriff so gewaltig, daß die Universelle wieder um fünf Franken nachgab.

Es schlug Dreiviertel, nur noch eine Viertelstunde blieb bis zum Börsenschluß übrig. In diesem Augenblicke wirbelte die schreiende Menge, wie von irgend einer Höllenqual gepeitscht, wild durcheinander; ein heiseres Gebell und Gebrüll scholl aus dem Parket, als würde auf zerschlagenen Kupferkesseln getrommelt, und jetzt trat der von Saccard so angstvoll erwartete Zwischenfall ein.

Der kleine Flory, der von Anfang an alle zehn Minuten mit vollen Händen aus dem Telegraphenamt gekommen war, drängte sich eilig durch die Menge und las ein Telegramm, welches ihn hoch zu entzücken schien.

„Mazaud! Mazaud!“ rief da eine Stimme.

Selbstverständlich schaute Flory um, als habe man ihn beim eigenen Namen gerufen. Jantrou war es, der die Nachricht wissen wollte. Aber der Commis stieß ihn beiseite, er hatte gar zu große Eile und gab sich ganz der Freude hin, daß die Universelle mit einer Hausse schließen würde; das Telegramm meldete nämlich,

daß dieser Wert an der Lyoner Börse in die Höhe ging und so erhebliche Käufe daselbst stattgefunden hätten, daß der Rückschlag an der Pariser Börse fühlbar werden mußte.

In der That trafen bereits weitere Telegramme ein, viele Agenten empfingen Aufträge.

Eine erhebliche Wirkung zeigte sich sofort.

„Zu dreitausendundvierzig nehme ich Universelle," wiederholte Mazaud mit seiner schrillen Diskantstimme.

Delarocque, von der Nachfrage überflutet, schlug um fünf Franken auf:

„Zu dreitausendundfünfundvierzig kaufe ich ..."

„Zu dreitausendundfünfundvierzig gebe ich," brüllte Jacoby. „Zweihundert Stück zu dreitausendundfünfundvierzig."

„Angenommen!"

Jetzt mußte Mazaud selbst in die Höhe gehen:

„Zu dreitausendundfünfzig kaufe ich."

„Wie viel?"

„Fünfhundert ... Von Ihnen ..."

Mittlerweile wuchs unter epileptischen Geberden der schauderhafte Lärm derart, daß selbst die Makler einander nicht mehr verstanden. So setzten sie denn, von der Raserei ihres handwerksmäßigen Eifers fortgerissen, ihre Verhandlungen in Zeichensprache fort, da ja die hohlen Bässe der einen versagten und die Flötenstimmen der andern quiekend umschlugen. Man sah weit geöffnete Lippen, und kein vernehmbarer Laut schien herauszukommen, während die Hände allein sprachen: eine Handbewegung von innen nach außen

gab, eine andere von außen nach innen nahm, die emporgehobenen Finger bezeichneten die Stückzahl; eine Kopfbewegung sagte „Ja“ oder „Nein“. Das war einer jener nur für Eingeweihte verständlichen Anfälle von Wahnsinn, wie sie einer ganzen Menschenmenge sich plötzlich bemächtigen. Von der Telegraphengalerie schauten Frauenköpfe mit angstvoller Verwunderung auf das ungewohnte Schauspiel herab. Beim Rentenmarkt konnte man meinen, daß eine Rauferei im Gang war: im dichtesten Gewühl schlug ein Knäuel von Menschen wie rasend um sich, während die über diese Seite des Saales sich ergießende Doppelströmung die fortwährend auf und ab wogenden Gruppen teilte und beiseite schob. Zwischen dem Cassamarkt und dem Parket waren die drei Kommissare auf ihren hohen Sitzen gleichsam die einzigen Trümmer, die aus den sturmgepeitschten Wogen jenes Meeres von Köpfen mit den großen weißen Flecken ihrer aufgeschlagenen Bücher herausragten und durch die raschen Schwankungen der ihnen zugerufenen Kurse bald nach rechts, bald nach links gezerrt wurden. Am buntesten ging es beim Cassamarkt zu: eine dichte Masse wildflatternder Mähnen, kein einziges Gesicht, nichts als ein dunkles Gewimmel, in welchem die hellen Blättchen der in der Luft geschwungenen Notizbücher die einzigen Lichtpunkte bildeten. Das Parket dagegen war von den zerknitterten Auftragzetteln wie mit bunten Blumen übersät und rings von ergrauenden Köpfen oder schimmernden Glatzen umgeben; hier, in dem breiteren Raum, waren die bleichen, verstörten Gesichter, die krampfhaft vorgestreckten Hände und das ganze Hinundhertanzen

der Körper zu erkennen, und es hatte den Anschein, als ob die Leute einander aufgefressen haben würden, wenn die Brüstung nicht dazwischen gewesen wäre.

Diese tolle Aufregung der letzten Minuten hatte übrigens das Publikum ebenfalls ergriffen; man erdrückte sich förmlich im Saale, es war ein dröhnendes, regelloses Stampfen, als ob eine große Herde durch einen zu schmalen Gang getrieben würde; im Halbdunkel verschwanden die Körper, so daß nur die blanken Seidenhüte in dem matten Lichte schimmerten, welches vom Glasdache herabfiel.

Plötzlich klang ein Glockenton durch das Getöse. Mit einemmale wurde alles ruhig, die Geberden hörten auf, die Stimmen schwiegen, beim Cassamarkt, bei der Rente und am Parket. Es blieb nur noch das dumpfe Brausen des sich verlaufenden Publikums, dem fortwährenden Rauschen eines in sein Bett zurückgekehrten und langsam verrinnenden Bergstromes vergleichbar. In der immer noch andauernden Aufregung gingen die letzten Kurse von Mund zu Mund: die Universelle war auf dreitausendundsechzig gestiegen, wieder dreißig Franken höher als am Tage vorher. Die Niederlage der Contremine war eine gründliche, der Stichtag fiel wieder einmal unheilvoll für sie aus, da die Differenzen des letzten Halbmonats ganz bedeutende Summen betragen würden.

Ehe Saccard den Saal verließ, reckte er sich hoch empor, als wolle er mit einem Blicke die Menge ringsum besser umfassen. Er schien thatsächlich größer zu sein; er wurde von einem solchen Triumphgefühl

emporgehoben, daß seine ganze kleine Persönlichkeit sich aufblies, in die Höhe ging und bis ins Ungeheure anschwoll. Derjenige, nach welchem er über allen Köpfen hinwegzuspähen schien, war der abwesende Gundermann; diesen Gundermann hätte er sehen mögen, wie er niedergeschlagen und wutgrinsend um Gnade flehte. Jetzt wollte er wenigstens, daß alle unbekannten Kreaturen dieses Juden, die ganze unsaubere Judenschaft, die zähnefletschend hier anwesend war, ihn selbst in der Verklärung seines herrlichen Erfolges schaue. Das war sein großer Tag, der Tag, von dem man noch lange erzählt, wie von Austerlitz und Marengo.

Saccards Kunden, seine Freunde stürzten herbei. Der Marquis de Bohain, Sédille, Kolb, Huret drückten ihm beide Hände, während Daigremont mit dem falschen Lächeln seiner weltmännischen Liebenswürdigkeit ihn beglückwünschte; er wußte genau, daß man bei der Börse an ähnlichen Siegen untergeht. Maugendre hätte ihn am liebsten vor Begeisterung auf beide Backen geküßt und war außer sich, als er den Hauptmann Chave immer noch die Achseln zucken sah. Die förmliche, vergötternde Anbetung aber fand man bei Dejoie, der vom Zeitungsbureau herbeigerannt war, um den letzten Kurs sofort zu wissen. Dieser stand in einer Entfernung von einigen Schritten unbeweglich, durch Liebe und Bewunderung festgebannt und mit thränenfeuchten Augen. Jantrou war verschwunden und überbrachte die Nachricht ohne Zweifel der Baronin Sandorff. Massias und Sabatani atmeten freudestrahlend auf, wie am sieggekrönten Abend eines großen Schlachttags.

„Nun, was hatte ich gesagt?“ rief Pillerault entzückt.

Moser, dessen Nase bedeutend länger geworden war, murrte dumpfe Drohungen vor sich hin.

„Ja, ja, drüben, jenseits des Grabens kommt erst der Purzelbaum ... Die Rechnung für Mexiko ist zu zahlen, die römischen Angelegenheiten werden seit Mentana noch verworrener, Deutschland wird eines schönen Tages über uns herfallen ... Ja, ja, und diese Schafsköpfe treiben noch in die Höhe, um desto tiefer hinunterzupurzeln ... O, alles ist futsch. Sie werden's schon sehen!“

Da Salmon ihn diesmal ohne sein spitziges Lächeln ansah, fragte er ihn:

„Das ist auch Ihre Ansicht, nicht wahr? Wenn alles zu gut geht, so muß demnächst alles zusammenkrachen.“

Mittlerweile leerte sich der Saal. Bald blieb nur der Cigarrendunst in der Luft, eine bläuliche Wolke, die von dem vielen aufgewirbelten Staub dichter erschien und gelblich schimmerte. Mazaud und Jacoby hatten ihre tadellose Ruhe wieder erlangt und schritten neben einander dem Maklerzimmer zu, letzterer mehr durch heimliche persönliche Verluste als durch die Niederlage seiner Kundschaft erregt, während der erstere, der nicht spielte, sich ganz und voll der Freude über den so wacker erkämpften letzten Kurs hingab. Einige Augenblicke unterhielten sich beide mit Delarocque wegen des Austausches der Verpflichtungen; sie hielten ihre mit Notizen angefüllten Taschenbücher in der Hand, nach

welchen die Liquidatoren am Abend noch die abgeschlossenen Geschäfte zu überschreiben hatten.

Inzwischen ging es in dem Saale für die Commis — einem niedrigen, von dicken Pfeilern durchzogenen Saale mit den neben einander gereihten Pulten und den Kleiderrechen im Hintergrund, — der einem unordentlichen Klassenzimmer gleichsah, laut und heiter zu. Flory und Gustave Sédille hatten ihre Hüte geholt und unterhielten sich mit lärmender Fröhlichkeit in Erwartung des mittleren Kurses, den die Beamten der Börsenkommission an einem Pulte aus dem höchsten und dem niedersten Kurs ausrechneten. Gegen halb vier Uhr erschien der Anschlagszettel an einem Pfeiler. Da wieherten beide Freunde freudig auf; dann gackerten und krähten sie laut, hocherfreut über die herrliche Operation, die sie mit den Kauforders Fayeux' gemacht hatten. Es kam dabei ein Paar Diamantohrringe für Chüchü heraus, welche Flory durch ihre Ansprüche nachgerade knechtete; dazu noch ein halbes Jahr Vorausbezahlung für Germaine Coeur, die Gustave thörichterweise dem Makler Jacoby vollends abgespannt hatte, wofür dieser sich eine Kunstreiterin vom Hippodrom auf den Monat zugelegt hatte. In diesem Saale dauerte übrigens der Spektakel fort, kindische Streiche wurden verübt, Hüte eingetrieben, wie in einem Gedränge losgelassener Schulknaben. Unter der Säulenhalle schloß die Coulisse noch die letzten Geschäfte ab; freudestrahlend über die gelungene Arbitrage kam Nathansohn endlich die Stufen herabgestiegen und mischte sich unter die Flut der letzten Spekulanten, die trotz der gewaltig zunehmen-

den Kälte immer noch umherstanden. Schon um sechs Uhr sollte diese ganze Welt von Spielern, Maklern, Jobbern und Kommissionären — die einen nach Aufstellung von Gewinn und Verlust, die anderen nach Ermittlung der Courtagegebühren — sich in den Frack stecken, um nach ihren verdorbenen Begriffen vom Gelde den Tag vollends zu vertoben, teils in den Restaurants und den Theatern, teils in Abendgesellschaften und bei galanten Damen.

An diesem Abend war in dem wachenden und lachenden Paris ausschließlich von dem fürchterlichen Zweikampf zwischen Gundermann und Saccard die Rede. Die Frauen, die aus Leidenschaft und aus Mode ganz in dem Börsenspiel befangen waren, bedienten sich mit Vorliebe der technischen Ausdrücke, Liquidation, Prämie, Report und Deport, ohne sie jedesmal zu begreifen. Namentlich sprach man von der heiklen Lage der Contremine, die seit so vielen Monaten an jedem neuen Stichtage immer erheblichere Differenzen zahlte, je weiter die Universelle in die Höhe stieg und alle vernünftigen Grenzen überschritt. Allerdings spielten viele ohne Deckung und mußten zur Beschränkung ihres Verlustes prolongiren, da sie nicht im stande waren, die Stücke zu liefern. Trotzdem blieben sie hartnäckig bei der Baisse und hofften auf den nahen Krach. Da aber der Satz für Report immer höher stieg, je knapper das Geld wurde, so stand den erschöpften und zerschmetterten Baissiers unausbleibliche Vernichtung bevor, wenn die Hausse anhielt. Anders stand es mit Gundermann, dem vermeintlichen allmächtigen Anführer der Contremine;

er brauchte nicht zu prolongiren, er hatte ja in den Kellergewölben seine Milliarde daliegen, unerschöpfliche Heerscharen, die er ins Treffen schickte, wie lange und mörderisch auch der Feldzug sein mochte. Darin bestand seine unbesiegliche Macht, daß er ohne Deckung verkaufen und doch immer seine Differenzen zahlen konnte, bis am Tage der unausbleiblichen Baisse der Sieg sein wäre.

Man sprach hin und her und rechnete die erheblichen Summen aus, die der Kampf schon verschlungen haben mußte, wenn er am fünfzehnten und dreißigsten eines jeden Monats seine Geldsäcke ins Gefecht führte und diese im Feuerofen der Spekulation zerschmolzen, wie ganze Reihen Soldaten von Granaten weggemäht werden. Noch niemals hatte er an der Börse einen so heftigen Ansturm gegen seine Macht erlebt, die er unumschränkt und unbestritten sehen wollte. Denn wenn er bloß ein Geldhändler und kein Spieler war, wie er gerne immer wieder sagte, so hatte auch er das klare Bewußtsein der Notwendigkeit für ihn, der unumschränkte Gebieter über den Markt zu sein, um der erste Geldhändler der Welt zu sein, der über den öffentlichen Reichtum nach Gutdünken verfügt. Daher kämpfte er nicht um des unmittelbaren Gewinnes willen, sondern um seine Königsstellung, um sein Leben selbst. Daher die grimmige Hartnäckigkeit und die wilde Größe des Kampfes. An den Boulevards, längs der Rue Vivienne konnte man ihn mit seinem fahlen und leblosen Antlitz, seinem Gange eines erschöpften Greises treffen, ohne daß irgend etwas die geringste Angst verriet. Er glaubte einzig und allein an die Logik. Jenseits des Kurses von zweitausend Franken begann für

die Aktien der Universelle die Thorheit, bei dreitausend war es der reine, tolle Wahnsinn; zurückfallen mußten sie also, wie der in die Höhe geschleuderte Stein unfehlbar zurückfällt. So verhielt er sich denn abwartend. Würde er ausharren, bis seine Milliarde zu Ende wäre? Durch Gundermanns Umgebung ging ein Schauer der Bewunderung und zugleich auch der Sehnsucht, den Mann endlich fallen zu sehen. Saccard dagegen erregte eher eine lärmende Begeisterung und hatte die Frauen, die Salons, die ganze feine Spielerwelt auf seiner Seite, die so prächtige Differenzen einstrich, seitdem sie ihren katholischen Glauben durch Geschäfte mit Jerusalem und dem Karmel in Bargeld umsetzte. Der demnächstige Untergang der jüdischen Bank galt als ausgemacht, der Katholizismus stand auf dem Punkte, die Herrschaft über das Geld zu besitzen, wie er diejenige über die Seelen besessen hatte.

Allein wenn seine Hilfstruppen schwer Geld gewannen, so waren Saccards Geldmittel erschöpft, da er für die fortwährenden Ankäufe seine Kassen leerte. Von den zweihundert verfügbaren Millionen lagen auf diese Weise nahezu zwei Drittel fest; das Gedeihen war gar zu üppig, der Triumph so überwältigend, daß man daran erstickte. Jede Gesellschaft, die an der Börse die Herrschaft behaupten will, um den Kurs ihrer Aktien zu heben, ist dem Untergang geweiht. Deshalb war Saccard anfangs nur mit Umsicht vorgegangen. Indessen war er von jeher ein Mann der Phantasie gewesen, welcher alles übermäßig groß sah und seine verdächtigen, abenteuerlichen Geschäfte mit einer dichterischen

Strahlenkrone umgab. Diesmal, bei dieser wirklich großartigen und blühenden Unternehmung verstieg er sich zu solchen ausschweifenden Träumen von Eroberung, zu einem so abnormen und so wahnwitzigen Gedanken, daß er sich selbst darüber nicht ganz klar war. O, hätte er Millionen gehabt, immer neue Millionen, wie diese schmutzige Judenschaft! Leider sah er seine Truppen auf die Neige gehen, nur noch ein paar Millionen standen für den Endkampf bereit. Trat dann Baisse ein, so war's an ihm, Differenzen zu bezahlen; da er die gekauften Stücke nicht abnehmen konnte, so mußte er wohl oder übel prolongiren. In seinem Siegeslauf mußte das kleinste Sandkorn ihn und seinen großartigen Bau zu Fall bringen. Alle hatten ein unklares Bewußtsein davon, selbst die Getreuen, die an die Hausse glaubten wie an ihren Herrgott. Das war's gerade, was in Paris die Leidenschaft aufs höchste steigerte: die allgemeine Verwirrung und Ungewißheit über diesen Zweikampf zwischen Saccard und Gundermann, bei welchem der Sieger sein Blut in Strömen verlor, dieses Ringen der zwei legendenhaften Ungetüme, die zwischen ihren Leibern die armen Teufel zermalmten, welche an ihrem Spiel teilzunehmen sich getrauten, und die auf dem Haufen der aufgeschichteten Ruinen einander zu erwürgen drohten.

Am dritten Januar, am Tage nach der Abrechnung des letzten Stichtages, sank die Universelle ganz unerwartet um fünfzig Franken. Groß war die Aufregung. Freilich war überhaupt alles heruntergegangen, weil es allenthalben auf dem allzu lange überlasteten und über Gebühr

aufgetriebenen Markt krachte; ein paar faule Unternehmungen stürzten damals mit lautem Getöse zusammen. Zudem hätten derartige heftige Kurssprünge nicht ungewohnt sein sollen, die an einem Börsentage zuweilen mehrere Hunderte betrugen und an das ziellose Hinundherschwanken der Magnetnadel bei einem Gewitter erinnerten. Aber jetzt ging ein gewaltiger Schauer durch die Luft, und alle hatten die bestimmte Empfindung, daß der Anfang des Krachs da wäre. Die Universelle sinkt! — dieser Ruf ging um und wurde durch das laute Geschrei einer staunenden, hoffenden und geängstigten Menge immer weiter verbreitet.

Am folgenden Tag stand Saccard wieder zuversichtlich lächelnd auf seinem Posten und hob durch erhebliche Käufe den Kurs um dreißig Franken. Trotz aller Anstrengungen ging er aber am fünften Januar um vierzig Franken zurück: die Universelle stand nur noch auf dreitausend. Von nun ab erneuerte sich der Kampf Tag um Tag. Am sechsten stieg die Universelle wieder. Am siebenten und achten ging sie abermals herunter. Eine unaufhaltsame Bewegung zog sie allmälich und stetig die schiefe Ebene hinab. Sie sollte zum Sündenbock für den allgemeinen Wahnsinnsrausch dienen, für die Unthaten anderer, minder hervorragender Gründungen, die beim üppigen Aufwuchern aller möglichen verdächtigen Unternehmungen unter der Gluthitze der Reklame riesengroßen Pilzen gleich aus dem faulenden Boden des Kaiserreichs emporgeschossen waren. Saccard aber, der nicht mehr schlief und an jedem Nachmittag seinen Kampfposten an jenem Pfeiler wieder einnahm, lebte im Wahn

eines immer noch möglichen Sieges. Wie ein von der Vortrefflichkeit seines Planes überzeugter Feldherr wich er nur Schritt für Schritt zurück und opferte seine letzten Streitkräfte, die letzten Geldsäcke aus den Kassen der Gesellschaft, um den heranstürmenden Angreifern den Weg zu versperren.

Am neunten trug er wieder einen entschiedenen Erfolg davon. Die Baissepartei wich ängstlich zurück: sollte die Medioabrechnung sich wieder mit dem ihnen abgejagten Raube mästen? Und Saccard, dessen Mittel auf die Neige gingen, der bereits auf Gefälligkeitsaccepte angewiesen war, wagte nunmehr — wie die Hungrigen in ihren Qualen das Phantasiebild üppiger Gelage sehen — sich selbst das großartige und unerreichbare Ziel seiner Wünsche zu bekennen, nämlich den ungeheuerlichen Plan, das gesamte Aktienmaterial aufzukaufen, um die Blankoverkäufer einzuklemmen und an Händen und Füßen gefesselt zur bedingungslosen Uebergabe zu zwingen. Vor kurzem erst war bei einer kleinen Eisenbahngesellschaft das Gleiche eingetreten: das Emissionshaus hatte sämtliche Aktien aufgekauft und die Verkäufer außer stand gesetzt, die Stücke zu liefern, so daß sie sich mit Gut und Blut loskaufen mußten. O, wenn er es fertig brächte, diesen Gundermann so weit in die Enge zu treiben, bis er ungedeckt spielte! Wenn dieser ihm eines Morgens seine Milliarde zu Füßen legen und demütig flehen müßte, er möge ihm nicht alles wegnehmen und wenigstens für seine zehn Sous Milch pro Tag etwas übrig lassen!

Allein zu diesem Coup waren siebenhundert bis

achthundert Millionen erforderlich. Schon zweihundert hatte er in den Abgrund geschleudert, folglich mußten fünfhundert bis sechshundert weitere ins Gefecht geführt werden. Mit sechshundert Millionen fegte er also die Juden zusammen, wurde er der König der Börse, der Herr der Welt. Welch' gewaltiger Traum! In seinem hochgradigen Fieberwahn war ihm eben jegliches Bewußtsein vom Wert des Geldes abhanden gekommen; er kannte nur noch Figuren, die auf dem Schachbrett hin und her bewegt wurden. In seinen schlaflosen Nächten brachte er jenes Heer der sechshundert Millionen auf die Beine, schickte es um seines Ruhmes willen in den Tod und blieb schließlich Sieger unter Trümmern und allgemeinem Einsturz.

Leider erlebte Saccard am zehnten einen furchtbar schweren Tag. An der Börse trug er stets eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit zur Schau, obwohl nie ein Krieg mit solchem lautlosen Ingrimm geführt worden war. Stunde für Stunde ein Morden, überall lauernder Hinterhalt. Bei diesen stummen und feigen Börsenschlachten, in denen man die Schwachen geräuschlos niedermetzelt, lösen sich alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft; es herrscht nur das grausame Gesetz der Stärkeren, welche andere auffressen, um nicht selbst aufgefressen zu werden. So fühlte sich denn Saccard völlig vereinsamt, ohne andere Stütze, um sich aufrecht zu halten, als seine unauslöschliche, unersättliche Gier. Am meisten fürchtete er sich vor dem vierzehnten, dem Tage der Prämienabrechnung. Indessen trieb er noch für die drei dazwischen liegenden Tage Geld auf, so daß

der vierzehnte den Krach noch nicht herbeiführte, sondern vielmehr die Universelle befestigte, die am fünfzehnten mit einem Kurs von zweitausendachthundertundsechzig schloß, also nur etwa hundert Franken niedriger, als am Dezemberschluß. Er hatte eine völlige Niederlage befürchtet und gab sich nun den Anschein, als glaubte er an einen Sieg. In Wahrheit aber trugen zum erstenmale die Baissiers den Sieg davon und strichen endlich Differenzen ein, nachdem sie monatelang Differenzen zu zahlen gehabt hatten. Die Sachlage änderte sich völlig und Saccard mußte sich bei Mazaud „in Kost geben“, so daß dieser jetzt stark engagirt war. Die zweite Hälfte des Januar mußte die Entscheidung bringen.

Seit diesem aufreibenden Kampfe, seit diesen alltäglichen Erschütterungen, die ihn bald in den tiefsten Abgrund warfen und bald wieder heraufwarfen, empfand Saccard jeden Abend ein schrankenloses Bedürfnis, sich zu betäuben. Er konnte nicht mehr allein bleiben, er speiste auswärts und verbrachte den Rest der Nacht bei irgend einem Frauenzimmer. Nie war sein Leben so wild gewesen; überall zeigte er sich, ging in alle Theater und warf in den Nachtrestaurants das Geld mit vollen Händen hinaus, wie einer, der sich allzu reich dünkt. Er wich Frau Karoline aus, deren Vorwürfe ihm lästig waren; sie brachte immer wieder das Gespräch auf die sorgenschweren Briefe ihres Bruders und war selbst über Saccards entsetzlich gefahrvollen Haussefeldzug außer sich.

Um so öfter kam er mit der Baronin Sandorff in der abgelegenen Parterrewohnung der Rue Caumartin

zusammen, als ob der Umgang mit diesem fühllosen, entarteten Weib ihn seinen Sorgen entfremdet und ihm die zur Ausspannung seines überbürdeten Gehirns notwendige Stunde des Vergessens gebracht hätte. Zuweilen flüchtete er sich dorthin, um einzelne Schriftstücke durchzusehen und über gewisse Geschäfte nachzudenken, glücklich in dem Bewußtsein, daß kein Mensch ihn hier stören würde. Dann übermannte ihn der Schlaf; dann schlummerte er ein paar Stunden, die einzigen Stunden wonnigen Vergessens. Die Baronin aber machte sich kein Gewissen daraus, während dieser Zeit seine Taschen zu durchsuchen und seine Briefe zu lesen; denn ihr gegenüber war er ganz stumm geworden, keine einzige nützliche Nachricht konnte sie mehr aus ihm ziehen; sie war sogar fest überzeugt, daß er sie anlog, wenn sie ein Wort aus ihm herausbrachte, und getraute sich infolge dessen nicht mehr, nach seinen Angaben zu spielen. Durch solche Diebstähle an seinen Geheimnissen hatte sie über die Geldverlegenheiten, mit denen die Universelle zu ringen begann, sicheren Aufschluß erlangt über das weit ausgedehnte System von Gefälligkeitswechseln, die vorsichtig im Ausland diskontirt wurden. Eines Abends erwachte Saccard zu früh und ertappte sie beim Durchstöbern seiner Brieftasche. Da ohrfeigte er sie wie eine Dirne, welche das Kleingeld aus der Westentasche stiehlt; von jetzt ab pflegte er sie zu prügeln, was beide aufregte, todmüde machte und dann wieder beruhigte.

Nach der Abrechnung vom fünfzehnten, welche ihr etwa zehntausend Franken wegnahm, begann die Baronin

einen Plan auszubrüten. Dieser beschäftigte sie unablässig, so daß sie schließlich bei Jantrou Rat holte.

„Meiner Treu,“ antwortete dieser, „ich glaube, Sie haben recht; es ist Zeit, wir gehen zu Gundermann über ... Suchen Sie ihn auf und erzählen Sie ihm die Geschichte, da er Ihnen doch einen guten Rat auf den Tag versprochen hat, wo Sie ihm selbst einen solchen bringen würden.“

An dem Morgen, als die Baronin sich einfand, war Gundermann in bissiger Laune. Gestern war die Universelle schon wieder gestiegen. Würde man denn niemals mit diesem gefräßigen Raubtiere fertig werden, welches schon so viel von seinem Geld verschlungen hatte und gar nicht sterben wollte? Am Ende war sie im stande, wieder in die Höhe zu steigen und an Ultimo wieder mit einer Hausse zu schließen! Und er murrte, weil er sich in diesen unheilvollen Wettkampf eingelassen hatte, während es vielleicht klüger gewesen wäre, sich an der neuen Gründung zu beteiligen. Im Glauben an seine gewohnte Taktik und an den unausbleiblichen Endsieg der Logik erschüttert, hätte er sich zu diesem Rückzug verstanden, wenn er noch zurück gekonnt hätte, ohne alles zu verlieren. Sie waren selten bei ihm, diese Augenblicke der Entmutigung, welche die größten Feldherrn am Vorabend des Sieges selbst kennen, wenn Menschen und Dinge ihren Erfolg gebieterisch verlangen. Diese Trübung seines durchdringenden und sonst so klaren Blickes rührte von dem nach und nach sich zusammenziehenden Nebel her, von dem geheimnisvollen Dunkel der Börsenoperationen, hinter welches man nie

einen bestimmten Namen mit voller Gewißheit setzen kann. Ohne Zweifel kaufte Saccard, ohne Zweifel spielte er. Aber geschah das für wirkliche Kunden, oder für die Gesellschaft selbst? Er war jetzt inmitten des von allen Seiten zugetragenen Klatsches völlig ratlos. Die Thüren seines gewaltig großen Arbeitszimmers wurden heftig zugeschlagen, das ganze Personal bebte vor seinem Zorn, die Kommissionäre wurden mit solcher Grobheit aufgenommen, daß ihr gewohnter Vorbeimarsch in regellose Flucht ausartete.

„So? Sie sind's!" sagte Gundermann ohne jede Höflichkeitsformel zur Baronin. „Heute habe ich keine Zeit mit Weibern zu verlieren."

Diese Grobheit brachte die Baronin derart außer Fassung, daß sie ohne jegliche Einleitung ihm ihre Nachricht hinwarf:

„Wie wär's, wenn man Ihnen bewiese, daß die Geldmittel der Universelle infolge der bedeutenden Käufe erschöpft sind, und daß sie zur Fortsetzung des Feldzuges Gefälligkeitsaccepte im Auslande zu diskontiren gezwungen ist?"

Der Jude unterdrückte ein freudiges Aufzucken. Sein Auge blieb tot; mit der nämlichen brummigen Stimme entgegnete er:

„Das ist nicht wahr!"

„Wieso nicht wahr? Ich hab's ja mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Augen gesehen."

Um ihn zu überzeugen, erzählte sie ihm, daß sie Accepte von Strohmännern in Händen gehabt habe. Sie nannte dieselben und bezeichnete auch die Bankhäuser, die in Wien,

Frankfurt und Berlin die Wechsel diskontirt hätten. Seine Geschäftsfreunde könnten ihm Auskunft geben, dann würde er einsehen, daß sie ihm kein aus der Luft gegriffenes Gerede hinterbrachte. Ebenso versicherte sie, die Gesellschaft habe lediglich zum Zwecke der Aufrechthaltung der Hausse auf eigene Rechnung gekauft, und dies habe bereits zweihundert Millionen verschlungen.

Gundermann hörte mit seiner finsteren Miene zu und legte schon seinen morgigen Feldzug mit solcher Raschheit im Kopfe zurecht, daß er binnen weniger Sekunden seine Aufträge erteilt und den jeweiligen Betrag bestimmt hatte. Nunmehr war er des Sieges gewiß. Er wußte wohl, aus welcher unreinlichen Quelle ihm diese Nachricht kam, und war voll Verachtung für diesen Genußmenschen Saccard, der in seiner Dummheit so weit ging, daß er sich einem Frauenzimmer anvertraute und sich verraten ließ.

Als sie ausgeredet hatte, hob er das gesenkte Haupt empor und heftete seine dicken, glanzlosen Augen auf sie.

„Nun, was soll mir denn daran liegen? Was soll alles, was Sie mir da erzählen?"

Ueber diese unbefangene Ruhe war die Baronin völlig verblüfft:

„Aber ich denke mir, Ihre Stellung in der Baisse . . .?"

„Ich? Woher wissen Sie denn, daß ich Baisse spiele? Ich gehe ja nie auf die Börse, ich spekulire nicht; das ist mir alles gleichgiltig."

Seine Stimme klang so unschuldig, daß die erschütterte und betroffene Baronin ihm schließlich geglaubt hätte, wenn sie nicht die allzu höhnische Naivität hindurchgehört

hätte. Offenbar trieb er in seiner völligen Gleichgiltigkeit des für jede Sinnenlust abgestorbenen Mannes Scherz mit ihr.

„Also, liebe Freundin, da ich sehr beschäftigt bin, wenn Sie mir nichts Interessanteres zu sagen haben . . .“

Er wies sie also zur Thüre hinaus. Da empörte sie sich endlich.

„Ich habe Ihnen Vertrauen geschenkt,“ sprach sie wütend, „und habe zuerst gesprochen . . . Das ist ein förmlicher Hinterhalt. Sie hatten mir ja versprochen, wenn ich Ihnen nützlich wäre, auch Ihrerseits mir nützlich zu sein, mir einen Rat . . .“

Er erhob sich und fiel ihr ins Wort. Dieser Mensch, der sonst nie eine Miene verzog, schlug jetzt eine leichte Lache an, so großen Spaß fand er an diesem rohen Beschwindeln einer jungen und hübschen Frau.

„Einen Rat? Den will ich Ihnen nicht vorenthalten, liebe Freundin . . . Merken Sie sich's wohl: spielen Sie nicht, spielen Sie nie. Ihre Schönheit würde darunter leiden, denn es ist sehr häßlich, wenn eine Frau spielt.“

Sobald sie, ganz außer sich, hinausgegangen war, schloß er sich mit seinen beiden Söhnen und seinem Schwiegersohn ein, verteilte die Rollen, schickte sofort zu Jacoby und zu anderen Börsenmaklern, um den großen Schlag des folgenden Tages vorzubereiten. Sein Plan war einfach: er wollte thun, was die Klugheit ihm wegen seiner Unkenntnis der wirklichen Lage der Universelle bis jetzt verboten hatte, nämlich durch ungeheure Verkäufe den Markt überfluten, da er jetzt wußte, daß die Gesellschaft ihre Geldmittel erschöpft habe und die

Kurse nicht mehr stützen könne. Die gewaltige Reserve seiner Milliarde wollte er ins Gefecht führen, wie ein Feldherr, der durch seine Spione den schwachen Punkt des Feindes erfahren hat und den entscheidenden Schlag führen will. Die Logik mußte siegen, da jede Aktie, die über ihren wirklichen inneren Wert steigt, sicherem Untergang geweiht ist.

Am gleichen Tage suchte Saccard, der die nahende Gefahr witterte, gegen fünf Uhr Daigremont auf. Er war fieberhaft erregt und empfand die höchst dringende Notwendigkeit, den Baissiers einen Schlag zu versetzen, wenn er nicht von ihnen endgiltig besiegt werden wollte. Sein Riesenplan ließ ihm keine Ruhe, jenes ungeheure Heer von sechshundert Millionen, das zur Eroberung der Welt noch aufgebracht werden mußte.

Mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing ihn Daigremont in seiner fürstlichen Wohnung, von seinen wertvollen Gemälden und allem strahlenden Prunke umgeben, den an jedem Stichtage die Börsendifferenzen bestreiten mußten, ohne daß man sich klar war, was eigentlich hinter dieser bestechenden Dekoration zu suchen wäre, die unter der steten Drohung stand, durch eine Laune des Börsenglücks weggeweht zu werden. Bis jetzt hatte er treu zur Universelle gehalten und zu verkaufen sich geweigert, indem er unbeschränktes Vertrauen zur Schau trug, stolz auf dieses Auftreten als nobler Haussespieler, das ihm nebenbei auch bedeutenden Gewinn einbrachte. Selbst nach der ungünstigen Liquidation vom fünfzehnten hatte er nicht gemuckst, sondern er sprach überall seine Ueberzeugung aus, daß die Aktien wieder steigen würden.

wobei er jedoch lauernde Blicke um sich warf, um beim ersten verdächtigen Anzeichen zum Feind überzugehen. Saccards Besuch, seine ungewöhnliche Thatkraft, dieser großartige Gedanke, alles vom Markte wegzuraffen, machten tiefen Eindruck auf ihn und erregten seine aufrichtige Bewunderung. Der Plan war zwar wahnwitzig, aber sind die großen Kriegs- und Börsenmänner nicht häufig einfach verblendete Thoren, die der Erfolg krönt? Er gab das ausdrückliche Versprechen, schon bei der morgigen Börse zu Hilfe zu eilen. Obwohl schon stark engagirt, versprach er bei Delarocque, seinem Makler, weitere Engagements einzugehen, außerdem noch seine Bekannten aufzusuchen und so ihm eine Art Konsortium als Verstärkung heranzubringen. Diese neue, sofort verfügbare Heerschar konnte man nach seiner Schätzung auf etwa hundert Millionen beziffern. Dieses würde genügen.

Strahlend und siegesgewiß setzte Saccard auf der Stelle den Schlachtenplan mit einer großen, dem Vorbilde der hervorragendsten Feldherren entlehnten Schwenkung von seltener Kühnheit fest. Zuerst beim Börsenanfang ein bloßes Scharmützeln, um die Baissiers zu reizen und vertrauensselig zu machen; dann, nach ihrem ersten Erfolg, nach dem Weichen der Kurse, das Eingreifen Daigremonts und seiner Freunde mit dem schweren Geschütz, das Auftauchen der vielen unerwarteten Millionen wie hinter einer Bodenerhöhung, um die Baissiers von hinten zu fassen und über den Haufen zu rennen. Das mußte ein Morden, ein förmliches Gemetzel geben. Mit Händedruck und siegesfrohem Lachen gingen beide Männer auseinander.

Eine Stunde später bekam Daigremont, der auswärts speisen wollte und sich gerade anzog, einen zweiten Besuch, denjenigen der Baronin Sandorff. In ihrer Ratlosigkeit war ihr der glückliche Einfall gekommen, mit Daigremont zu sprechen. Eine Zeit lang hatte man ihr nachgesagt, sie stehe in vertraulichen Beziehungen zu ihm; thatsächlich aber herrschte zwischen beiden nur ein sehr freies, kameradschaftliches Verhältnis, beide waren zu katzenschlau und durchschauten einander zu sehr, um sich zu dem Schwindel einer Liaison zu versteigen. Sie erzählte ihm ihre Angst, ihren Schritt bei Gundermann und die Antwort desselben, gab aber lügnerische Gründe für ihren verräterischen Abfall. Daigremont lachte und machte sich den Spaß, sie noch mehr zu erschrecken, indem er sich den Anschein gab, in seinem Glauben zu wanken und anzunehmen, daß Gundermann bei seiner Versicherung, er sei nicht mehr bei der Contremine, nicht gelogen habe. „Weiß man denn je etwas Sicheres?“ fragte er. „Die Börse ist ein förmlicher Wald, ein Wald, durch dessen dunkle Nacht jedermann blindlings tappt. Hat man in dieser Dunkelheit die Unvorsichtigkeit, auf alles Unsinnige und Widersprechende zu hören, was aufgebracht wird, so rennt man sich ganz bestimmt die Nase an.“

„Demnach soll ich nicht verkaufen?“ fragte sie angstvoll.

„Verkaufen? Wozu? Das wäre 'mal eine Thorheit. Morgen kommen wir wieder auf, die Universelle steigt wieder auf dreitausendeinhundert. Halten Sie aus, was auch geschehen mag; mit dem letzten Kurs sollen Sie zufrieden sein! . . . Mehr darf ich Ihnen nicht sagen.“

Die Baronin war fort, Daigremont ließ sich endlich ankleiden, als die Klingel einen dritten Besuch ankündete. Diesen war er fest entschlossen abzuweisen. Als man ihm jedoch Delarocques Karte brachte, befahl er sofort, ihn hereinzulassen, und da der Makler in seiner großen Erregung zu sprechen zögerte, schickte er seinen Diener fort und knüpfte vor seinem hohen Spiegel sich selbst die weiße Binde um.

„Mein Bester, die Sache liegt so," begann Delarocque mit der Vertraulichkeit eines Klubgenossen. „Ich darf mich auf Ihre Freundschaft verlassen, nicht wahr? Die Sache ist nämlich ziemlich heikel ... Denken Sie sich, mein Schwager Jacoby hat soeben die Liebenswürdigkeit gehabt, mir von einem im Gang befindlichen Coup Kenntnis zu geben. An der morgigen Börse sind Gundermann und die anderen entschlossen, die Universelle in die Luft zu sprengen. Sie wollen ihren ganzen Vorrat auf den Markt werfen ... Jacoby hat schon die Ordres in Händen und hat sich beeilt ..."

„Teufel!" zischte Daigremont, der blaß geworden war.

„Sie begreifen, ich bin bei der Hausse sehr stark engagirt, etwa fünfzehn Millionen, genug, um Arm und Bein zu brechen ... Da habe ich nun einen Wagen genommen und gehe jetzt bei meinen besten Kunden herum. Es ist zwar nicht korrekt, aber die Absicht ist gut ..."

„Teufel!" wiederholte der andere.

„Kurz, bester Freund, da Sie ohne Deckung spielen, wollte ich Sie um Deckung bitten, oder um Zurücknahme Ihrer Ordres."

Daigremont schrie laut auf:

„Zurückgenommen, mein Bester, zurückgenommen!... Nein, fürwahr, in zusammenstürzenden Häusern bleibe ich nicht, das ist überflüssiger Heldenmut! ... Kaufen Sie nicht, verkaufen Sie!... Ich habe für fast drei Millionen Universelle bei Ihnen, verkaufen Sie, verkaufen Sie alles miteinander!"

Und als Delarocque mit den Worten forteilte, er müsse noch andere Kunden besuchen, ergriff er seine beiden Hände und drückte sie kräftig:

„Besten Dank, nie will ich's Ihnen vergessen; verkaufen Sie, verkaufen Sie alles!"

Sobald er wieder allein war, rief er seinen Diener zurück, um sich Bart und Haar ordnen zu lassen. O, welche Schule! Diesmal hätte er sich beinahe wie ein Knabe übertölpeln lassen. So geht's eben, wenn man mit einem Verrückten sich einläßt!

Abends ging bei der kleinen Achtuhrbörse die Panik los. Diese Börse fand damals auf dem Gehweg des Boulevards des Italiens statt, beim Eingang zur Opernpassage. Nur die Coulisse fand sich ein und arbeitete inmitten eines verdächtigen Schwarmes von Agenten, Kommissionären und anrüchigen Spekulanten. Fliegende Händler gingen ab und zu, Straßenbummler krochen auf allen Vieren durch die hin und her stampfenden Gruppen, um Cigarrenstummeln aufzulesen. Dieses hartnäckige Gedränge versperrte wie eine Herde das Boulevard und wurde von der Flut der Spaziergänger fortgespült und auseinandergesprengt, um sich immer wieder zusammenzuschließen. An diesem Abend standen nahezu zweitausend Personen so umher, wegen

der Milde des bedeckten, dunstigen Himmels, der nach einer schrecklichen Kälte jetzt Regen ankündigte. Der Markt war sehr belebt, von allen Seiten wurde Universelle ausgeboten, die Kurse sanken rasch. Bald waren Gerüchte im Umlauf und wuchs die beginnende Angst. Was ging eigentlich vor? Halblaut nannte man sich die vermutlichen Verkäufer, je nach dem auftraggebenden Kommissionär oder dem ausführenden Coulissier. Da die Großen so verkauften, so war sicherlich etwas Ernstes im Werk. So geriet zwischen acht und zehn Uhr alles durcheinander; alle schlauen Spieler widerriefen ihre Aufträge, und solche, die Käufer waren, hatten sogar noch Zeit, Verkaufsaufträge zu geben. Mit fieberhaftem Unbehagen ging man wie am Vorabend einer großen Schlacht zu Bett.

Am folgenden Tag herrschte scheußliches Wetter. Es hatte die ganze Nacht geregnet, ein leichter, eiskalter Regen überflutete die Stadt, die das Tauwetter zu einer Kloake gelblichen, flüssigen Kotes umgewandelt hatte. Schon um halb ein Uhr ging's in der Börse unter diesem herabrieselnden Regen sehr laut zu. Unter die Säulenhalle und in den Saal hatte sich eine ungeheure Menge geflüchtet; bald war der letztere durch die tropfenden Schirme in einen großen Sumpf kotigen Wassers umgewandelt. Die schmierigen Wände schwitzten, vom Glasdach fiel nur ein trübes, rötliches Licht voll verzweiflungsvoller Schwermut herab.

Während die umlaufenden schlimmen Gerüchte und allerlei merkwürdige Geschichten die Köpfe verwirrten, suchten schon am Eingang alle Blicke nach Saccard und

forschten alle sein Gesicht aus. Er stand am gewohnten Pfeiler auf seinem Posten; seine Miene war die der gewöhnlichen Tage, der Tage voll Siegesfreude, mit dem Ausdruck heiteren Mutes und unbedingter Zuversicht. Er wußte, daß an der kleinen Abendbörse die Universelle um dreihundert Franken gesunken war, er witterte eine furchtbare Gefahr und machte sich auf einen wütenden Angriff der Baissiers gefaßt, aber sein Schlachtenplan schien ihm unfehlbar, die Schwenkung Daigremonts, das unvorhergesehene Anrücken eines frischen Heeres von Millionen mußte alles niederwerfen und ihm wieder einmal den Sieg sichern. Er selbst war jetzt ganz mittellos. Die Kassen der Universelle waren leer, die letzten Centimes hatte er zusammengescharrt. Trotzdem verlor er den Mut nicht; bei Mazaud hatte er prolongirt und diesen durch die vertrauliche Mitteilung vom Eingreifen des Konsortiums Daigremonts dermaßen bethört, daß der Makler ohne Deckung noch für mehrere Millionen Kaufaufträge angenommen hatte; die zwischen beiden vereinbarte Taktik bestand darin, die Kurse bei Eröffnung der Börse nicht allzu stark sinken zu lassen, sie zu stützen und bis zum Eintreffen des Verstärkungsheers bloß zu scharmützeln.

So heftig war die allgemeine Erregung, daß Massias und Sabatani mit Weglassung aller überflüssigen Schliche, da jetzt die wahre Lage Gegenstand aller Klatschereien war, unumwunden mit Saccard redeten und dann eilig seine letzten Ermahnungen weitertrugen, der eine an Nathansohn unter der Säulenhalle, der andere an Mazaud, der noch im Maklerzimmer stand.

Es war zehn Minuten vor ein Uhr; Moser, der erdfahl hereinkam, weil in der vorigen Nacht eine heftige Leberkolik ihm den Schlaf geraubt hatte, äußerte Pillerault gegenüber, heute sehe alles gelblich und krank aus.

Pillerault lachte laut auf; in bedrohlicher Nähe der Unglücksfälle pflegte er sich zu Prahlereien aufzuschwingen, die eines fahrenden Ritters würdig waren.

„Sie sind's ja, mein Lieber! Sie haben wohl Kolik? Alles ist ganz fröhlich gestimmt, heute wollen wir euch Baissiers eine jener Trachten Prügel verzapfen, an die man lange denkt."

In Wahrheit blieb in dem fahlen Tageslicht und in der allgemeinen Angst der Saal unheimlich düster, was man besonders an dem schwächeren Stimmengesumme merkte. Das war nicht mehr der fröhliche Lärm der großen Haussetage, die erregte Hast, das laute Getöse einer überallhin siegreich vordringenden Meerflut. Man rannte nicht mehr, man brüllte nicht mehr, man schlich und flüsterte wie im Hause eines Kranken. Obwohl die Menschenmenge bedeutend war und man schon im Gedränge erstickte, erhob sich bloß ein kummervolles Gemurmel, — das Geflüster der umlaufenden Befürchtungen, der Trauernachrichten, die man sich ins Ohr raunte. Viele schwiegen ganz; bleich und mit verzerrten Zügen suchten sie mit ihren weitstarrenden Augen die anderen Gesichter verzweiflungsvoll auszuforschen.

„Salmon, Sie sagen nichts?" fragte Pillerault voll neckenden Hohnes.

„Allerdings," murmelte Moser, „so wenig wie die anderen; er hat nichts zu sagen, weil er Angst hat."

Heute, in der gespannten und stummen Erwartung aller hatte in der That niemand mehr vor Salmons Schweigen Angst.

Dagegen drängte sich um Saccard eine Flut von Kunden, die vor Ungewißheit bebend ein gutes Wort zu erhaschen suchten. Später fiel es auf, daß Daigremont sich nicht gezeigt hatte, ebensowenig der Abgeordnete Huret, der wiederum Rougons getreuer Begleithund geworden war und ohne Zweifel einen warnenden Wink bekommen hatte. Kolb stand unter einer Gruppe von Bankiers und war anscheinend in einem bedeutenden Arbitragegeschäft vertieft. Ueber den Wechselfällen des Schicksals erhaben trug der Marquis de Bohain gelassen sein blasses Aristokratenköpfchen spazieren; er war sicher, auf jeden Fall zu gewinnen, da er Jacoby beauftragt hatte, ebensoviel Universelle zu verkaufen, als Mazaud für ihn zu kaufen beauftragt war. Von der Schar der anderen, der Vertrauensseligen belagert, zeigte sich Saccard besonders liebenswürdig und beschwichtigend gegen Sédille und Maugendre, die mit zuckenden Lippen und thränenfeuchten Augen bei ihm um die Hoffnung auf Sieg bettelten. Er drückte ihnen kräftig die Hand und legte in diesen Händedruck das rückhaltslose Versprechen eines Sieges. Hierauf begann er, wie ein Mensch mit unwandelbarem Glück, der gegen jede Gefahr gefeit ist, über eine erbärmliche Kleinigkeit zu jammern.

„Sie treffen mich in tiefer Bestürzung. Bei dieser gewaltigen Kälte hat man in meinem Hofe einen Kamelienstock stehen lassen, und jetzt ist er erfroren!"

Das Wort lief im Saale um; alles war über diesen Kamelienstock gerührt. Welch ein Mann, dieser Saccard! Stets die gleiche, kaltblütige Zuversicht und stets die lächelnde Miene, ohne daß man recht wußte, ob es nicht etwa bloß eine angenommene Maske war, um die großen Besorgnisse zu verdecken, die jeden andern zu Tode gemartert hätten!

„Dieser Mensch! Wie groß er dasteht!“ murmelte Jantrou dem zurückkehrenden Massias ins Ohr.

In eben diesem entscheidenden Augenblick rief Saccard Jantrou heran, von der Erinnerung an jenen Nachmittag überwältigt, da er mit Jantrou den Wagen der Baronin Sandorff in der Rue Brengniart halten sah. War er wieder an diesem kritischen Tage zur Stelle? Behielt der Kutscher auf seinem hohen Sitz unter dem strömenden Regen immer noch seine steinerne Regungslosigkeit, während die Baronin hinter den geschlossenen Fenstern der kommenden Kurse harrte?

„Natürlich ist sie da,“ erwiderte Jantrou halblaut, „und von ganzem Herzen mit Ihnen, fest entschlossen, um keine Fußbreite zu weichen ... Wir alle sind zur Stelle, fest auf unserem Posten!“

Saccard freute sich über diese Anhänglichkeit, obwohl er die Uneigennützigkeit der Dame und der anderen anzweifelte. Uebrigens glaubte er in der Verblendung seines Fieberwahns immer noch dem Siege entgegenzuschreiten, mit seinem ganzen Volke von Aktionären hinter sich, dem bethörten und berauschten Volke der Niedrigen und der Vornehmen, indem die schönen Damen von der gleichen Glaubensbegeisterung wie ihre Mägde sich hinreißen ließen.

Endlich erscholl das Glockenzeichen. Dem Jammergeheul einer Sturmglocke gleich erbrauste es über dem entsetzten Gewoge der Köpfe. Mazaud, der an Flory Weisungen gab, kehrte rasch zum Parket zurück, während der junge Mann um seiner selbst willen hoch erregt zur Telegraphenstelle stürmte; seit einiger Zeit war er nämlich infolge der Hartnäckigkeit, womit er sich an das Schicksal der Universelle heftete, im Verlust. Heute wagte er den entscheidenden Schlag, und zwar auf die Geschichte von Daigremonts Dazwischenkunft hin, die er im Geschäfte hinter einer Thüre erlauscht hatte.

Schon hatten sich vereinzelte Krache eingestellt; schon zeigten sich auf dem überladenen und erschöpften Markt allenthalben klaffende Risse. Sollte denn wiederum eine jener großartigen Katastrophen, die alle zehn bis fünfzehn Jahre wiederkehren, eine jener tödlichen Krisen der zum akuten Fieber ausgearteten Spielwut eintreten, welche die Börse dezimirt und wie ein Hauch des Todes darüber hinfegt? Im Renten- und im Cassamarkt klang das Schreien wie erstickt, wurde das Gedränge heftiger, von den hohen schwarzen Gestalten der Kommissare überragt, welche mit der Feder in der Hand in wartender Haltung dasaßen.

Sofort bemerkte Mazaud, dessen Hände die rotsammtene Brüstung umklammerten, seinen Kollegen Jacoby, der von der andern Seite her mit seiner Baßstimme rief:

„Ich gebe Universelle ... Zu zweitausendachthundert gebe ich Universelle!"

Das war nämlich der letzte Kurs der kleinen Abend-

börse; um der Baisse sofort Einhalt zu thun, hielt es Mazaud für geraten, zu diesem Preise zu nehmen. Seine schrille Stimme erhob sich und übertönte alle übrigen.

„Zu zweitausendachthundert nehme ich . . . dreihundert Stück! . . .“

Damit war der Anfangskurs festgesetzt. Indessen war es ihm unmöglich, diesen zu halten. Von allen Seiten strömten die Angebote herbei. Verzweiflungsvoll kämpfte er eine halbe Stunde ohne anderen Erfolg als den, das rasche Sinken zu verlangsamen. Zu seiner Ueberraschung wurde er von der Coulisse nicht unterstützt. Wo blieb denn Nathansohn, auf dessen Kaufordres er wartete? Erst später erfuhr er die schlaue Taktik desselben: durch seinen jüdischen Spürsinn von der wirklichen Lage verständigt, verkaufte er auf eigene Rechnung, während er für Saccard kaufte.

Massias, selbst als Käufer stark engagirt, kam atemlos mit der Meldung von der Niederlage in der Coulisse zu Mazaud gerannt; dieser verlor dadurch den Kopf und verschoß seine letzten Patronen, indem er mit einem Schlag alle Ordres ausrief, die er bis zum Eintreffen der Hilfstruppen abteilungsweise abzugeben beabsichtigte. Infolge dessen stiegen die Kurse ein wenig und kamen von zweitausendfünfhundert mit den unsinnigen und unerwarteten Sprüngen der stürmischen Tage wieder auf zweitausendsechshundertundfünfzig. Einen Augenblick noch erwachte schrankenlose Hoffnung in den Herzen Mazauds, Saccards und aller derjenigen, die das Geheimnis vom Schlachtplan kannten. Wenn schon jetzt der Kurs wieder in die Höhe ging, so war der Tag gewonnen, und der

Sieg mußte überwältigend sein, sobald die Reservetruppen die Baissiers in der Flanke nehmen und ihre Niederlage in entsetzliche, regellose Flucht verwandelt würde. Eine Bewegung inniger Freude ging durch den Saal: Sédille und Maugendre hätten am liebsten Saccards Hände geküßt, Kolb trat näher, während Jantrou verschwand, um eiligen Laufs der Baronin Sandorff die gute Nachricht zu bringen. Im gleichen Augenblick sah sich der kleine Flory freudestrahlend nach Sabatani um, — dieser war jetzt sein Vermittler — um ihm einen neuen Kaufauftrag zu geben.

Schon hatte es zwei Uhr geschlagen; Mazaud, der allein die Wucht des Angriffes aushielt, wich wieder langsam zurück. Es wuchs sein Erstaunen über die Verspätung der Hilfstruppen, die immer noch nicht ins Gefecht rücken wollten. Es war hohe Zeit; warum zögerten sie denn, ihn aus der unhaltbaren Stellung zu befreien, in welcher er seine ganze Kraft erschöpfte? Wenn er auch aus amtlichem Stolz eine gelassene Miene zur Schau trug, so fühlte er doch eine eisige Kälte zu seinen Wangen emporschleichen und fürchtete, sein Gesicht könnte erblassen. Mit donnernder Stimme fuhr Jacoby fort, ihm in methodisch abgestuften Abteilungen seine Angebote zuzuwerfen, die er nicht mehr aufnahm. Seine Blicke waren nicht mehr auf ihn, sondern auf Daigremonts Vertreter Delarocque geheftet, dessen Schweigen er nicht begriff. Ueber die gestrige Orgie beseligt lächelnd, verharrte der dicke und stämmige, rotbärtige Delarocque immer noch in seiner unbegreiflichen abwartenden Haltung. Mußte er nicht im nächsten Augenblick all diese

Angebote aufgreifen und noch alles retten durch die Kaufaufträge auf den Zetteln, die seine Hand übermäßig füllten?

Mit einemmale warf sich Delarocque mit seiner etwas heiseren Kehlkopfstimme in den Kampf.

„Ich gebe Universelle ...“

Und binnen wenigen Minuten bot er für mehrere Millionen Universelle aus. Einzelne Stimmen antworteten ihm, die Kurse stürzten.

„Zu zweitausendvierhundert gebe ich ... Zu zweitausenddreihundert ...“

„Wie viel?“

„Fünfhundert ... Sechshundert ...“

Was sprach er denn? Was ging eigentlich hier vor? Statt der erwarteten Hilfe stürzte da nicht eine neue Feindesschar aus den umliegenden Wäldern? Wie damals bei Waterloo blieb Grouchy aus, der Verrat vollendete die Niederlage. Unter der Wucht dieser zahlreichen und frischen Schar von Verkäufern, die im Laufschritt zum Angriff vorrückten, begann eine entsetzliche Panik.

In dieser Sekunde fühlte Mazaud, wie ein Todeshauch über sein Antlitz hinzog. Saccard hatte er für allzu erhebliche Summen „in Kost“ genommen, jetzt hatte er die deutliche Empfindung, daß die Universelle ihn in ihrem Zusammensturz begrub. Indessen blieb sein hübsches, gebräuntes Gesicht mit dem dünnen Schnurrbart unbeweglich und mutig. Er kaufte noch, erschöpfte die empfangenen Aufträge mit seiner durchdringenden Stimme eines jungen Hahnes, der über den Sieg aufjubelt. Auf der gegenüberliegenden Seite ließen seine beiden Gegner,

Jacoby mit dem brüllenden Baß und Delarocque mit dem apoplektischen Gesicht, trotz aller Anstrengungen sich gleichgiltig zu stellen, eine größere Angst merken, denn jetzt erkannten sie Mazauds gefahrvolle Lage und fragten sich, ob er auch zahlen könne, wenn er in die Luft flog. Krampfhaft faßten ihre Hände den Sammet der Brüstung, ihre Stimmen kläfften aus mechanischer Gewohnheit des Handwerks weiter, während in ihren starren Blicken die ganze entsetzliche Angst des Geldbramas sich malte.

Während der letzten halben Stunde trat der endgiltige Krach ein; die Niederlage verschlimmerte sich und riß die Menge in regellosem Galopp mit fort. Auf das äußerste Vertrauen und den blinden Glaubensdusel folgte die Reaktion der Furcht; alles stürzte herbei, um zu verkaufen, so lange es noch Zeit war. Ein Hagel von Verkaufsordres sauste auf das Parket herab, von allen Seiten regnete es Zettel; diese ungeheure Menge von Papier, die ohne jede Vorsicht fortgeworfen wurde, beschleunigte die Baisse und brachte einen regelrechten Zusammensturz hervor. Sprungweise sanken die Kurse auf eintausendfünfhundert, eintausendzweihundert und neunhundert. Käufer waren keine mehr da, das Schlachtfeld blieb verödet und mit Leichen bedeckt. Ueber dem düsteren Gewimmel der schwarzen Röcke ragend sahen die drei Kommissare wie Standesbeamte aus, welche Todesfälle eintragen. Durch eine merkwürdige Wirkung des durch den Saal wehenden eisigen Hauches war jede Erregung erstarrt und jeder Lärm verstummt, gleichsam in dem Entsetzen über die gewaltige Katastrophe. Eine grauenhafte Stille trat ein, als nach dem Glockenzeichen

des Börsenschlusses der letzte Kurs zu achthundertunddreißig Franken bekannt wurde. Eigensinnig prasselte der Regen immerfort auf das Glasdach herab, welches nur noch eine unbestimmte Dämmerung durchließ. Unter den tropfenden Schirmen und dem Hinundherstampfen der Menge war der Saal zur Kloake geworden; auf dem schmutzigen Boden, der einem vernachlässigten Pferdestall glich, lagen allerlei Papierschnitzel umher, während innerhalb der Umzäunung das bunte Geflimmer der Auftragzettel auffiel: grüne, rote, blaue waren mit vollen Händen und in solcher Menge hineingeworfen worden, daß das weite Becken überlief.

Mazaud war zugleich mit Jacoby und Delarocque nach dem Maklerzimmer zurückgegangen. Er trat an den Schenktisch, trank ein Glas Bier für seinen glühenden Durst und ließ seine Augen rings um das ungeheure Gemach schweifen, um dessen langen Tisch in der Mitte die sechzig Stühle der Makler aufgestellt waren, mit der Garderobe, den Tapeten aus rotem Sammet, dem ganzen unfeinen und verschossenen Luxus, der dem Raum eine Aehnlichkeit mit einem großen Wartesaal erster Klasse gab; er sah sich mit dem Erstaunen eines Mannes um, welcher den Saal nie recht gesehen hatte. Als er dann aufbrach, drückte er sprachlos Jacoby und Delarocque die Hand; bei diesem gewohnten Händedruck erbleichten alle drei, ohne daß in ihrem alltäglichen, korrekten Aussehen das Geringste auffiel. Flory sollte seinen Chef an der Thüre erwarten. Mazaud sah ihn daselbst bei Gustave stehen, der vor einer Woche endgiltig ausgetreten und heute als bloßer Neugieriger gekommen

war; immerfort lächelnd lebte er in Saus und Braus weiter, ohne sich darum zu kümmern, ob der Vater morgen seine Schulden noch zahlen könnte. Flory dagegen war erdfahl; mit kurzem, nervösem Lachen bemühte er sich, eine Unterhaltung aufrecht zu erhalten, niedergeschmettert durch den soeben erlittenen, entsetzlichen Verlust von etwa hunderttausend Franken; denn er wußte nicht, woher er den ersten Pfennig dazu nehmen sollte. Mazaud und sein Gehilfe verschwanden bald in dem dichten Regen.

In dem Saale aber umwehte die Panik vor allem Saccards Haupt; hier hatte der Krieg die größten Verwüstungen angerichtet. Im ersten Augenblick hatte er, der Gefahr mutig entgegenschauend, die Niederlage nicht recht begriffen. Was bedeutete denn dieses Gesumm? Das waren doch Daigremonts Truppen, die jetzt anrückten? Als er hierauf den Sturz der Kurse hörte, ohne sich noch die Ursache desselben zu erklären, da hatte er die ganze Kraft zusammengenommen, um aufrecht zu sterben. Eine eisige Kälte stieg vom Boden zu seinem Kopfe herauf, ihm kam die Empfindung der unwiederbringlichen und unheilbaren Niederlage. Die gemeine Trauer um das Geld und der Zorn um die verlorenen Genüsse trugen zu seinem Schmerze nichts bei; nur seine Erniedrigung als Besiegter that ihm wehe, nur der glänzende und endgiltige Sieg Gundermanns, der wieder einmal die Allmacht dieses Goldkönigs bestätigte. In diesem Augenblick war er fürwahr herrlich anzusehen; seine ganze, schmächtige Persönlichkeit trotzte dem Schicksal, in seinen Augen war kein Blinzeln, sein Gesicht blieb

störrisch, er kämpfte allein gegen die Sturmflut der Verzweiflung und des Zornes an, deren ungestümes Steigen er schon fühlte. Im ganzen Saal brodelte es, alle Wellen liefen auf seinen Pfeiler zu, Fäuste ballten sich, Zungen lallten böse Worte; auf seinen Lippen aber schwebte noch ein unbewußtes Lächeln, welches man für eine Herausforderung halten konnte.

Zuerst nahm er inmitten eines unklaren Dunstes den todesblassen Maugendre wahr, den der Hauptmann Chave am Arm fortführte, indem er seine Voraussagung immerfort mit der Grausamkeit eines kleinen Spielers wiederholte, der sich darüber freut, daß die großen Spekulanten Hals und Beine brechen. Dann sah er Sédilles verzerrtes Gesicht; mit dem wahnsinnigen Blick eines vor dem Bankerotte stehenden Kaufmannes kam Sédille auf ihn zu und drückte ihm zitternd die Hand, wie um in seiner Gutmütigkeit zu zeigen, daß er ihm nicht grollte. Schon beim ersten Krach war der Marquis de Bohain abseits getreten und zu dem siegreichen Heer der Baisse übergegangen; er erzählte Kolb, der ebenfalls sich vorsichtig beiseite hielt, welche bedenklichen Zweifel dieser Saccard seit der letzten Generalversammlung ihm einflößte. Fassungslos war Jantrou wieder verschwunden, um der Baronin Sandorff den letzten Kurs zu melden. Sicherlich würde diese in ihrem Wagen eine Ohnmacht bekommen, wie es in den Tagen bedeutenden Verlustes vorkam. Dann sah er Salmon, der immer noch stumm und rätselhaft blieb, diesem gegenüber den Baissier Moser und den Haussier Pillerault; der letztere war trotz seines ungeheuren Verlustes

stolz und übermütig, der andere verdarb sich trotz des gewonnenen Vermögens den Sieg mit seiner unbestimmten Angst für die Zukunft.

„Sie werden sehen, daß wir im Frühjahr mit Deutschland Krieg haben werden. Alles miteinander ist faul, und Bismarck lauert uns auf.“

„Lassen Sie uns doch in Ruhe; heute war es wieder Unrecht von mir, daß ich mich zu lange besann . . . Was schadet's? Ich muß eben von vorne anfangen, alles wird schon gut gehen!“

So weit hatte Saccards Kraft nicht nachgelassen. Da vernahm er hinter seinem Rücken den Namen Fayeux, jenes Renteneinnehmers aus Vendôme, mit dem er für eine große Kundschaft winzig kleiner Aktionäre in Verkehr stand; erst dieser vermochte bei ihm ein unbehagliches Gefühl hervorzurufen, da ihm jetzt die gewaltige Masse der kleinen, der jämmerlichen Kapitalisten einfiel, die unter den Trümmern der Universelle zermalmt würden. Mit einemmale trieb der Anblick des totenblassen und verzerrten Gesichts Dejoies dieses Unbehagen auf die höchste Spitze, indem der Ruin aller Niedrigen und Bejammernswerten in der Person dieses ihm bekannten armen Mannes vor ihm aufstieg. Zugleich standen auch die blassen und verzweiflungsvollen Gesichter der Gräfin Beauvilliers und ihrer Tochter vor ihm und blickten ihn aus thränenerfüllten Augen verstört an.

Und in eben diesem Augenblicke bekam Saccard, dieser hartgesottene Bandit mit dem durch zwanzigjährige Räubereien gepanzerten Herzen, Saccard, der stolz darauf war, daß seine Beine noch nie gewankt hatten und er

sich noch nie auf jene Bank neben dem Pfeiler zu setzen brauchte, — jetzt bekam Saccard eine Anwandlung von Schwäche und mußte eine Weile sich auf diese Bank niederlassen. Der Menschenschwarm wogte immer noch hin und her und drohte ihn zu ersticken. Er schaute aufwärts, wie um Luft zu schöpfen, und fuhr sofort mit einem Ruck empor, als er droben an der Telegraphengalerie die Méchain erkannte, die, über den Saal herabgebeugt, mit ihrer ungeheuren, fetten Persönlichkeit das Schlachtfeld beherrschte. Neben ihr, auf der steinernen Brüstung lag die alte Ledertasche. Ehe sie die entwerteten Aktien hineinpressen durfte, lauerte sie auf die Toten, wie ein gefräßiger Rabe, der den Heerscharen der Finanz bis zum Tage des Gemetzels nachzieht.

Alsbald verließ Saccard mit fester gewordenem Schritte den Saal. Alles in ihm war öde und leer, trotzdem schritt er vermöge einer ungewöhnlichen Anstrengung seiner Willenskraft aufrecht und sicher von dannen. Nur waren seine Sinne gleichsam abgestumpft: er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen und meinte, er laufe auf einem dicken Wollteppich. Ebenso lag vor seinen Augen ein dichter Nebelschleier und tönte in seinen Ohren ein lautes Brausen. Als er unter die Säulen hinaustrat und die breiten Stufen hinabstieg, konnte er die Menschen nicht mehr unterscheiden. Sie kamen ihm vor wie schwebende Gespenster, wie unbestimmte Gestalten mit fernher schallenden Tönen. Hatte er nicht Buschs breites, fratzenhaftes Gesicht vorbeiziehen sehen? War er nicht einen Augenblick stehen geblieben, um mit dem hocherfreuten Nathansohn zu sprechen, dessen

Stimme wie aus weiter Ferne herklang? Schritten nicht Massias und Sabatani durch die allgemeine Bestürzung hindurch neben ihm? Dann sah er sich wieder mitten in einer zahlreichen Gruppe, vielleicht wieder mit Sédille und Maugendre, mit allerlei verschwimmenden und sich verwandelnden Gesichtern. Während er nun im Begriff war, sich zu entfernen und in dem Regen, in dem flüssigen Kotmeer zu verschwinden, von welchem Paris überschwemmt war, wiederholte er mit schriller Stimme zu dieser ganzen gespensterhaften Umgebung, um seinen letzten Ruhm darein zu setzen, seine völlige Unbefangenheit zu zeigen:

„O, wie ärgert mich dieser in meinem Hofe stehen gebliebene und erfrorene Kamelienstock!“

Elftes Kapitel.

In ihrem Entsetzen sandte Frau Karoline am gleichen Abend ein Telegramm an ihren Bruder, der noch für eine Woche in Rom war, und drei Tage später traf Hamelin in Paris ein, um die Gefahr abzuwehren.

Die Auseinandersetzung zwischen Saccard und dem Ingenieur fiel scharf aus. Sie fand im gleichen Zeichnungssaal statt, wo einstmals die Gründung mit so großer Begeisterung besprochen und beschlossen worden war. Innerhalb jener drei Tage hatte der Krach an der Börse einen schreckenerregenden Umfang angenommen; die Aktien der Universelle waren Schlag auf Schlag bis auf vierhundertunddreißig Franken, also unter Pari, gefallen, der Absturz dauerte fort, das Gebäude krachte in allen Fugen und bröckelte von Stunde zu Stunde mehr und mehr ab.

Als schweigende Zuhörerin wohnte Frau Karoline der Unterredung bei und vermied jegliche Einmischung. Sie war von Gewissensbissen erfüllt und klagte sich der Mitschuld an, weil sie, nachdem sie sich Wachsamkeit vorgenommen, alles ruhig mit angesehen hatte. Hätte sie nicht, anstatt einfach ihre Stücke zu veräußern, um

der Hausse Einhalt zu thun, einen anderen Ausweg suchen, die Leute warnen und selbst thätig eingreifen sollen? Ihr Herz blutete, da sie ihren vergötterten Bruder so bloßgestellt, seine großartigen Arbeiten gefährdet, das ganze Werk seines Lebens abermals in Frage gezogen sah; sie litt um so empfindlicher, als sie nicht mehr die gebührende Unbefangenheit in sich fühlte, um über Saccard zu richten: sie hatte ihn ja geliebt und gehörte ihm durch jenes heimliche Band an, dessen Schmach ihr jetzt drückender vorkam. So zwischen beide Männer gestellt, wurde sie von inneren Kämpfen hin und her gerissen. Am Abend der Katastrophe hatte sie zwar in einer edlen Aufwallung von Freimut Saccard gegenüber die in ihrem Herzen lange aufgehäuften Vorwürfe und Befürchtungen ausgeschüttet. Wenn sie ihn aber immer noch zähe und unbesiegt lächelnd vor sich stehen sah, wenn sie an die Kraft dachte, die er aufwenden mußte, um aufrecht zu bleiben, dann mußte sie sich sagen, sie habe nicht das Recht, dem schon zu Boden Liegenden den letzten Stoß zu versetzen, nachdem sie sich gegen ihn schwach gezeigt hatte. So zog sie sich in scheues Stillschweigen zurück, legte nur eine tadelnde Haltung an den Tag und wollte lediglich eine stumme Zeugin sein.

Hamelin dagegen geriet diesmal außer sich, er, der sonst so versöhnlich und gegen alles außerhalb seiner Arbeiten liegende so gleichgiltig war. Mit größter Heftigkeit zog er gegen das Hazardspiel zu Felde: die Universelle erliege der Spielwut, einem Anfalle völligen Wahnsinns. Zwar gehörte er nicht zu denen, welche behaupteten, ein

Bankhaus dürfe, wie etwa eine Eisenbahngesellschaft, die eigenen Aktien zurückweichen lassen: die Eisenbahngesellschaft hat ja ihre Einnahmen und ihr ungeheures Material, während das eigentliche Material einer Bank in ihrem Kredit besteht und sie dem Todeskampf entgegenschreitet, sobald der Kredit wankt. Hier aber lag die Frage des Maßhaltens vor. War es auch notwendig und sogar durch die Vorsicht geboten, den Kurs von zweitausend Franken zu stützen, so wurde es unsinnig und geradezu verbrecherisch, ihn bis zu dreitausend und höher treiben zu wollen. Sogleich bei seiner Ankunft hatte Hamelin die volle Wahrheit verlangt. Jetzt konnte man ihn nicht mehr belügen und ihm — wie er es bei der letzten Versammlung geschehen ließ — vorspiegeln, daß die Gesellschaft keine einzige ihrer Aktien besaß. Die Bücher waren da, und ohne Mühe durchschaute er den ganzen Schwindel. Betreffs des Conto Sabatani wußte er zum Beispiel, daß dasselbe nur zum Schein da war, um die eigenen Operationen der Gesellschaft zu decken; Monat für Monat konnte er zwei Jahrgänge hindurch hier das wachsende Spekulationsfieber Saccards verfolgen, der zuerst schüchtern und ganz vorsichtig kaufte, dann zu immer bedeutenderen Ankäufen getrieben wurde, bis er zu der ungeheuren Zahl von siebenundzwanzigtausend Aktien gelangte, die nahezu achtundvierzig Millionen gekostet hatten. War das nicht verrückt, eine schamlose, eine den Hohn auf die Spitze treibende Verrücktheit, wenn man einen derartigen Betrag hinter den Namen eines Sabatani setzte? Und dieser Sabatani war nicht der einzige; es waren noch andere

Strohmänner vorhanden, Beamte der Bank und sogar Aufsichtsräte, deren Käufe per Kassa, auf das Reportconto genommen, über zwanzigtausend Aktien mit einer Summe von ebenfalls achtundvierzig Millionen betrugen. Dies waren aber erst die Cassakäufe. Dazu kamen noch die innerhalb der letzten Januarliquidation abgeschlossenen Zeitgeschäfte mit über zwanzigtausend Aktien für siebenundsechzig Millionen, welche die Universelle abzunehmen hatte, ganz abgesehen von zehntausend weiteren Stücken an der Lyoner Börse, — wieder vierundzwanzig Millionen. Stellte man darnach alles zusammen, so ergab sich, daß die Gesellschaft fast ein Viertel der von ihr ausgegebenen Aktien in Händen hielt, und für diese Stücke die grauenerregende Summe von zweihundert Millionen gezahlt hatte. Das war der Abgrund, welcher sie nunmehr verschlang.

Thränen des Schmerzes und des Zornes stiegen in Hamelins Augen auf. Er hatte gerade jetzt in Rom den Grund zu seiner großen katholischen Bank aufs glücklichste gelegt — zum „Schatz des heiligen Grabes," welches in den bevorstehenden Tagen der Verfolgung gestatten sollte, den Papst wie einen König in Jerusalem einzusetzen, inmitten der sagenumwobenen Herrlichkeit der heiligen Orte. Diese Bank hatte die Bestimmung, das neue palästinische Reich gegen alle politischen Schwankungen sicher zu stellen, indem sie, mit den Hilfsquellen des Landes als Bürgschaft, das Budget desselben auf einer ganzen Reihe von Emissionen basirte, um deren Titres die gesamte Christenheit sich reißen würde.

Und alles dies sank mit einem Schlage in diesem

thörichten Spielwahnsinn zusammen! Bei seiner Abreise hatte er eine glanzvolle Bilanz hinterlassen, ganze Schaufeln voll Millionen, eine Gesellschaft, deren rasches und großes Gedeihen die Welt in Verwunderung setzte, und nicht einmal einen Monat später fand er bei seiner Rückkehr die Millionen zerschmolzen, lag die Gesellschaft zerschmettert zu Boden, blieb nur noch eine öde, leergebrannte Stätte übrig! Sein Entsetzen stieg; heftig forderte er Aufklärungen, er wollte wissen, welche geheimnisvolle Macht Saccard angetrieben hatte, derart gegen das von ihm selbst aufgerichtete Riesengebäude zu wüten, auf der einen Seite dasselbe Stein für Stein zu vernichten, während er auf der anderen es zu vollenden vorgab.

Saccard antwortete kurz und bündig, ohne sich zu ereifern. Nach den ersten Stunden der Erschütterung und Vernichtung hatte er sich wieder gefaßt und stand kraft seiner unbesieglichen Hoffnung wieder aufrecht und fest. Abfall und Verrat hatten der Katastrophe einen so schrecklichen Umfang gegeben; aber noch sei nichts verloren, er wolle alles wieder in die Höhe bringen. Wenn übrigens die Universelle so rasch und groß emporgediehen war, verdankte sie dies nicht eben den Mitteln, die man ihr zum Vorwurf machte? Er erinnerte an das Zusammentreten des Konsortiums, an die aufeinanderfolgenden Erhöhungen des Grundkapitals, die voreilige Bilanz des letzten Geschäftsjahres, die in Händen behaltenen Aktien, zu denen die massenhaft und ohne Besinnung angekauften hinzukamen. Alles dies gehörte unzertrennlich zusammen. Wenn man den Erfolg

sich gefallen ließ, so mußte man auch das Risiko sich gefallen lassen; wenn man eine Maschine überheizt, geschieht es bisweilen, daß sie platzt.

Sonst gab er kein einziges Verschulden seinerseits zu; er habe lediglich gethan, was jeder Bankleiter thut, nur mit größerem Ungestüm. Und er ließ seinen genialen Gedanken noch nicht fahren, seinen Riesengedanken, der darin bestand, die Gesamtheit der Stücke aufzukaufen, um Gundermann zu Boden zu werfen. Das Geld war ihm ausgegangen, das war das einzige. Jetzt müsse eben von vorn angefangen werden. Eine außerordentliche Generalversammlung war auf den nächsten Montag einberufen worden. Saccard glaubte sich seiner Aktionäre unbedingt sicher; er würde von ihnen die unerläßlichen Geldopfer erlangen, denn er war überzeugt, daß auf ein bloßes Wort hin jeder sein Vermögen darbringen würde. Mittlerweile müßte man das Dasein mit den kleinen Summen fristen, welche die anderen Kredithäuser, die großen Banken jeden Morgen für die dringenden Bedürfnisse des betreffenden Tages vorstreckten, um einen allzu plötzlichen Zusammenbruch abzuwenden, der sie selbst erschüttern müßte. Nach Ueberwindung der Krisis würde alles wieder in Gang kommen und von neuem erstrahlen.

„Aber,“ warf Hamelin ein, dessen Erregung durch diese lächelnde Ruhe etwas gedämpft war, „erblicken Sie nicht in diesen von unseren Rivalen gewährten Hilfsmitteln eine Taktik, einen Plan, sich zuerst in Sicherheit zu bringen, um dann unseren verzögerten Sturz noch tiefer zu machen? . . . Mich beunruhigt die Thatsache, daß Gundermann dabei ist.“

In der That hatte Gundermann mit unter den ersten seine Hilfe angeboten, um die sofortige Vergantung abzuwenden; er bethätigte dadurch den außerordentlich praktischen Sinn eines Mannes, der das Haus eines Nachbarn in Brand stecken mußte und dann eilends Kübel voll Wasser herbeischleppt, um die Vernichtung des ganzen Stadtviertels zu hindern. Er war über den Groll erhaben, er kannte keinen andern Ruhm als den, der erste Geldhändler der Welt zu sein, der reichste und der klügste, dem es gelungen war, der unablässigen Vermehrung seines Reichtums alle Leidenschaften zu opfern.

Saccard machte eine ungeduldige Bewegung; ihn erbitterte dieser von seinem Besieger gegebene Beweis von Klugheit und Umsicht.

„O, Gundermann, der spielt den Großmütigen und bildet sich ein, daß er mich mit seinem Edelmut tief verwundet.“

Eine Pause trat ein. Frau Karoline, die bis jetzt stumm geblieben war, begann endlich zu reden:

„Lieber Freund, ich habe meinen Bruder mit Ihnen reden lassen, wie er es thun mußte in seinem gerechten Schmerz über all diese beklagenswerten Ereignisse ... Aber unsere Lage scheint mir klar, und — nicht wahr? — es ist unmöglich, daß er mit hineingezogen wird, falls die Geschichte doch eine schlimme Wendung nehmen sollte. Sie wissen ja, zu welchem Kurs ich verkauft habe, man wird also nicht behaupten können, er habe die Hausse getrieben, um aus seinen Aktien noch größeren Nutzen zu ziehen. Zudem wissen wir auch, was wir zu thun haben, wenn das Schlimmste

eintritt ... Ich gestehe Ihnen, ich kann Ihre halsstarrige Hoffnung nicht teilen; aber Sie haben recht, man muß bis zum letzten Augenblick kämpfen, und mein Bruder wird Sie sicherlich nicht entmutigen!"

Sie war gerührt, ihre Nachsicht für diesen so hartnäckig zähen Mann gewann wieder die Oberhand; indessen wollte sie diese Schwachheit nicht äußern, weil sie sich jetzt keiner Täuschung mehr über die abscheuliche Thätigkeit hingeben konnte, die er in seiner leidenschaftlichen Raubsucht eines gewissenlosen Freibeuters entwickelt hatte und ohne Zweifel noch fortgesetzt hätte.

„Ganz gewiß," erklärte auch Hamelin, dessen Widerstand nun gebrochen war, „ganz gewiß werde ich Sie nicht lahmlegen, während Sie kämpfen, um alle zu retten! Zählen Sie auf mich, wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann."

Und in dieser Stunde der höchsten Not und der schrecklichsten Drohungen beruhigte Saccard die Geschwister von neuem und beschwichtigte sie, indem er mit folgenden verheißungs- und geheimnisvollen Worten wegging:

„Sie können ruhig schlafen ... Ich darf noch nicht reden, aber ich habe die unumstößliche Gewißheit, daß ich Ende nächster Woche alles wieder flott machen kann."

Dieselbe Phrase, die er nicht näher erklärte, wiederholte er allen Freunden des Hauses, allen Kunden, die bestürzt und entsetzt herbeieilten, um ihn um Rat zu fragen. Seit drei Tagen ließ das Gedränge in seinem Arbeitszimmer der Rue de Londres nicht nach. Nacheinander kamen die Beauvilliers, die Maugendre, Sédille, Dejoie herbeigestürzt. Er empfing sie mit großer Ruhe

und militärischer Zuversicht und flößte allen durch klangvolle Worte frischen Mut ein; sobald sie davon sprachen, ihre Stücke zu verkaufen und mit Verlust zu realisiren, ereiferte er sich und rief laut, sie sollten ja eine solche Dummheit nicht begehen, da er sich auf Ehre verpflichte, die Kurse von zweitausend, ja sogar von dreitausend wieder zu erreichen.

Trotz aller begangenen Fehler bewahrten auch alle ihr blindes Vertrauen zu ihm. Man sollte ihnen nur den Mann lassen, es sollte ihm frei bleiben, sie noch einmal zu bestehlen; er würde schon alles entwirren und seinem Schwur getreu schließlich alle bereichern. Trat vor Montag kein Zwischenfall ein, und ließ man ihm Zeit, die außerordentliche Generalversammlung zusammenzurufen, dann bezweifelte niemand, daß er die Universelle heil und unversehrt aus den Trümmern retten würde.

Saccard hatte an seinen Bruder Rougon gedacht; das war jene allmächtige Hilfe, von welcher er sprach, ohne sich näher erklären zu wollen. Als er aber dem Verräter Daigremont unter vier Augen bittere Vorwürfe machte, hatte er aus diesem nur folgende Antwort heraus gebracht: „Ja, mein Bester, ich habe Sie nicht verlassen, Ihr Bruder hat es gethan!“

Augenscheinlich war der Mann in seinem Recht: er hatte am Geschäft sich nur unter der Bedingung beteiligt, daß Rougon auch dabei war. Man hatte ihm Rougon ausdrücklich verheißen, und jetzt war es kein Wunder, daß er sich zurückgezogen hatte, da ja der Minister, weit entfernt dabei zu sein, mit der Universelle und ihrem Leiter vielmehr in Fehde lag. Das war

wenigstens eine unwiderlegliche Entschuldigung. Darüber sehr betroffen, hatte Saccard eingesehen, welchen ungeheuren Fehler er durch seine Entzweiung mit diesem Bruder begangen hatte, der allein ihn verteidigen und derart unantastbar machen konnte, daß niemand seinen Ruin zu vollenden wagte, sobald man ihn unter dem Schutze des großen Mannes wußte. Darum war es auch für seinen Stolz eine der härtesten Stunden, als er sich entschloß, den Abgeordneten Huret um seine gütige Vermittlung zu bitten. Im Uebrigen gab er seine drohende Haltung nicht auf, verharrte immer noch bei seiner Weigerung zu verschwinden und verlangte die Hilfe Rougons wie etwas Schuldiges, weil dieser noch größeres Interesse daran hätte, als er, den Skandal zu meiden. Am folgenden Tag erhielt er statt des versprochenen Besuchs Hurets einfach ein Briefchen, in welchem mit unbestimmten Ausdrücken gesagt wurde, er solle die Geduld nicht verlieren und auf einen guten Ausgang rechnen, — später, wenn die Umstände es nicht verhinderten. Er begnügte sich mit diesen wenigen Zeilen, die er als ein Neutralitätsversprechen ansah.

In Wahrheit aber hatte Rougon gerade den energischen Entschluß gefaßt, mit dem räudigen Glied seiner Familie aufzuräumen, welches ihm seit Jahren wegen der ewigen Angst vor unsauberen Zwischenfällen lästig war, und welches er endlich mit Gewalt wegzuschneiden vorzog. Er war entschlossen, bei Eintritt der Katastrophe den Dingen freien Lauf zu lassen. Da er doch nie von Saccard eine freiwillige Verbannung erlangen würde, war es wohl das einfachste, ihn zu einer solchen zu

zwingen, indem man ihm nach irgend einer tüchtigen Verurteilung die Flucht erleichterte. Ein einmaliger Skandal, ein Besenstrich, dann wäre alles fertig. Auch sonst wurde die Lage des Ministers schwierig, seitdem er im Gesetzgebenden Körper in einer denkwürdigen Anwandlung von Beredsamkeit erklärt hatte, Frankreich werde nie zugeben, daß Italien sich Roms bemächtige. Von den Katholiken angejubelt, von der immer mächtiger werdenden Mittelpartei heftig angegriffen, sah er den Augenblick herankommen, wo die letztere mit Hilfe der freisinnigen Bonapartisten ihn stürzen würde, sofern er ihr nicht gleichfalls ein Pfand gab. Eben dieses Pfand sollte, falls die Umstände es erheischten, das Imstichelassen dieser von Rom patronisirten Universelle sein, die eine beunruhigende Macht im Staate geworden war. Was zuletzt seinen Entschluß befestigt hatte, war eine geheime Mitteilung seines Kollegen vom Finanzministerium, welcher, im Begriff eine Anleihe vom Stapel zu lassen, Gundermann und sämtliche jüdischen Bankiers sehr zurückhaltend gefunden hatte. Sie hatten zu verstehen gegeben, sie würden ihre Kapitalien verweigern, so lange der Markt für sie unsicher und den Abenteuern preisgegeben blieb. Gundermann triumphirte also. Eher noch als die ultramontanen Katholiken sollten die Juden mit ihrem anerkannten Königtum des Goldes die Welt beherrschen, nachdem sie die Könige der Börse geworden wären!

Später erzählte man, der Großsiegelbewahrer Delcambre habe Rougon in seinem unerbittlichen Grolle gegen Saccard über das seinem Bruder gegenüber

einzuhaltende Verfahren ausforschen lassen, für den Fall das Gericht einschreiten müßte. Da war dem Minister aus gepreßtem Herzen der Ruf entfahren: „O, wenn er mir doch den Kerl vom Halse schaffte!“ Von diesem Augenblick an, da Rougon ihn aufgab, war Saccard verloren. Delcambre, der seit seinem Eintritt in die Regierung auf ihn lauerte, hatte ihn endlich dicht am Rande der Gesetzesparagraphen in seine weiten Netze verstrickt und brauchte nur noch einen Vorwand, um seine Schergen und seine Richter gegen ihn loszulassen.

Eines Morgens begab sich Busch nach dem Justizpalaste, wütend, daß er noch nicht vorgegangen war. Eilte er sich nicht, so würde er nie aus Saccard die viertausend Franken ziehen, die die Méchain an der famosen Rechnung für den kleinen Victor noch zu gut hatte. Sein Plan bestand einfach darin, einen abscheulichen Skandal aufzuwirbeln, indem er Saccard der widerrechtlichen Freiheitsentziehung, am Knaben begangen, anklagte, wodurch Anlaß gegeben würde, die unsauberen Einzelheiten von der Vergewaltigung der Mutter und der Verwahrlosung des Jungen auszuposaunen. Ein derartiger Prozeß gegen den Leiter der Universelle müßte bei der allgemeinen Erregung über die kritische Lage der Bank sicherlich ganz Paris in Aufruhr bringen. Busch hoffte deshalb noch, Saccard werde bei der ersten Drohung zahlen.

Der junge Staatsanwalt, der Busch empfing, ein Neffe Delcambres, hörte mit verdrießlicher Ungeduld die Geschichte an. Nein, nein, mit derlei Klatsch sei nichts anzufangen, darauf sei kein Paragraph des Straf-

gesetzbuches anwendbar. Busch geriet außer Fassung und sprach von seiner Langmut, als dem Beamten die Aeußerung auffiel, er habe Saccard gegenüber die Gutmütigkeit so weit getrieben, daß er bei der Universelle Geld in Reports anlegte. Da fiel ihm dieser barsch in die Rede: Wie? Er habe in dem unausbleiblichen Sturz dieses Hauses Gelder aufs Spiel gesetzt, und ginge nicht gegen Saccard vor? Nichts Einfacheres: er brauche nur eine Klage wegen Betrugs einzureichen, da das Gericht bereits von betrügerischen Hantirungen verständigt sei, welche den Bankerott nach sich ziehen müßten. Hier mußte zu dem betäubenden Schlag ausgeholt werden, und nicht mit der andern Geschichte, mit jenem Melodrama von einer in Trunksucht gestorbenen Dirne und einem in der Gosse aufgewachsenen Knaben. Busch hörte mit ernster und aufmerksamer Miene den Staatsanwalt an. Er sah sich auf einen ganz neuen Weg gelenkt und zu einer ursprünglich nicht beabsichtigten That veranlaßt, deren entscheidende Folgen er erriet, nämlich Saccards Verhaftung und den tödlichen Schlag gegen die Universelle. Die bloße Furcht, sein Geld zu verlieren, hätte ihn auf der Stelle bestimmt, zumal ihm jeglicher Krach willkommen war, um dort im Trüben fischen zu können. Indessen schwankte er noch und sagte, er wolle sich besinnen und dann wiederkommen; schließlich mußte ihm der Staatsanwalt die Feder in die Hand drücken und ihn zwingen, in seinem Amtszimmer auf seinem Schreibtisch die Anzeige wegen Betrugs niederzuschreiben. Sofort nach der Entlassung des Mannes brachte der Staatsanwalt voll glühenden Eifers die

Urkunde seinem Oheim, dem Justizminister. Die Sache war jetzt in Ordnung.

Am folgenden Tage hatte Saccard im Lokal der Gesellschaft, Rue de Londres, behufs Feststellung der der Generalversammlung vorzulegenden Bilanz eine längere Besprechung mit den Kommissaren der Aktionäre und mit dem gerichtlichen Verwalter. Trotz der von den anderen Banken vorgestreckten Summen hatte man angesichts des wachsenden Andranges die Schalter schließen und die Zahlungen einstellen müssen. Diese Bank, die vor einem Monat nahezu zweihundert Millionen in ihren Kassen hatte, vermochte ihrer geängstigten Kundschaft nur die ersten paar hunderttausend Franken zurückzuzahlen. Ein Urteil des Handelsgerichts hatte die Gant erklärt, im Anschluß an den tags zuvor eingereichten summarischen Bericht eines mit der Durchsicht der Bücher beauftragten Sachverständigen. Trotz alledem versprach Saccard in seiner Unzurechnungsfähigkeit mit blinder Hoffnung und ungewöhnlichem Eigensinn immer noch die Lage zu retten. An eben diesem Tage erwartete er den Bescheid des Maklerkollegiums wegen Feststellung eines sogenannten Kompensationskurses, als der Thürsteher ihm meldete, daß in einem anstoßenden Salon drei Herren nach ihm fragten. Vielleicht kam jetzt die Rettung. Er stürzte freudig hinaus und sah sich einem Polizeikommissar mit zwei Beamten gegenüber, die zu seiner sofortigen Verhaftung schritten. Nach Einsichtnahme des Sachverständigen-Berichts, welcher Unregelmäßigkeiten in der Buchführung aufdeckte, war der Haftbefehl erlassen worden, namentlich auf die von Busch ein-

gereichte Betrugsklage hin. Dieser behauptete, es hätten Gelder, die von ihm für Reports angelegt worden waren, eine andere Bestimmung erhalten.

Zu gleicher Zeit verhaftete man auch Hamelin in seiner Wohnung der Rue Saint Lazare. Damit war das Schicksal des Hauses besiegelt, als ob der lange aufgehäufte Haß und auch alles Mißgeschick mit einemmale über dasselbe herfielen. Die außerordentliche Generalversammlung konnte nicht mehr zusammentreten, die Bank Universelle hatte gelebt.

Frau Karoline war bei der Verhaftung ihres Bruders nicht zu Hause. Er konnte nur einige in der Eile niedergeschriebenen Worte für sie hinterlassen. Bei ihrer Rückkehr war sie wie betäubt. Nie hatte sie gedacht, man könnte auch nur einen Augenblick daran denken, ihren Bruder zu verfolgen, so rein von jedem verdächtigen Handel erschien er ihr, so sehr schien er durch seine langen Abwesenheiten gerechtfertigt. Schon am Tage nach der Ganterklärung hatten beide Geschwister zu Gunsten des Aktivabestandes alles hingegeben, was sie besaßen; sie wollten nackt aus diesem Abenteuer hervorgehen, wie sie auch nackt eingetreten waren. Die Summe war erheblich, fast acht Millionen, mit denen auch die von der Tante geerbten dreimalhunderttausend Franken verschlungen wurden. Ungesäumt begann Frau Karoline ihre Bittgänge und Bittgesuche. Sie lebte nur noch, um das Los ihres armen Georg zu mildern und seine Verteidigung vorzubereiten. Bei aller Tapferkeit bekam sie Weinkrämpfe, so oft sie sich ihn unschuldig hinter Schloß und Riegel vorstellte, von diesem abscheulichen Skandal mit

Kot bespritzt: sein ganzes Leben war vernichtet und für immer befleckt. Er, so mild und so gut, so kindlich fromm und in allem, was seinen Facharbeiten fernlag, unwissend wie ein „großes Kind“, wie sie zu sagen pflegte.

Im ersten Augenblick hatte sie sich gegen Saccard empört, den einzigen Urheber des Unheils, den Schmied ihres Unglücks und desjenigen ihres Bruders. Sie fügte sich Stück für Stück ein klares Urteil über sein abscheuliches Treiben zusammen, von jenen Tagen des Anfangs an, wo er so unbefangen scherzte, weil sie im Gesetzbuch nachlas, bis zu diesen Tagen des Endes, wo alle von ihr vorausgesehenen und geduldeten Unregelmäßigkeiten mit der ganzen Strenge des Mißerfolgs gebüßt werden mußten. Dann, von schweren Gewissensbissen über ihre Mitwisserschaft gepeinigt, hatte sie stillgeschwiegen; sie vermied es, sich offen um ihn zu kümmern, und hatte den festen Willen, zu handeln, als ob er nicht vorhanden wäre. So oft sie seinen Namen aussprechen mußte, war es ihr, als redete sie von einem Fremdling, von einer gegnerischen Partei mit ganz entgegengesetzten Interessen. Fast täglich besuchte sie ihren Bruder in der Conciergerie und hatte nicht einmal einen Erlaubnisschein verlangt, um Saccard zu besuchen. Dabei harrte sie mutig in der Wohnung der Rue Saint Lazare aus und empfing alle Besucher, selbst diejenigen, welche mit Schmähungen im Munde kamen; so verwandelte sie sich in eine geschäftskundige Frau, die von ihrer und ihres Bruders Ehre und Lebensglück möglichst viel zu retten entschlossen war.

In den langen Tagen, die Frau Karoline dergestalt droben in dem Zeichnungssaale zubrachte, wo sie so herrliche Stunden der Arbeit und der Hoffnung verlebt hatte, war ein Anblick ihr besonders unerträglich. So oft sie ans Fenster trat und zum Nachbarhause hinüberschaute, schnürte sich ihr Herz beim Anblick der blassen Gesichter der Gräfin Beauvilliers und ihrer Tochter Alice zusammen, die hinter den Fensterscheiben des engen Raumes erschienen, wo die beiden armen Frauen sich aufhielten.

Der Februar war in diesem Jahre sehr mild; oft sah sie deshalb die beiden Frauen mit langsamen Schritten und gesenkten Hauptes in den Alleen des moosüberwucherten, vom Winter verwüsteten Gartens auf und ab schreiten. Für diese beiden Wesen war der Zusammenbruch entsetzlich gewesen. Die unglücklichen Frauen, die vor vierzehn Tagen mit ihren sechshundert Aktien noch eine Million achtmalhunderttausend Franken besaßen, hätten jetzt kaum achtzehntausend daraus erzielt, da dieselben von dreitausend auf dreißig gesunken waren. Ihr ganzes Vermögen war zerschmolzen und mit einemmale hinweggeweht: die zwanzigtausend Franken zur Mitgift, welche die Gräfin mit so saurer Mühe beiseite gelegt hatte, die zuerst auf das Gut Les Aublets aufgenommenen siebenzigtausend Franken, dann der Erlös von zweimalhundertundvierzigtausend Franken aus diesem Grundstück Les Aublets, welches viermalhunderttausend wert war. Was sollte aus ihnen werden, da die schwer auf dem Hause lastenden Hypotheken schon achttausend Franken jährlich wegfraßen, und sie den Haushalt nie unter siebentausend

Franken herabzudrücken vermochten, trotz ihres Geizes und der Wunder von Knauserei, die sie vollbrachten, um den äußeren Schein zu wahren und ihre Stellung zu behaupten? Selbst wenn sie ihre Aktien verkauften, wie sollten sie nunmehr leben und allen Bedürfnissen genügen, — mit diesen achtzehntausend Franken, dem letzten Ueberbleibsel aus dem Schiffbruch? Eine Notwendigkeit drängte sich auf, gegen welche die Gräfin sich immer noch mit Entschiedenheit gesträubt hatte: ihr Hotel aufzugeben und den Hypothekengläubigern zu überlassen, da es ja zur Unmöglichkeit wurde, die Zinsen zu erschwingen; nicht abzuwarten, bis jene es einer Zwangsversteigerung aussetzen würden, sondern sich sofort in irgend eine kleine Wohnung zurückzuziehen und dort bis zum letzten Stück Brot ein karges und unbekanntes Dasein zu führen. Wenn die Gräfin Widerstand leistete, so geschah es, weil sie mit allen Fasern ihres Herzens an dem Hause hing und an allem, was sie noch zu sein wähnte; jetzt stürzte also der Bau ihres stolzen Hauses zusammen, den sie in heldenmütiger Zähigkeit seit Jahren mit ihren zitternden Händen aufrecht hielt! Die Beauvilliers in Miete, die Beauvilliers nicht mehr unter dem Dache ihrer Ahnen, bei anderen Leuten in dem ungeleugneten Elend der Unterlegenen lebend, — war das nicht fürwahr eine tödliche Schmach? So kämpfte die Gräfin aussichtslos weiter.

Eines Morgens sah Frau Karoline die beiden Damen unter einem kleinen Schuppen im Garten ihre Wäsche eigenhändig besorgen. Die alte Köchin war fast gelähmt und konnte nicht mehr viel mithelfen; während der kalten

Wintertage hatten sie dieselbe sogar pflegen müssen. Ebenso stand es mit dem Manne der Köchin, der Hausmeister, Kutscher und Diener zugleich war; es fiel ihm sehr schwer, das Haus rein zu fegen und den hochbetagten Gaul auf den Beinen zu erhalten, der schwach und wackelig war wie sein Kutscher. Deshalb hatten die Damen sich mutig an die Haushaltung gemacht. Die Tochter verließ mitunter ihre Aquarellbilder, um magere Suppen zu kochen, von denen die vier Leutchen kümmerlich lebten; die Mutter wischte die Möbel, flickte die Kleider und Schuhe und bildete sich in ihrer knauserigen Sparsamkeit ein, daß man weniger Flederwische, weniger Nadeln und Faden verbrauche, seitdem sie dieselben handhabte. Kam aber ein unerwarteter Besuch, dann mußte man sehen, wie die beiden Frauen wegrannten, ihre Schürzen abwarfen und in aller Hast sich wuschen, um als Herrinnen des Hauses mit weißen und müßigen Händen wieder zu erscheinen. Nach der Straße hin war alles unverändert und die Ehre gerettet. Der Wagen war immer noch tadellos bespannt, wenn die Gräfin und ihre Tochter in die Stadt fuhren, die zwei monatlichen Diners vereinigten immer noch die gewohnten Wintergäste, ohne daß ein Gang weniger auf dem Tische oder ein Licht weniger an den Kronleuchtern zu sehen war. Man mußte, wie Frau Karoline, auf den Garten Aussicht haben, um zu wissen, mit welchen harten Fasttagen dieser falsche Prunk, diese erlogene Fassade eines entschwundenen Vermögens bezahlt wurden. Wenn sie die beiden Frauen in diesem von den Nachbarhäusern erstickten moderigen Schacht unter den grünlichen

Gerippen der Jahrhunderte alten Bäume in tödlicher Traurigkeit spazieren gehen sah, dann bemächtigte sich ihrer grenzenloses Mitleid; sie trat vom Fenster weg, das Herz von Gewissensbissen durchwühlt, als fühle sie sich Saccards Mitschuldige an diesem Elend.

An einem andern Vormittage erlebte Frau Karoline einen unmittelbareren und noch tieferen Schmerz. Man meldete den Besuch Dejoies an. Mit gewohnter Tapferkeit entschloß sie sich, ihn zu empfangen.

„Nun, mein armer Dejoie ..."

Dann hielt sie beim Anblick der Blässe des ehemaligen Bureaudieners erschreckt inne. Seine Augen schauten wie abgestorben aus dem verzerrten Gesicht; der hochgewachsene Mann war kleiner geworden und wie geknickt.

„Wohlan, lassen Sie den Mut nicht sinken. ich hoffe immer noch, daß nicht all dies Geld verloren ist."

Jetzt begann er mit langsamer Stimme:

„O, Frau Karoline, nicht deshalb komme ich! Allerdings habe ich im ersten Augenblick einen harten Schlag empfunden, weil ich mich in den Wahn hineingelebt hatte, wir seien reich. Der Gewinn steigt einem in den Kopf, als ob man getrunken hätte ... Mein Gott, ich hatte mich schon darein gefügt, von neuem zu arbeiten, und hätte so tüchtig gearbeitet, daß es mir gelungen wäre, die Summe wieder zusammenzubringen ... Aber Sie wissen nicht ..."

Dicke Thränen flossen über seine Wangen.

„Sie wissen nicht ... Sie ist fort."

„Fort? Wer denn?" fragte Frau Karoline erstaunt.

„Nathalie, meine Tochter ... Mit ihrer Heirat war es aus; als Theodors Vater herüberkam und sagte, sein Sohn habe schon zu lange gewartet und wolle jetzt die Tochter einer Kurzwarenhändlerin heiraten, die fast achttausend Franken mitbekommt, da hat sie einen Zornanfall bekommen. Ich begreife schon, daß sie zornig wurde beim Gedanken, daß sie keinen Sou mehr besitzt Und ledig bleiben muß ... Aber ich, ich liebte sie so sehr! Letzten Winter noch stand ich nachts auf, um ihr die Decken zurecht zu streichen, und ich versagte mir den Tabak, damit sie schönere Hüte bekäme! Ich war ihre wirkliche Mutter, ich hatte sie ja aufgezogen und lebte nur von der Freude, sie in unserer engen Wohnung zu sehen.“

Die Thränen erstickten seine Worte; er schluchzte laut.

„Ja, ja, mein Ehrgeiz ist an allem schuld ... hätte ich verkauft, sobald meine acht Aktien die sechstausend Franken für die Mitgift ergaben, dann wäre sie jetzt verheiratet. Aber sie stiegen immer noch, nicht wahr? Und da habe ich auch an mich gedacht und zuerst sechshundert, dann achthundert, dann tausend Franken Rente gewollt, um so mehr als ja die Kleine dieses Geld später geerbt hätte ... Wenn ich bedenke, daß ich zum Kurse von dreitausend eine Zeit lang vierundzwanzigtausend Franken in der Hand hatte, Geld genug, um ihr sechstausend Franken mitzugeben und mich mit neunhundert Franken jährlich zurückzuziehen! Nein, tausend wollte ich dummerweise haben. Und jetzt stellt alles Papier nicht einmal zweihundert Franken dar ... O, ich bin schuld! Es wäre besser gewesen, ich wäre ins Wasser gesprungen!“

Von diesem Schmerze tief ergriffen, ließ Frau Karoline den Mann sich ausweinen. Indes war sie neugierig, das Nähere zu wissen.

„Fort ist sie, mein armer Dejoie, wieso ... fort?"

Jetzt geriet der Mann in Verlegenheit, während eine schwache Röte zu seinem blassen Gesicht stieg.

„Ja, fort, verschwunden seit drei Tagen ... Sie hatte einen Herrn kennen gelernt, der uns gegenüber wohnte; o, einen ganz feinen Herrn, einen Mann von vierzig Jahren ... Kurz, sie ist mir durchgebrannt."

Während er das Nähere erzählte und mit verlegener Zunge nach Worten suchte, stieg vor Frau Karoline das Bild der schmächtigen blonden Nathalie wieder auf, dieser hübschen Tochter des Pariser Pflasters mit ihrer zarten Anmut. Am deutlichsten sah sie ihre großen Augen mit dem so ruhigen und kühlen Blick voll ungewöhnlicher Selbstsucht. Sie hatte sich von ihrem Vater als glückseliges Idol vergöttern lassen, sie blieb tugendhaft, so lange es in ihrem Vorteil lag; sie war eines thörichten Fehltritts unfähig, so lange sie auf eine Mitgift, eine Heirat, auf einen kleinen Laden Aussicht hatte, in dem sie als Herrin gethront hätte. Aber wie könnte sie solch ein armseliges Dasein weiter führen und wie eine Magd mit ihrem gutmütigen Vater leben, der jetzt wieder zur Arbeit greifen mußte? Nein, nein, sie hatte dieses freudenleere und nunmehr aussichtslose Dasein satt. Deshalb war sie durchgebrannt, hatte sie kaltblütig ihre Stiefeln angezogen und ihren Hut aufgesetzt, um ein anderes Heim zu suchen.

„Mein Gott!" fuhr Dejoie stotternd fort, „viel

Unterhaltung hatte sie bei uns nicht, das ist richtig; wenn man nett ist, so ist's ärgerlich, in seiner Jugend so zu versauern ... Aber trotzdem ist es hartherzig von ihr! Bedenken Sie doch, nicht einmal Abschied hat sie von mir genommen, kein Briefchen, nicht das geringste Versprechen, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen ... Sie hat die Thüre geschlossen und damit fertig. Sie sehen, meine Hände zittern, ich bin noch wie blödsinnig. Ich kann nichts dafür, aber ich schaue mich immer nach ihr um in unserem Stübchen. Nach so vielen Jahren, gerechter Gott! Ist das möglich, daß ich sie nicht mehr habe, daß ich mein armes Kindchen nie mehr wieder sehen soll?"

Er weinte nicht mehr; sein stumpfsinniger Schmerz war so herzzerreißend, daß Frau Karoline seine beiden Hände erfaßte und keinen andern Trost fand, als daß sie in einemfort rief:

„Mein armer Dejoie, mein armer Dejoie ..."

Dann kam sie, um ihn zu trösten, auf den Krach der Universelle zurück. Sie entschuldigte sich, weil sie zugelassen hätte, daß er Aktien nahm, und sprach sich über Saccard strenge aus, ohne ihn zu nennen. Sofort wurde der frühere Bureaudiener wieder lebhaft. Von der Spielleidenschaft besessen, geriet er jetzt noch in Aufregung:

„Herr Saccard, ei! Der hat ganz recht gehabt, daß er mich vom Verkauf abhielt! Das Geschäft war glänzend, wir hätten die anderen alle aufgegessen, wenn uns nicht Verräter im Stich gelassen hätten ... O, Frau Karoline, wenn Herr Saccard noch da wäre, dann

ginge alles anders! Das war unser Tod, daß man ihn verhaftet hat. Nur er könnte uns noch retten ... Ich hab's dem Untersuchungsrichter gesagt: ‚Mein Herr, geben Sie uns Herrn Saccard wieder, und ich vertraue ihm von neuem mein Geld an, ich vertraue ihm mein Leben an, weil dieser Mann der leibhaftige Herrgott ist, hören Sie? Er bringt alles fertig, was er will.'"

Verblüfft schaute Frau Karoline den Mann an. Wie, kein Wort des Zornes oder des Vorwurfs? Das war ja das glühende Vertrauen eines Gläubigen. Welchen mächtigen Eindruck mußte Saccard auf die willenlose Herde gehabt haben, um sie derart unter das Joch der Leichtgläubigkeit zu bringen!

„Kurz, gnädige Frau, ich war bloß gekommen, um Ihnen das zu sagen; Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich von meinem eigenen Kummer gesprochen habe, denn mein armer Kopf ist jetzt etwas schwach ... Wenn Sie Herrn Saccard sehen, sagen Sie ihm ja wieder, daß wir immer noch auf seiner Seite sind."

Mit wankenden Schritten ging er weg. Als sie allein war, empfand sie einen Augenblick Abscheu gegen das Leben. Das Unglück dieses Mannes hatte ihr Herz zerrissen, gegen den andern, den Mann, den sie nicht nannte, verdoppelte sich ihr Zorn, obwohl sie den Ausbruch des Zornes in ihren Busen zurückdrängte.

Außerdem kamen andere Besuche; an diesem Tage wurde sie förmlich überlaufen. Unter der Flut der Besucher machte das Ehepaar Jordan auf Frau Karoline den tiefsten Eindruck. Sie waren beide gekommen, Paul und Marcelle, als einiges Ehepaar, welches ernste Schritte

immer zu zweien unternimmt, um sich zu erkundigen, ob ihre Eltern, die Maugendres, aus ihren Universelleaktien wirklich nichts mehr herausschlagen könnten. Auch bei diesen war namenloses Unglück hereingebrochen. Schon vor den großen Schlachten der beiden letzten Abrechnungstage hatte der ehemalige Zelttuchfabrikant fünfundsiebenzig Titres in Händen, die etwa achtzigtausend Franken gekostet hatten; — ein glänzendes Geschäft, da ja zum Kurse von dreitausend diese Titres eine Zeit lang zweimalhundertfünfundzwanzigtausend Franken darstellten. Das Schreckliche war aber, daß Maugendre in der Hitze des Kampfes ohne Deckung gespielt hatte; im Glauben an Saccards Genie kaufte er immer mehr, so daß die zu deckenden gewaltigen Differenzen im Betrag von über zweimalhunderttausend Franken den Rest seines Vermögens verschlungen hatten, diese in dreißigjähriger Arbeit so sauer erworbene Rente von fünfzehntausend Franken. Jetzt hatte er nichts mehr. Nach Veräußerung seiner Villa in der Rue Legendre, auf die er so stolz zu sein pflegte, würde er kaum schuldenfrei ausgehen. An diesem Unheil war Frau Maugendre sicherlich mehr schuld als er.

„O verehrte Frau!“ erzählte Marcelle mit ihrer liebenswürdigen, fröhlichen Miene, die selbst inmitten der Katastrophen ihre lächelnde Frische bewahrte, „Sie können sich nicht denken, was aus meiner Mama geworden war! Sie, so vorsichtig und so sparsam, der Schrecken der Dienstmägde, weil sie ihnen immer nachging und scharf auf die Finger sah, sie sprach nur noch von Hunderttausenden und drängte meinen Papa; denn er

hatte eigentlich viel weniger Mut und wäre dem Onkel Chave gefolgt, wenn sie ihn nicht mit ihrem Traum verrückt gemacht hätte, das große Los, die volle Million zu erzielen... Anfangs kam die Spielwut beim Lesen der Börsenblätter, Papa war zuerst warm geworden und spielte anfänglich nur insgeheim; später, sobald die Mama mitmachte, nachdem sie lange Zeit gegen das Spiel den Haß der guten Hausfrau geäußert hatte, da war alles sofort in Flammen, und lange hat's nicht mehr gedauert. Ist es möglich, daß die Geldgier brave Leute dermaßen umwandelt?"

Jordan mischte sich ein, belustigt durch den Gedanken an den Onkel Chave, dessen Bild ein Wort seiner Frau jetzt hervorgerufen hatte:

„O, Sie hätten inmitten dieses Krachs die Ruhe des Onkels sehen sollen! Er hatte es ja vorausgesagt, er triumphirte mit seinem im Uniformkragen steif gewordenen Nacken... Keinen Tag hat er die Börse versäumt, keinen Tag sein jämmerliches Spiel ausgesetzt, er war froh, wenn er jeden Abend fünfzehn bis zwanzig Franken heimtrug, wie ein fleißiger Angestellter, der sein Tagwerk pünktlich vollbracht hat. Rings um ihn stürzten allenthalben Millionen zusammen, wuchsen und vergingen riesige Vermögen innerhalb zwei Stunden, strömte das Geld unter Donnerkrachen in vollen Eimern herab, — und er fuhr fort, frei von Fieber seinen kleinen Taglohn zu verdienen, seinen kleinen Gewinnst für seine kleinen Laster... O, er ist der Schlauste der Schlauen, die hübschen Dirnen der Rue Nollet haben nie ihre gewohnten Süßigkeiten vermißt."

Diese humorvolle Anspielung auf die Streiche des Hauptmanns erheiterten die beiden Frauen. Sogleich wurden sie aber von der Traurigkeit der Lage wieder erfaßt.

„Leider glaube ich nicht,“ erklärte Frau Karoline, „daß Ihre Eltern irgend etwas aus ihren Aktien herausschlagen; alles scheint mir aus zu sein. Sie stehen auf dreißig Franken, sie werden auf zwanzig Franken fallen, auf hundert Sous . . . Mein Gott! was wird aus den armen Leutchen werden in ihrem Alter, mit ihren behaglichen Gewohnheiten?“

„Nun, man wird sich ihrer annehmen müssen . . . Wir sind zwar noch nicht sehr reich, aber es geht jetzt endlich ein bißchen vom Fleck, und wir lassen sie nicht auf der Straße liegen.

Jordan hatte vor kurzem einen Glücksfall erlebt. Nach langen Jahren fruchtloser Arbeit hatte sein erster Roman, der zuerst in einer Zeitung erschien und dann von einem Verleger auf den Markt geworfen wurde, mit einemmale den Anlauf zu einem bedeutenden Erfolge genommen; nunmehr war er reich, er besaß ein paar tausend Franken, alle Thüren thaten sich vor ihm auf, er brannte vor Begier, wieder an die Arbeit zu gehen, da er des Ruhmes und des Erfolges sicher war.

„Wenn wir sie nicht zu uns nehmen können, so mieten wir eine kleine Wohnung für sie. Man wird immer durchkommen, mein Gott!“

Marcelle, die ihren Mann mit namenloser Zärtlichkeit ansah, geriet jetzt in leises Zittern.

„O Paul, Paul, wie gütig Du bist!“

Dann begann sie zu schluchzen.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind, ich bitte Sie," wiederholte mehrmals Frau Karoline, welche verwundert zur jungen Frau eilte, „Sie müssen sich keinen Kummer machen."

„Nein, lassen Sie mich nur, das ist nicht aus Kummer ... Aber die ganze Geschichte ist wirklich zu dumm! Hätten Mama und Papa, als ich Paul heiratete, mir nicht die Mitgift geben können, von der sie immer sprachen? Unter dem Vorwand, daß Paul keinen Heller mehr besaß, und ich eine Dummheit beging, wenn ich trotzdem mein Wort hielt, haben sie keinen Pfennig herausgegeben ... Ja, ja, heute haben sie's weit gebracht. Jetzt hätten sie wenigstens meine Mitgift, denn dies Geld hätte die Börse sicherlich nicht aufgefressen."

Frau Karoline und Jordan mußten unwillkürlich lachen. Aber dies tröstete Marcelle nicht, sie weinte vielmehr noch lauter.

„Und dann noch etwas anderes ... Wie Paul arm geworden ist, habe ich nämlich einen Traum gehabt. Ja! wie in den Feenmärchen habe ich geträumt, ich sei eine Prinzessin und bringe meinem verarmten Prinzen viel, viel Geld mit, um ihm behilflich zu sein, ein großer Dichter zu werden ... Und jetzt braucht er mich nicht einmal, jetzt bin ich ihm nur eine Last und meine Familie dazu! Er hat nun alle Mühe allein und muß allen schenken ... O! wie schwer ist mir das Herz ..."

Jordan nahm sie rasch in seine Arme.

„Was schwatzest Du da, dummes Weibchen? Braucht denn die Frau etwas mitzubringen? Dich hast Du

mitgebracht, Deine Jugendfrische, Deine Liebe, Deinen herrlichen Humor, und keine Prinzessin der Welt kann mehr geben."

Mit einemmale beruhigte sie sich, hochbeglückt beim Gedanken an diese treue Liebe; es kam ihr in der That recht dumm vor, daß sie weinte. Er fuhr indessen fort:

„Wenn's Deinem Vater und Deiner Mutter recht ist, wollen wir sie in Clichy unterbringen. Dort habe ich billige Parterrewohnungen mit Gärtchen gesehen... Bei uns, in unserer Bude, die mit unseren paar Möbeln gefüllt ist, ist's ganz nett, aber zu eng, um so mehr, als wir mehr Platz brauchen werden..."

Er wandte sich lächelnd zu Frau Karoline, welche tief gerührt diese Ehestandsscene mit ansah:

„Nun ja, wir werden demnächst drei sein, man darf's schon sagen, da ich jetzt ein Herr bin, der sein Brot verdient!... Nicht wahr, Madame, das ist wieder ein Geschenk, das sie mir macht? Und sie weint darüber, daß sie mir nichts mitgebracht hat..."

Im hoffnungslosen Schmerz über ihre Unfruchtbarkeit blickte Frau Karoline zu der leicht errötenden Marcelle hin, deren etwas vermehrter Umfang ihr nicht aufgefallen war. Jetzt füllten auch ihre Augen sich mit Thränen.

„O, ihr guten Kinder, liebet einander immer so! Ihr seid die einzigen Vernünftigen und die einzigen Glücklichen."

Ehe sie sich verabschiedeten, erzählte Jordan Einzelheiten über die Espérance. Mit seinem angeborenen

Widerwillen gegen Geldgeschäfte sprach er spöttisch davon wie von einer überaus wunderlichen Höhle, die von den Hammerschlägen der Spekulation allenthalben erdröhnte. Das ganze Personal spekulirte, vom Chef bis zum Bureaudiener herab. Er war der einzige, so erzählte er lachend, der nicht mitgespielt hatte, der deshalb schief angesehen und mit der Verachtung aller übrigen belastet war. Der Zusammenbruch der Universelle, insbesondere Saccards Verhaftung hatten seitdem der Zeitung den Garaus gemacht. Die Redakteure waren nacheinander davongelaufen, während Jantrou mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung sich an die letzten Trümmer klammerte, um noch von den Ueberbleibseln des Schiffbruchs zu leben. Der Mensch war jetzt fertig: diese drei Jahre des Wohllebens hatten ihn durch den ungeheuerlichen Mißbrauch alles irgendwie Käuflichen vollends zerrüttet, wie die Hungerleider sich zu Tod fressen, sobald sie an einer reichbesetzten Tafel Platz nehmen. Das Merkwürdige, aber Unvermeidliche war indes gewesen, daß die Baronin Sandorff im allgemeinen Wirrwarr und in ihrer tollen Gier, das verlorene Geld wieder zu erjagen, zuletzt bis zu diesem Menschen herabsank.

Beim Namen der Baronin war Frau Karoline etwas blaß geworden, während Jordan, der von der Gegnerschaft beider Frauen nichts wußte, in seiner Erzählung fortfuhr:

„Ich weiß nicht, warum sie sich ihm hingegeben hat. Vielleicht hat sie geglaubt, er könnte durch seine Beziehungen zur Presse ihr Nachrichten zukommen lassen. Vielleicht ist sie auch nur vermöge der Gesetze vom Fall

immer weiter und weiter bis zu ihm herab gesunken. In der Leidenschaft des Spiels liegt ein zersetzender Gärstoff, den ich oft beobachtet habe, der alles anfrißt und ansteckt, der aus dem gebildetsten, stolzesten und edelsten Geschöpf einen menschlichen Jammerlappen macht, einen in die Gosse zu fegenden Kehricht ... Auf jeden Fall, wenn dieser verkommene Lump Jantrou die Fußtritte noch nicht verschmerzt hatte, die ihm einst der Vater der Baronin versetzt haben soll, sobald er um seine Ordres bettelte, — dann ist er heute vollständig gerächt. Denn ich, der ich hier rede, sprach eines Tages im Zeitungsbureau vor, um zu versuchen, ob Bezahlung zu erlangen wäre, und wurde Zeuge einer Auseinandersetzung, als ich eine Thüre zu plötzlich aufstieß: da habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie Jantrou der Sandorff eine ganze Tracht Ohrfeigen verabreichte ... O! dieses betrunkene Subjekt, dieser im Alkohol und im Laster verkommene Mensch hieb mit der Roheit eines Kutschers auf diese feine Dame ein!"

Mit einer Geberde schmerzlichen Ekels hieß ihn Frau Karoline schweigen. Es war ihr, als ob diese unerhörte Erniedrigung sie selbst beschmutzte.

Schmeichelnd hatte Marcelle beim Aufbrechen ihre Hand ergriffen.

„Glauben Sie ja nicht, liebe, gnädige Frau, daß wir gekommen sind, um Sie zu belästigen. Im Gegenteil, Paul verteidigt Herrn Saccard nach Kräften."

„Selbstverständlich!" rief der junge Mann, „mit mir ist er immer sehr liebenswürdig gewesen. Nie werde ich vergessen, wie er uns den schrecklichen Busch vom

Hals geschafft hat. Trotz allem ist er ein äußerst tüchtiger Herr ... Wenn Sie ihn sehen, gnädige Frau, so sagen Sie ihm ja, daß das junge Ehepaar ihm lebhafte Dankbarkeit bewahrt."

Als Jordans draußen waren, konnte Frau Karoline eine Bewegung stillen Ingrimms nicht unterdrücken. Dankbarkeit, wofür? Für den Ruin des Ehepaares Maugendre! Diese Jordans waren wie Dejoie, sie gingen mit den gleichen Worten der Entschuldigung und den gleichen Segenswünschen fort. Und doch wußten wenigstens diese, wie die Dinge standen; er war kein Unwissender, dieser Schriftsteller, der mit so männlicher Verachtung des Geldes mitten durch die Finanzwelt geschritten war. In ihrem Innern gärte es weiter, ihre Entrüstung wuchs. Nein, ein Verzeihen wäre nicht möglich, der Schmutz war gar zu tief! Die von Jantrou der Baronin versetzte Ohrfeige war keine Genugthuung für sie, Saccard hatte alles zerrüttet und verdorben.

An jenem Tage sollte Frau Karoline wegen einiger Papiere zu Mazaud gehen, die sie zu den Akten ihres Bruders hinzufügen wollte. Sie wünschte ferner zu wissen, welche Haltung Mazaud für den Fall beobachten würde, daß die Verteidigung ihn als Zeugen aufrief. Die Zusammenkunft war erst auf vier Uhr, nach Börsenschluß, festgesetzt. Als sie endlich allein war, verbrachte sie mehr als anderthalb Stunden damit, die bereits erhaltenen Nachrichten zu ordnen. Sie begann, auf dem Trümmerfeld klar zu sehen. So räumt man am Tage nach einem Brande, wenn der Rauch verschwunden und die Glut verglommen ist, den Schutt mit der zähen

Hoffnung hinweg, das Gold der zerschmolzenen Juwelen wieder zu finden.

In erster Reihe hatte sie sich die Frage gestellt, wo das Geld wohl hingekommen wäre. Es mußten wohl bei diesem Verschwinden von zweihundert Millionen, wenn Taschen geleert worden waren, sich andere gefüllt haben. Indessen schien es festzustehen, daß die Baissiers nicht die Gesamtsumme zusammengescharrt hatten, sondern ein gutes Drittel in dem schauderhaften Durcheinander zerstreut und verzettelt worden war. An den kritischen Tagen könnte man meinen, daß der Boden der Börse das Geld aufsaugt; vieles geht verloren, an allen Fingern bleibt ein wenig kleben. Gundermann allein mußte etwa fünfzig Millionen eingeheimst haben. Dann kam Daigremont mit zwölf bis fünfzehn. Ferner nannte man den Marquis de Bohain, dessen klassischer Streich wieder einmal geglückt war; während er bei Mazaud Hausse spielte und jetzt jede Zahlung verweigerte, hatte er bei Jacoby nahezu zwei Millionen für seine Baissespekulation eingenommen. Obwohl er wußte, daß der Marquis wie ein ganz gewöhnlicher Gauner sein Mobiliar auf den Namen seiner Frau hatte schreiben lassen, drohte diesmal Mazaud, der infolge seiner Verluste den Kopf verloren hatte, ihn gerichtlich zu belangen. Fast alle Aufsichtsräte der Universelle hatten einen königlichen Anteil erbeutet, die einen, wie Huret und Kolb, indem sie kurz vor dem Krache zum höchsten Kurs verkauften, die anderen, wie der Marquis und Daigremont, indem sie mit hinterlistiger Taktik zur Contremine übergingen. Nebenbei hatte der Aufsichtsrat in einer der letzten

Sitzungen, als die Gesellschaft schon in den letzten Zügen lag, sich hundert und einige tausend Franken pro Mann gutschreiben lassen. Endlich galt es im Parket als ausgemacht, daß Delarocque und Jacoby persönlich ganz bedeutende Summen gewonnen hatten, die aber in den zwei immer klaffenden und nie ausgefüllten Schlünden bereits verschwunden waren, welche bei dem einen die Geilheit, beim anderen die Spielleidenschaft aufthat. Ebenso ging das Gerücht um, daß Nathansohn dank einem Gewinn von drei Millionen zu den Königen der Coulisse zählte. Er hatte nämlich auf eigene Rechnung Baisse gespielt, während er für Saccard Hausse spielte, und dabei das außerordentliche Glück gehabt, daß man sich gezwungen sah, betreffs der von der gesamten Coulisse verlorenen Summen — über hundert Millionen — „Schwamm drüber" zu sagen, weil man diese als zahlungsunfähig erkannt hatte. Sonst wäre er infolge seiner erheblichen Ankäufe für die verkrachte Universelle unfehlbar in die Luft geflogen. Fürwahr ein Glückspilz und ein gewandter Mensch, dieser kleine Nathansohn! Und dieses schöne, vielbelächelte Abenteuer: er behielt seinen Gewinnst und bezahlte seinen Verlust nicht!

Diese und andere Ziffern blieben jedoch unbestimmt, und Frau Karoline konnte zu keiner genauen Schätzung jedes einzelnen Gewinnes gelangen, da die Börsenoperationen in voller Verborgenheit stattfinden und die Wechselmakler das Amtsgeheimnis streng bewahren. Selbst aus den Notizbüchern hätte man nichts ersehen können, da die einzelnen Namen nicht aufgeschrieben werden. So suchte sie vergeblich die Summe zu erforschen,

die der nach der letzten Abrechnung verduftete Sabatani als Beute mitgenommen haben mußte.

Wieder ein harter Schlag für Mazaud. Mit Sabatani war es die gewöhnliche Geschichte gewesen! Der zuerst mit Mißtrauen aufgenommene verdächtige Kunde hatte eine kleine Deckung von zwei- bis dreitausend Franken hinterlegt und während der ersten Monate vorsichtig gespielt, bis der geringe Betrag vergessen und er mit dem Makler befreundet war; dann ergriff er nach irgend einem Räuberstreich die Flucht. Mazaud beabsichtigte Sabatani exekutiren zu lassen, wie er damals Schlosser exekutirt hatte, einen Gauner von derselben nie aussterbenden Bande, die den Markt ausbeutet, wie in früherer Zeit die Straßenräuber einen Wald. Der Levantiner aber, dieser halb orientalische Italiener mit den Sammetaugen, er war verschwunden, um irgend eine ausländische Börse abzugrasen, angeblich die von Berlin. Dort wartete er, bis man ihn in Paris vergessen hätte, kehrte dann im stillen zurück, von neuem begrüßt und inmitten der allgemeinen Nachsicht bereit, seinen Streich zu wiederholen.

Darauf hatte Frau Karoline ein Verzeichnis der in Mitleidenschaft Gezogenen aufgestellt. Der Krach der Universelle war eine jener gewaltigen Erschütterungen gewesen, die eine ganze Stadt gefährden. Nichts blieb aufrecht und im Gleichgewicht, alle Nachbarhäuser bekamen Risse, Tag für Tag stürzten die einen oder die anderen zusammen. Schlag auf Schlag fielen die Banken mit dem plötzlichen Gekrach der nach einem Brande stehen gebliebenen Mauerreste um. Mit stummem Entsetzen

lauschte man auf dieses unheimliche Krachen und fragte sich, wo der Ruin eigentlich ein Ende nehmen würde.

Was ihrem Herzen näher lag als die Bankhäuser die Gesellschaften, die Verheerungen an den vom Sturmwind weggeblasenen Menschen und Dingen der Finanz, das waren alle die armen Leute, Aktionäre und Spekulanten, die sie persönlich gekannt und geliebt hatte und die unter den Opfern zu Boden lagen. Nach der Niederlage zählte sie ihre Toten. Da waren nicht bloß ihr armer Dejoie, die beschränkten und jammernden Maugendres, die in ihrer Trauer so rührenden Damen Beauvilliers; ein anderes Drama hatte sie tief erschüttert, die tags zuvor beim Seidenfabrikanten Sédille ausgebrochene Gant. Diesen hatte sie im Aufsichtsrat wirken sehen, er war der einzige, dem sie zehn Sous anvertraut hätte, ihn erklärte sie für den ehrlichsten Menschen der Welt. Welches entsetzliche Ding war doch diese Spielleidenschaft! Ein Mann, der dreißig Jahre gebraucht hatte, um durch Arbeit und Redlichkeit eines der gediegensten Häuser in Paris aufzubauen, hatte in weniger als drei Jahren dasselbe dermaßen unterwühlt, daß es mit einem Schlag in Staub gesunken war. Mit welcher herben Trauer mochte er an die arbeitsvollen Tage von ehemals zurückdenken, da er noch an den mit zäher Anstrengung zu gewinnenden Reichtum glaubte, bis ein erster zufälliger Gewinn ihn mit Verachtung dafür erfüllte und ihm den verzehrenden Traum eingab, in einer Stunde an der Börse die Million zu erobern, zu welcher ein ehrlicher Kaufmann sein ganzes Leben braucht! Jetzt hatte die Börse alles weggerafft,

der unglückliche Mann war niedergedonnert, zu Boden geworfen, unfähig und unwürdig, die Geschäfte wieder aufzunehmen, und sein Sohn würde in der Armut vielleicht ein Gauner werden, dieser nach Freuden und Lustbarkeiten strebende Gustave mit seinen vierzig bis fünfzigtausend Franken Schulden, der schon in einer schmutzigen Geschichte mit Schuldscheinen an Germaine Coeur verwickelt war.

Ein anderer armer Teufel that Frau Karoline herzlich leid, nämlich der Kommissionär Massias, — und Gott weiß, ob sie sonst für diese Vermittler der Lüge und des Betrugs mitleidig war! Aber sie hatte auch ihn gekannt, diesen Mann mit den großen, lachenden Augen, mit der Miene eines geprügelten, gutmütigen Hundes, wenn er durch ganz Paris lief, um einige armselige Aufträge zu erjagen. Eine Zeit lang hatte er sich endlich für einen der Herren des Marktes gehalten, an Saccards Sohlen geheftet dem Spielglück Gewalt angethan, — und nun hatte ihn ein entsetzlicher Sturz aus seinem Traum geweckt, jetzt lag er mit zerschmetterten Rippen zu Boden Er schuldete siebenzigtausend Franken, und er hatte sie bezahlt, obwohl er so gut wie viele andere die Ausnahme des Hazardspieles geltend machen konnte. Statt dessen hatte er bei Freunden Geld geliehen, sein ganzes Leben verpfändet und die erhabene und überflüssige Dummheit begangen, seine Schuld zu zahlen; denn niemand wußte ihm Dank dafür. Im Gegenteil, man zuckte hie und da hinter seinem Rücken die Achseln. Sein Groll äußerte sich nur gegen die Börse; er verfiel wieder in den alten Ekel für sein widerliches Handwerk

und sagte, man müßte ein Jude sein, um es zu etwas zu bringen. Dennoch bequemte er sich, da er einmal dabei war, auch dabei zu bleiben, und ließ die hartnäckige Hoffnung, schließlich doch das große Los zu gewinnen, nicht sinken, so lange sein Auge scharf und seine Beine flink waren.

Die unbekannten Toten auf dem Schlachtfeld, die Opfer ohne Namen und ohne Geschichte erfüllten das Herz Frau Karolinens mit unendlichem Mitleid. Diese waren Legion, die entlegenen Büsche seitwärts, die grasbewachsenen Gräben waren mit ihren Leichen gefüllt, auch hinter jedem Baumstamm lagen verlorene Leichname und angströchelnde Verwundete. Wie viele entsetzliche, stumme Dramen in dem Schwarm der mittellosen kleinen Rentner, der kleinen Aktionäre, die auf den einen Wert ihre gesamten Ersparnisse gesetzt hatten, — ehemalige Hausdiener, bleiche alte Jungfern, die mit ihrer Katze lebten, pensionirte Unterbeamten in der Provinz, deren Leben geregelt war wie eine Uhr, durch Almosengeben verarmte Landpfarrer, alle diese blutarmen Menschen, deren Budget einige Sous beträgt, so viel für Milch, so viel für Brot, ein so genau berechnetes und so kleines Budget, daß der Ausfall von zwei Sous schwere Erschütterungen herbeiführt! Im Nu war alles weg, das Leben abgeschnitten und fortgeweht; greise, zitternde Hände, jeder Arbeit unfähig, tasteten angstvoll im Dunkel umher. Alle diese ruhigen und bescheidenen Existenzen hatte der Krach mit einem Ruck in das Grauen der Not geschleudert! Hundert verzweiflungsvolle Briefe waren aus Vendôme gekommen, wo das Verschwinden

des Renteneinnehmers Fayeux das Unglück noch verschlimmert hatte. Mit den anvertrauten Geldern und Papieren seiner Kunden hatte dieser ein Börsenspiel im großen Umfang getrieben, hatte dann verloren und war mit den noch in seinen Händen befindlichen paar Hunderttausenden durchgebrannt. Rings um Vendôme, in den entferntesten Bauernhäusern hinterließ er Thränen und Elend. Ueberall hatte der Krach die ärmsten Hütten in Mitleidenschaft gezogen. Waren nicht, wie nach den großen Seuchen, die erbarmungswürdigen Opfer die Leute aus jenem Mittelstand der kleinen Sparer, deren Verluste erst die Söhne nach jahrelanger harter Arbeit wieder einholen konnten?

Endlich ging Frau Karoline aus, um sich zu Mazaud zu begeben. Während sie zu Fuß nach der Rue de la Banque hinabschritt, überdachte sie im stillen die wiederholten Schläge, die seit vierzehn Tagen den Makler heimsuchten. Da betrog ihn Fayeux um dreimalhunderttausend Franken, Sabatani hinterließ eine unbezahlte Rechnung von fast doppeltem Betrag, der Marquis de Bohain und die Baronin weigerten sich, zusammen über eine Million Differenzen zu begleichen, die Gant Sédille brachte ihn etwa um die gleiche Summe, dazu kamen noch die acht Millionen, welche ihm die Universelle schuldete, diese acht Millionen, für die er Saccard in Kost genommen hatte, — dieser entsetzliche Verlust, diese gähnende Kluft, die ihn stündlich vor den Augen der angstvoll harrenden Börse zu verschlingen drohte. Zweimal war bereits das Gerücht von der Katastrophe umgegangen. Zu dieser Fülle von Mißgeschick war ein

letztes Unglück hinzugekommen, und dies war der Tropfen Wasser, von dem das Gefäß überlaufen sollte: man hatte vor zwei Tagen Mazauds Gehilfen, Flory, verhaftet und der Unterschlagung von hundertundachtzigtausend Franken bezichtigt. Nach und nach hatten sich eben die Anforderungen des Fräulein Chüchü, der ehemaligen Figurantin, jener mageren Heuschrecke des Pariser Pflasters, gesteigert: zuerst wenig kostspielige Vergnügungspartien, dann die Wohnung in der Rue Condorcet, dann Juwelen und echte Spitzen. Was den unglückseligen verliebten Burschen auf Abwege geführt hatte, war sein erster Gewinn von zehntausend Franken nach Sadowa, dieses so rasch gewonnene und so rasch zerronnene Vergnügungsgeld. Dann war mehr Geld nötig geworden, immer mehr Geld in der Leidenschaft für das so kostspielig gewordene Weib. Das Auffallende war aber, daß Flory seinen Chef lediglich bestohlen hatte, um bei einem andern Makler seine Spielschuld zu begleichen, eine merkwürdige Redlichkeit, die scheue Angst vor sofortiger Exekution, wohl auch die Hoffnung, den Diebstahl zu verdecken und durch irgend eine wunderbare Operation das Loch auszufüllen. Im Gefängnis hatte er nach einem grauenhaften Erwachen in Schmach und Verzweiflung reichliche Thränen vergossen. Man erzählte auch, daß seine arme Mutter, die am gleichen Morgen aus Saintes eingetroffen und in einem befreundeten Hause abgestiegen war, um ihn zu besuchen, vor Gram jetzt krank lag.

„Welches merkwürdige Ding ist doch das Spielglück!“ dachte Frau Karoline beim Ueberschreiten des Börsenplatzes. Zuerst der ungewöhnliche Erfolg der Universelle,

dieses rasche Hinansteigen zum Triumph, zur Eroberung und zur Herrschaft in weniger als vier Jahren; dann dieser plötzliche Sturz des in Monatsfrist zu Staub gewordenen Riesengebäudes, dies alles erfüllte sie immer noch mit stummem Entsetzen. War das nicht auch Mazauds Lebensgeschichte? Noch nie hatte, fürwahr, einem Mann das Schicksal so gelächelt. Wechselmakler mit zweiunddreißig Jahren, schon durch den Tod seines Oheims sehr reich, glücklicher Gatte einer reizenden Frau, die ihn verehrte und mit zwei schönen Kindern beschenkt hatte, war er auch noch ein hübscher Mann und gewann mit jedem Tage im Parket eine angesehenere Stellung durch seine Beziehungen, seine Rührigkeit, seinen wahrhaft erstaunlichen Spürsinn, sogar durch seine schrille Stimme, die scharf wie eine Querpfeife war und so berühmt wie Jacobys Donnerbaß. Und jetzt war seine Stellung jählings erschüttert, jetzt stand er am Rande des Abgrundes, genügte ein Windhauch, um ihn hineinzustürzen. Und doch — gespielt hatte er nicht, immer noch durch seinen Feuereifer für die Arbeit und seine jugendliche Aengstlichkeit davor bewahrt. Im offenen, ehrlichen Kampf fiel er, durch seine Unerfahrenheit und Leidenschaft, weil er anderen zu sehr getraut hatte Uebrigens nahm die Sympathie für ihn nicht im geringsten ab, man behauptete sogar, er könnte sich herausarbeiten, wenn er große Kühnheit entwickelte.

Als Frau Karoline ins Makleramt eintrat, war der Geruch des Ruins, der Schauder heimlicher Angst in den still gewordenen Geschäftsräumen deutlich wahrzunehmen. Beim Betreten des Kassenraumes sah sie etwa

zwanzig Personen, eine ganze wartende Menge stehen, während der Barkassirer und der Effektenverwalter mit säumig gewordener Hand den Verpflichtungen des Hauses noch nachkamen und die letzten Schubladen entleerten. Durch die halboffene Thüre erschien ihr die Abrechnungsstelle wie eingeschlafen, die sieben Angestellten lasen die Zeitung, da seit der Geschäftslosigkeit der Börse nur noch wenige Geschäfte zu überschreiben waren. Nur in der Barabteilung herrschte noch einiges Leben. Berthier, der Prokurist, empfing sie dort selbst, blaß vor Aufregung über das Unglück des Hauses.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie Herrn Mazaud sprechen können ... Er ist etwas leidend, er hat sich erkältet, indem er die ganze vorige Nacht ohne Feuer arbeitete, und ist jetzt in seine Wohnung hinuntergegangen, um etwas zu ruhen."

Frau Karoline wollte nicht weichen.

„Bitte, mein Herr, machen Sie, daß ich einige Worte mit ihm sprechen kann . . . Vielleicht steht das Heil meines Bruders auf dem Spiel. Herr Mazaud weiß ganz genau, daß mein Bruder sich nie um die Börsengeschäfte gekümmert hat, und sein Zeugnis wäre von großem Belang . . . Andererseits habe ich ihn wegen einiger Ziffern befragen wollen, er allein kann mir über gewisse Papiere Auskunft geben."

Immer noch zögernd ersuchte sie Berthier schließlich, in das Arbeitszimmer des Prinzipals einzutreten.

„Warten Sie hier ein wenig, gnädige Frau, ich werde sofort nachsehen."

In diesem Zimmer empfand Frau Karoline that-

sächlich ein heftiges Kältegefühl. Das Feuer mußte seit dem gestrigen Abend ausgestorben sein, und noch hatte niemand daran gedacht, es neu anzuzünden. Was ihr noch mehr auffiel, war die tadellose Ordnung, welche herrschte, als ob die ganze Nacht und der ganze Vormittag dazu verwendet worden wären, die Schubladen zu leeren, die überflüssigen Papiere zu vernichten und die aufzubewahrenden zu ordnen. Nirgends Unordnung, nicht ein Aktenbündel, nicht einmal ein Brief lag umher. Auf dem Schreibtisch standen in peinlicher Ordnung das Tintenfaß, die Federnschale, eine große Schreibmappe und mitten darauf ein Bündel mit Notirungszetteln der Firma mit den grünen, hoffnungsfarbigen Zetteln. Diese kahle Oede und drückende Stille hauchten eine unbegrenzte Traurigkeit aus.

Nach einigen Minuten kam Berthier zurück.

„Gnädige Frau, ich habe zweimal geläutet und wage nicht, zudringlich zu sein... Beim Heruntergehen überlegen Sie sich, ob Sie selbst schellen wollen; aber ich möchte Ihnen eher raten, noch einmal zu kommen.“

Frau Karoline mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerks war sie noch unschlüssig und streckte sogar die Hand nach der Klingel aus. Sie schickte sich schließlich zum Weggehen an, als ein Aufschrei, ein Jammern, ein dumpfes Tosen im Innern der Wohnung sie festbannte. Die Thüre wurde rasch aufgerissen, ein Diener stürzte voll Entsetzen heraus und verschwand in der Treppe, indem er stotterte:

„Mein Gott, mein Gott, der Herr...“

Sie blieb vor dieser klaffenden Thüre wie angewurzelt stehen, aus welcher jetzt deutlich ein Klagelaut entsetzlichen Schmerzes herauskam. Es überlief sie ganz kalt, sie erriet, was drinnen geschehen, vor ihrem Auge stieg es deutlich auf. Zuerst wollte sie fliehen; aber sie vermochte es nicht, außer sich vor Mitleid und unwiderstehlich von dem Bedürfnis erfaßt, das Geschehene zu sehen und den Beitrag auch ihrer Thränen zu spenden.

Sie trat ein, fand alle Thüren weit geöffnet, und kam bis zum Salon.

Zwei Dienstboten, wohl die Köchin und die Kammerjungfer, reckten den Hals hinein und stammelten mit schreckensbleichen Gesichtern:

„O, der Herr! O, lieber Gott! o, Gott!"

Das ersterbende Licht des grauen Wintertags drang schwach durch die dicken Seidengardinen herein. Aber im Zimmer war es sehr warm, dicke Holzscheite verglommen langsam im Kamin und beleuchteten die Wände mit grellem rotem Schimmer. Auf einem Tische stand eine Garbe frischer Rosen, ein königlicher Blumenstrauß für die Jahreszeit, den der Wechselmakler tags zuvor seiner Frau mitgebracht hatte; in der Treibhauswärme hatten sich die Blumen voll erschlossen, so daß sie das ganze Zimmer mit ihrem Duft erfüllten. Dieser war gleichsam der Duft des verfeinerten Luxus der ganzen Einrichtung, der süße Geruch des Glückes, des Reichtums und des Liebesfrühlings, welcher vier Jahre lang hier reiche Blüten getrieben hatte. Dort, unter dem rötlichen Schimmer des Feuers lag Mazaud auf dem Rande des Sofas dahingestreckt, den Kopf durch eine

Kugel zerschmettert, die Hand krampfhaft den Griff des Revolvers umfassend, und vor ihm stand seine junge Frau, die herbeigeeilt war, und von ihr kam dieses Jammern, dieser eintönige, wilde Schmerzensschrei, den man von der Treppe her vernehmen konnte. Als der Schuß knallte, hatte sie ihren viereinhalbjährigen Knaben auf dem Arm, seine Händchen hatten vor Entsetzen ihren Hals krampfhaft umklammert; das Töchterchen, das schon sechs Jahre alt war, hatte sich an den Rock der Mutter gehängt und dicht an sie herangeschmiegt. Beide Kindlein schrieen auch aus Leibeskräften, weil sie die Mutter schreien hörten. Sofort wollte Frau Karoline die Kleinen fortführen.

„Gnädige Frau, ich bitte Sie inständig ... gnädige Frau, bleiben Sie nicht hier ..."

Sie selbst zitterte und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Aus Mazauds durchschossenem Kopfe sah sie das Blut sickern und tropfenweise auf den Sammetbezug des Sofas herabfallen, von wo es auf den Teppich herunterrieselte. Auf dem Boden war ein großer Flecken, der immer breiter ward. Es war ihr, als ob dieses Blut heranschliche und ihr Füße und Hände bespritzte.

„Gnädige Frau, ich bitte inständigst, gehen Sie mit mir ..."

Mit ihrem Söhnchen am Halse und dem Töchterchen, das ihren Leib umklammert hielt, blieb das unglückliche Weib taub; sie rührte sich nicht und war so fest auf der Stelle gebannt, daß keine Macht der Welt sie weggerissen hätte. Alle drei waren blond und frisch wie Milch

und Blut, die Mutter sah so zart und unschuldig wie die Kinder aus. Und in ihrem Entsetzen über den Untergang ihrer Seligkeit, angesichts dieser jähen Vernichtung des fürs ganze Leben bestimmten Glücks stieß sie fort und fort ihren lautgellenden Schrei aus, ein Aufheulen ihres ganzen grauenhaften Schmerzes.

Jetzt sank Frau Karoline schluchzend und stammelnd auf die Kniee nieder.

„O, gnädige Frau, Sie zerreißen mir das Herz. Um Gottes Willen, entreißen Sie sich diesem Anblick, kommen Sie mit mir in das Zimmer nebenan! Lassen Sie mich versuchen, etwas von Ihrem Leid zu mildern ...“

Aber die unheimliche, jammernde Gruppe rührte sich nicht, diese Mutter mit den beiden sich gleichsam in ihren Leib hineinpressenden Kleinen, die mit ihren flatternden langen Haaren regungslos blieben. Und immer das gleiche, grausige Aufheulen, das Jammern über das vergossene Blut, wie es aus dem Walde dringt, wenn die Jäger den Vater erlegt haben.

Frau Karoline hatte sich erhoben. In ihrem Kopfe wirbelte es bunt. Sie hörte Schritte, Stimmen, wohl die Ankunft eines Arztes, der den eingetretenen Tod feststellte. Es duldete sie nicht länger hier, sie entfloh, verfolgt von dem nie endenden, entsetzlichen Jammern und glaubte es selbst auf dem Gehweg und bei dem Rollen der Wagen zu vernehmen.

Der Himmel erblaßte, es war kalt; sie hemmte ihre Schritte, aus Furcht, man möchte sie wegen ihres verstörten Aussehens für eine Mörderin halten und verhaften. Alles Geschehene stieg in ihr wieder auf, die

ganze Geschichte des ungeheuerlichen Zusammensturzes der zweihundert Millionen, der so viel Ruinen aufhäufte und so viele Opfer zermalmte. Welche geheimnisvolle Kraft hatte so jäh diesen goldenen Turm zerstört, nachdem sie ihn so rasch errichtet hatte? Die gleichen Hände, die ihn erbauten, schienen in einem Anfall von Wahnsinn dagegen gewütet zu haben, daß kein Stein auf dem andern blieb. Allenthalben erhob sich Schmerzensgeschrei, krachten Vermögen mit dem Getöse der Schuttwagen zusammen, die man auf einem Lagerplatz ablädt. Da waren die letzten Landgüter der Beauvilliers, die einzeln zusammengescharrten Sous der Ersparnisse Dejoies, die in der Großindustrie erzielten Gewinne Sédilles, die Jahreszinsen der vom Geschäft zurückgezogenen Maugendres, — alles bunt durcheinander polternd in dieselbe Kloake geworfen, die nichts auszufüllen vermochte. Ferner Jantrou in Alkohol ertränkt, die Sandorff im Kote untergegangen, Massias in die elende Thätigkeit eines Jagdhundes zurückgesunken und durch seine Schulden zeitlebens an die Börse gekettet; dann Flory als Dieb im Gefängnis, um seine verliebten Schwachheiten zu büßen; dort flohen Sabatani und Fayeux im Galopp, aus Furcht vor den Gendarmen; — dann auch das viel bejammernswertere und herzzerreißendere Los der unbekannten Opfer, der großen Herde aller Ungenannten, die durch den Krach verarmt, in ihrer Verlassenheit vor Kälte schauerten und vor Hunger aufschrieen. Und endlich der Selbstmord, Pistolenschüsse an allen vier Ecken von Paris, das zerschmetterte Haupt Mazauds, das Blut Mazauds, das mitten im Luxus und im Rosenduft

tropfenweise die Frau und die Kleinen bespritzte, die vor Schmerz aufheulten.

Alles, was sie seit den letzten Wochen gesehen und gehört hatte, machte sich jetzt aus dem wunden Herzen der Frau Karoline in einem Schrei des Abscheus gegen Saccard Luft. Schweigen konnte sie nicht mehr, ebensowenig ihn als nicht vorhanden beiseite setzen, um der Notwendigkeit überhoben zu sein, zu richten und zu verdammen. Er allein war der Schuldige. Aus jedem dieser aufgehäuften Unglücksschläge, vor deren entsetzenerregender Menge sie erschreckte, stieg diese Anklage hervor. Sie fluchte ihm, ihr so lange verhaltener Zorn und ihre Entrüstung strömten über und wurden zu glühendem Haß und Racheburst. Wo blieb denn die Liebe zu ihrem Bruder, da sie so lange gezögert hatte, den schrecklichen Menschen zu hassen, der allein alles Unglück angerichtet hatte? Ihr guter Bruder, dieser Mann ohne Arg und Falsch, dieser so ehrliche und so rechtliche rastlose Arbeiter, er war nunmehr mit dem unaustilgbaren Makel der Gefängnisstrafe behaftet, — und dieses über allen anderen teure und schmerzliche Opfer hätte sie fast vergessen! Nein! nie sollte Saccard Vergebung finden, nimmermehr jemand für ihn einzutreten wagen, selbst die nicht, die in ihrem Glauben an ihn nicht wankend waren, oder die von ihm nur die Herzensgüte kannten. Einsam und verachtet möge er einst sterben!

Frau Karoline blickte vom Boden auf. Sie war am Börsenplatz angelangt und sah die Börse vor sich stehen. Die Dämmerung sank, der mit Nebel überzogene Winter-

himmel gab dem Gebäude einen Hintergrund von dichtem Rauch, eine dunkelrote Wolke, welche aus dem Brande und dem Staub einer erstürmten Stadt zu bestehen schien. Und grau und düster hob sich die Börse selbst ab, in Schwermut getaucht durch die Katastrophe, die sie seit einem Monate einer durch Hungersnot geleerten Markthalle gleich verödet und allen Winden preisgegeben stehen ließ. Das war die unausbleibliche, periodisch wiederkehrende verheerende Seuche, die alle zehn bis fünfzehn Jahre an den sogenannten schwarzen Freitagen den Markt rein fegt und den Boden mit Schutt bedeckt. Jahre müssen vergehen, ehe das Vertrauen von neuem erwacht und die großen Bankhäuser wieder aufgebaut werden, bis dann die allmälich angefachte Spielleidenschaft wieder hell auflodert, die Geschichte von vorne anfängt und eine neue Krisis herbeiführt, die in einem neuen Krach alles vernichtet. Diesmal aber kündete hinter jenem rötlichen Dunst am Horizont ein dumpfes, gewaltiges Krachen in dem fernen Trubel der Hauptstadt den nahen Untergang einer Welt.

Zwölftes Kapitel.

Die Untersuchung ging sehr langsam vor sich. Schon sieben Monate waren seit der Verhaftung Saccards und Hamelins verflossen, ohne daß die Verhandlung angesetzt werden konnte. Um Mitte September sollte Frau Karoline, die zweimal wöchentlich ihren Bruder zu besuchen pflegte, an einem Montag gegen drei Uhr nach der Conciergerie sich begeben. Nie sprach sie Saccards Namen aus; auf die dringenden Bitten um einen Besuch, welche er ihr zukommen ließ, hatte sie zehnmal mit einer förmlichen Weigerung geantwortet. Für sie war der Mann nicht mehr vorhanden, sie war unbeugsam in ihrem Gerechtigkeitsgefühl. Sie hoffte immer noch ihren Bruder zu retten und war deshalb an den Besuchstagen ganz heiter gestimmt; sie freute sich darauf, von ihren zuletzt unternommenen Schritten zu erzählen und dem Gefangenen einen dicken Strauß seiner Lieblingsblumen mitzubringen.

An jenem Montag legte sie morgens ein Bündel roter Nelken zurecht, als die alte Sophie, die Magd der Fürstin von Orviedo, herunterkam und bestellte, daß die gnädige Frau sie sofort zu sprechen wünschte. Erstaunt und von unbestimmter Angst getrieben, beeilte sie sich, hinaufzugehen. Schon mehrere Monate hatte sie die

Fürstin nicht gesehen, da sie sofort nach dem Krach der Universelle von ihrem Posten als Schriftführerin für das Heim der Arbeit zurückgetreten war. Sie ging nur noch von Zeit zu Zeit nach dem Boulevard Bineau, um den heimtückisch blickenden Victor zu besuchen, der von der straffen Zucht endlich gebändigt schien, obgleich seine stärker entwickelte linke Wange den Mund zu einem steten Grinsen voll höhnischer Roheit verzog. Sofort stieg in ihr die Ahnung auf, man lasse sie Victors wegen rufen.

Die Fürstin von Orviedo war endlich verarmt. Kaum zehn Jahre hatten genügt, um die aus den Taschen leichtgläubiger Aktionäre gestohlenen dreihundert Millionen des fürstlichen Erbes den Armen zurückzuerstatten. Wenn sie fünf Jahre gebraucht hatte, um die ersten hundert Millionen in unsinniger Wohlthätigkeit zu vergeuden, so hatte sie es in vierundeinhalb weiteren Jahren fertig gebracht, die zweihundert übrigen in Gründungen von noch ausschweifenderem Luxus zu verschwenden. Zu dem „Heim der Arbeit", zur „Marienkrippe", zur „Waisenanstalt zum Heiligen Josef", zum „Pfründnerhaus" in Chatillon und zum „Krankenhaus" der Vorstadt Saint Marceau war verschiedenes hinzugekommen: eine „landwirtschaftliche Musterschule" bei Evreux, zwei „Pflegehäuser für genesende Kinder" am Strande des Aermelkanals, ein neues „Greisenasyl" in Nizza, ferner Krankenhäuser, Arbeiterwohnhäuser an allen Ecken und Enden Frankreichs, Volksbibliotheken und Schulen, der namhaften Schenkungen an bereits bestehende Wohlthätigkeitsanstalten gar nicht zu gedenken. Ueberall der gleiche Gedanke und der gleiche Wille einer königlichen Zurück-

erstattung des geraubten Gutes, nichts von einem den Armen aus Mitleid oder Furcht hingeworfenen Stück Brot; vielmehr sollte voller Lebensgenuß und Ueberfluß, alles Gute und Schöne den Niedrigen zu teil werden, die nichts haben, den Schwachen, die von den Starken um ihren Anteil an des Lebens Freude betrogen sind, — kurz, die Paläste der Glücklichen sollten den Bettlern und Landstreichern weit aufgethan werden, damit auch sie in Seide schlafen und aus goldenen Schüsseln essen dürfen. Zehn Jahre lang hatte der Millionenregen angehalten, Speisesäle aus Marmor, heitere Schlafräume mit hellen Malereien, großartige louvreähnliche Fassaden, blühende Gärten voll seltener Pflanzen, zehn Jahre voll prächtiger Arbeiten, in einem unglaublichen Durcheinander von Unternehmern und Baumeistern. Und nun war sie herzlich froh und durch das Bewußtsein hoch beglückt, ihre Hände seien nunmehr rein, kein Sou, kein Centime mehr übrig. Sie hatte sogar das erstaunliche Kunststück fertig gebracht, Schulden zu machen, und sie wurde wegen einiger auf etliche hunderttausend Franken sich belaufenden Rückstände verfolgt, ohne daß es ihrem Sachwalter gelingen wollte, in der endgiltigen Zerbröckelung des nach allen vier Winden des Almosens hinausgeworfenen Riesenvermögens die Summe aufzubringen. Deshalb kündete ein großes Schild über dem Thorweg die Versteigerung des Hotel Orviedo an; das war der letzte Besenstrich, der die letzten Spuren jenes im blutigen Kot der Börsenräubereien aufgelesenen Sündengeldes tilgen sollte.

Oben erwartete die alte Sophie Frau Karoline. Sie

war immerwährend in wütender Stimmung und brummte den ganzen Tag: sie hatte es ja gesagt, die Fürstin würde schließlich kein Bett mehr behalten; hätte sie nicht eher sich wieder verheiraten und mit einem andern Manne Kinder bekommen sollen, da ihr das Herz ja ausschließlich daran hing? Für sich selbst brauchte sie zwar nicht zu klagen und zu sorgen, denn sie hatte längst eine Jahresrente von zweitausend Franken erhalten, die sie jetzt in ihrer Heimat bei Angoulême zu verzehren gedachte. Aber der Zorn übermannte sie bei dem Gedanken, daß die Fürstin sich nicht einmal die wenigen Sous vorbehalten hatte, die sie jeden Morgen für Brot und Milch, ihre einzige Nahrung, brauchte. Daraus entstanden endlose Zwistigkeiten zwischen den beiden Frauen. Die Fürstin pflegte voll gottseliger Hoffnung lächelnd zu antworten, sie brauche ja vom nächsten Monat ab nur noch ein Leichentuch, nach ihrem Eintritt in das Kloster, wo sie sich längst ihren Platz belegt hatte, — ein strengstens von der Welt abgeschlossenes Karmeliterkloster. Ruhe, ewige Ruhe!

Wie Frau Karoline seit vier Jahren die Fürstin gekannt hatte, genau so fand sie dieselbe heute wieder, mit ihrem ewig schwarzen Kleid, das Haar durch ein Spitzenfichu verdeckt, trotz ihrer neununddreißig Jahre noch hübsch mit ihren Perlenzähnen in dem rundlichen Gesicht, aber ihre Gesichtsfarbe war gelblich, ihr Fleisch wie nach zehnjähriger Klostereinschließung abgestorben. Die enge Stube, ähnlich dem Geschäftszimmer eines Gerichtsvollziehers in einer Provinzstadt, hatte sich seitdem mit einem noch unentwirrbareren Haufen von Papieren gefüllt, Pläne, Rechnungen, Aktenbündel, das

gesamte für diese Verschwendung von dreihundert Millionen verschriebene Papier.

„Frau Karoline," begann die Fürstin mit ihrer milden und langsamen Stimme, die von keiner Erregung mehr erbebte, „ich wollte Ihnen selbst eine Nachricht mitteilen die mir heute zugegangen ist . . . Es handelt sich um Victor, jenen Jungen, den Sie im ‚Heim der Arbeit' untergebracht haben."

Frau Karolinens Herz begann schmerzlich zu pochen. O, der Unglücksknabe, den sein Vater trotz seiner ausdrücklichen Versprechungen nicht einmal vor seiner Einkerkerung in der Conciergerie besucht hatte, während der Monate, in denen er sein Dasein gekannt hatte! Was sollte jetzt aus ihm werden? Und so sehr sie gegen jeden Gedanken an Saccard kämpfte, immer wieder schweiften sie in dem Gewissenskampf ihrer freiwilligen Mutterschaft zu ihm zurück.

„Es sind gestern entsetzliche Dinge passirt," fuhr die Fürstin fort, „ein Verbrechen, welches durch nichts gesühnt werden kann."

Dann erzählte sie mit ihrer eisigen Ruhe einen grauenhaften Vorfall. Seit drei Tagen lag Victor in der Krankenabteilung, da er unerträgliche Kopfschmerzen vorgeschützt hatte. Der Arzt hatte zwar eine Verstellung aus Faulheit vermutet, aber der Knabe war thatsächlich von häufigen Neuralgien heimgesucht. Nun war Alice von Beauvilliers am fraglichen Nachmittage ohne ihre Mutter in das Heim gekommen, um der dienstthuenden Schwester bei der vierteljährlichen Revision des Arzneischrankes behilflich zu sein. Dieser Schrank stand in dem

Raum zwischen den beiden Krankensälen, dem für Knaben und dem für Mädchen. Im ersteren befand sich Victor allein in einem Bette; die Schwester war auf wenige Minuten fortgegangen und hatte bei ihrer Rückkunft zu ihrer Ueberraschung Alice nicht wieder angetroffen, so daß sie nach kurzem Warten die Vermißte zu suchen begann. Ihr Erstaunen wuchs, als sie wahrnahm, daß die Thüre zum Krankensaal der Knaben inzwischen von innen verriegelt worden war. Was ging denn vor? Sie mußte hinten durch den Gang herumgehen und war beim Betreten des Zimmers vor dem sich darbietenden Anblick entsetzt und starr geblieben. Die junge Gräfin lag halb erwürgt auf dem Bette, ein Tuch über das Gesicht geworfen, um ihr Schreien zu ersticken, ihre unordentlich voraufgestülpten Röcke zeigten die armselige Blöße der vergewaltigten und mit viehischer Rohheit besudelten Jungfrau. Am Boden lag ein leeres Geldtäschchen, Victor war verschwunden. Der Vorgang ließ sich leicht wieder zusammenstellen: Alice war wohl hereingerufen worden und hatte dem fünfzehnjährigen, schon männlich beharten Jungen eine Schale Milch gebracht; dann war der Unhold plötzlich nach jenem schwächlichen Körper und jenem zu langen Halse lüstern geworden und im Hemd aufgesprungen, hatte das Mädchen gewürgt und wie einen Lappen aufs Bett geworfen, vergewaltigt und bestohlen, dann in aller Hast seine Kleider übergeworfen und die Flucht ergriffen. Aber wie viele dunkle Punkte, wie viele verblüffende und unlösbare Fragen! Wie kam's, daß man nichts gehört hatte, kein Ringen und kein Stöhnen? Wie hatten so grauenhafte Dinge sich

so rasch innerhalb kaum zehn Minuten zutragen können? Wie hatte namentlich Victor es fertig gebracht, sich zu flüchten und gewissermaßen spurlos zu verduften? Nach den sorgfältigsten Nachforschungen hatte man nämlich die Gewißheit erlangt, daß er nicht mehr im Hause war. Wahrscheinlich hatte er seinen Weg über den Bädersaal genommen, der auf den Gang mündete und dessen Fenster über einer Reihe übereinander getürmter Dächer sich öffneten, die bis zum Boulevard führten; indessen bot ein solcher Weg derartige Gefahren, daß viele nicht glauben wollten, ein menschliches Wesen könnte ihn genommen haben. Alice war zu ihrer Mutter gebracht worden und hütete das Bett, zerschunden, halb bewußtlos, schluchzend und von hochgradigem Fieber geschüttelt.

Bei dieser Erzählung war Frau Karoline so betroffen, daß alles Blut in ihrem Herzen zu Eis zu erstarren schien. Eine Erinnerung war in ihr erwacht, und eine grausige Aehnlichkeit zwischen einst und jetzt erfüllte sie mit Schrecken: einst vergewaltigte Saccard die armselige Rosalie auf einer Treppe und verrenkte ihr die Schulter im Augenblick der Empfängnis dieses Knaben, welcher gewissermaßen eine schiefgedrückte Wange davongetragen hatte; und heute vergewaltigte Victor das erste beste Mädchen, welches der Zufall ihm zutrieb. Welche zwecklose Tücke des Schicksals! Dieses so sanfte Mädchen, dieser trostlose Sproß eines erlöschenden Stammes, ein Mädchen, das im Begriff war, sich Gott zu weihen, weil sie nicht wie die anderen Mädchen einen Gatten bekommen konnte! Welches unsinnige und grauenhafte Zusammentreffen! Warum mußte das eine am andern zerschellen?

„Ihnen will ich keinen Vorwurf machen, Frau Karoline,“ schloß die Fürstin, „denn es wäre ungerecht, Ihnen die geringste Verantwortlichkeit aufzubürden, aber Sie hatten da wirklich einen ganz entsetzlichen Schützling.“

Und als fände eine stille Gedankenverbindung in ihrem Geiste statt, fuhr sie fort:

„Man lebt nicht ungestraft in gewissen Umgebungen ... Ich selbst habe die größten Gewissensstörungen empfunden und mich als Mitschuldige gefühlt, als neulich diese Bank zusammenstürzte und so viel Verderben und Unheil aufhäufte. Nein, ich hätte nicht zugeben sollen, daß mein Haus die Wiege einer derartigen Scheußlichkeit würde ... Nun, das Unglück ist geschehen, das Haus soll geläutert werden, und ich, — o! ich gehöre nicht mehr zu dieser Welt, Gott wird mir verzeihen!“

Das schmerzliche Lächeln der endlich erfüllten Hoffnung erschien wieder auf ihren Lippen; mit ihrer Handbewegung entsagte sie der Welt, sie wollte wie eine unsichtbare, gütige Göttin für immer verschwinden.

Frau Karoline hatte die Hand der Fürstin ergriffen. Sie drückte sie fest und küßte sie, durch Gewissensbisse und Mitleid derart verwirrt, daß sie nur zusammenhanglose Worte stotterte.

„Sie haben unrecht, mich freizusprechen, ich bin schuldig ... Das unglückliche Mädchen, ich will es sehen, ich eile sofort zu ihr ...“

Sie ging fort und ließ die Fürstin mit ihrer alten Magd allein, die nun für die große Reise zu packen

begann, welche nach vierzigjährigem Zusammenleben beide Frauen trennen sollte.

Drei Tage zuvor, am Samstag, hatte die Gräfin von Beauvilliers sich endlich entschlossen, ihr Haus den Gläubigern zu überlassen. Seit sechs Monaten brachte sie die Zinsen der Hypotheken nicht mehr auf und war dadurch in eine unerträgliche Lage geraten; sie mußte allerlei Unkosten zahlen und lebte unter der steten Drohung eines gerichtlichen Zwangsverkaufs; ihr eigener Sachwalter hatte ihr den Rat gegeben, alles im Stich zu lassen und sich in eine bescheidene Wohnung zurückzuziehen, wo sie ohne Aufwand leben konnte, während er die Schulden zu liquidiren sich bemühte. Sie hätte nimmermehr nachgegeben und wäre vielleicht eigensinnig darauf beharrt, ihre Stellung, diese Lüge eines unversehrten Vermögens, bis zur Vernichtung ihres Hauses und bis zum Einsturz des Daches aufrecht zu halten, wenn nicht ein neues Unglück sie niedergeworfen hätte. Ihr Sohn Ferdinand, der letzte der Beauvilliers, jener überflüssige, von allen Aemtern ferngehaltene junge Mann, der unter die päpstlichen Zuaven gegangen war, um seiner Nullität und seinem Müßigang aus dem Wege zu gehen, war ruhmlos in Rom verstorben, nachdem seine Blutarmut und seine von der allzu heißen Sonnenglut mitgenommene Gesundheit ihn gehindert hatten, in Mentana mitzukämpfen, da er schon damals fiebernd und brustkrank darniederlag. Bei dieser Schreckenskunde war im Innern der Gräfin wie eine plötzliche Leere entstanden: ihre ganze Gedankenwelt, ihre ganze Willenskraft waren mit einemmale zusammengestürzt und damit

auch das mühsam aufgebaute Gerüst, welches seit so langen Jahren die Ehre des Namens stolz aufrecht hielt. Vierundzwanzig Stunden genügten; das Haus zeigte Risse, und unter dem Schutt tauchte des Elends grauenvolles Antlitz auf. Man verkaufte das bejahrte Pferd, die Köchin blieb allein im Dienst, ging mit einer schmutzigen Schürze auf den Markt, holte für zwei Sous Butter und ein Liter weiße Bohnen; die Gräfin wurde mit kotbespritztem Rock und mit Stiefeln auf der Straße gesehen, welche das Wasser durchließen. Ueber Nacht war die Dürftigkeit hereingebrochen, bei dieser Frau, die noch an die gute alte Zeit glaubte und gegen ihr Jahrhundert ankämpfte, hatte das Unglück sogar den Stolz hinweggeweht. Sie hatte sich mit ihrer Tochter nach der Rue de la Tour-des-Dames zu einer ehemaligen Kleidertrödlerin geflüchtet, die fromm geworden war und möblirte Zimmer an Geistliche vermietete. Dort bewohnten beide Frauen ein großes, ödes Zimmer mit einem verschlossenen Alkoven im Hintergrund, eine Wohnung voll würdigen und traurigen Elends. Im Alkoven standen zwei schmale Bettchen, und wenn die beiden Alkovflügel, welche dieselben Tapeten hatten wie die Zimmerwände, geschlossen waren, verwandelte sich das Zimmer in einen Salon. Diese günstige Einrichtung hatte sie einigermaßen getröstet.

An jenem Samstag hatte die Gräfin Beauvilliers sich kaum seit zwei Stunden in dieser Wohnung niedergelassen, als ein unerwarteter und ungewöhnlicher Besuch sie in neue Angst versetzte.

Zum Glück war Alice gerade ausgegangen. Mit

seinem breiten und schmutzigen Gesicht, seinem schmierigen Rock, seiner zu einem Strick gedrehten weißen Halsbinde, stand Busch vor der Gräfin. Sein Spürsinn hatte ihm wohl den günstigen Zeitpunkt verraten und in ihm den Entschluß gereift, endlich die alte Geschichte mit dem Schuldschein von zehntausend Franken an die Léonie Cron zum Abschluß zu bringen. Mit einem Blick auf die Wohnung hatte er die Lage der Witwe erkannt, sollte er etwa zu lange gewartet haben? Als Mann, der gelegentlich höflich und geduldig sein kann, hatte er der entsetzten Gräfin den Fall ausführlich auseinander gesetzt. Das war doch wohl die Schrift des Grafen? Dadurch wurde die Angelegenheit völlig klar: eine Leidenschaft des Grafen für das betreffende Mädchen, das schlaue Mittel, sie zuerst zu födern und dann los zu werden. Er hatte nicht einmal verschwiegen, daß er sie nach bald fünfzehn Jahren nicht für gesetzlich verpflichtet hielt, den Schein einzulösen. Allein er sei bloß der Vertreter seiner Klientin und wisse, daß diese die Gerichte anzurufen und einen ganz grauenhaften Skandal zu erregen entschlossen wäre, wenn man sich nicht mit ihr abfand. Schreckensbleich und ins innerste Herz getroffen durch diese wiedererstehende scheußliche Vergangenheit, sprach die Gräfin ihre Verwunderung aus, daß man so lange gezögert hätte; da hatte Busch eine lange Geschichte erfunden, der Schein sei verloren und auf dem Boden eines Koffers wiedergefunden worden. Als die Gräfin sich endgiltig weigerte, auf das Ansinnen einzugehen, war er zwar immer noch höflich, aber mit dem Versprechen weggegangen, er werde mit seiner Klientin

wiederkommen, nicht am folgenden Tag, — da diese das Haus, in dem sie arbeitete, Sonntags nicht gut verlassen konnte, aber sicherlich nächsten Montag oder Dienstag.

Am Montag hatte die Gräfin über dem entsetzlichen Abenteuer, das ihrer Tochter zugestoßen war, diesen schlecht gekleideten Mann und seine grausame Geschichte vergessen und wachte mit ihren Augen, die vor Thränen blind waren, am Lager ihrer Tochter, die man wild phantasirend nach Hause gebracht hatte. Alice war endlich eingeschlafen, und die Mutter hatte sich erschöpft und von der Wucht der wiederholten Schicksalsschläge niedergeschmettert auf einen Stuhl gesetzt, als Busch, diesmal von Léonide begleitet, von neuem eintrat.

„Gnädige Frau, hier ist meine Klientin, wir müssen nun zu Ende kommen."

Beim Anblick der Dirne war die Gräfin zusammengeschaudert. Sie schaute verwundert auf die Person mit der auffallenden Kleidung, mit den struppigen schwarzen Haaren, die bis auf die Augenbrauen niederfielen, mit dem breiten und schlaffen Gesicht; aus ihrer ganzen, durch zehnjährige Prostitution heruntergekommenen Erscheinung sprach die widerlichste Verworfenheit. Dieser Anblick folterte sie, nach so vielen Jahren des Vergessens und des Verzeihens litt ihr Frauenstolz unsäglich. Großer Gott! mit solchen Geschöpfen, die so tief sinken sollten, verriet sie einst der Graf!

„Wir müssen zum Schluß kommen," betonte Busch scharf, „denn meine Klientin ist in der Rue Feydeau sehr in Anspruch genommen."

„Rue Feydeau?“ sprach die Gräfin nach, ohne zu verstehen.

„Nun ja, dort ist sie ... Dort ist sie in einem öffentlichen Hause.“

Entsetzt eilte die Gräfin mit zitternder Hand den offen gebliebenen Flügel des Alkovens zu schließen. Alice hatte in ihrem Fieber unter der Bettdecke sich leise geregt. Wenn sie nur wieder einschlief, wenn sie nur nichts sah und nichts hörte!

Schon fuhr Busch fort: „So ist die Sache, Frau Gräfin, verstehen Sie mich wohl ... Das Fräulein hier hat mir die Sache übertragen, ich bin ihr Vertreter, sonst nichts, darum habe ich verlangt, daß sie selbst mitkam, um ihre Ansprüche geltend zu machen ... Nun, Léonide, erzählen Sie!“

Unruhig und unbehaglich in dieser ihr aufgedrungenen Rolle schaute sie mit ihren großen, trüben Augen eines geprügelten Pudels fragend auf Busch; aber die Aussicht auf die versprochenen tausend Franken wirkte bestimmend. Während er den Schuldschein des Grafen abermals entfaltete und ausbreitete, begann sie mit heiserer, vom Alkohol verwüsteter Stimme:

„Ganz recht, das ist das Papier, welches Herr Karl mir gegeben hat. Ich war die Tochter des Wagners, die Tochter von Cron dem Hahnrei, wie man ihn nannte, Sie wissen ja, Madame? ... Und da war Herr Karl immer hinter mir her und machte mir schmutzige Zumutungen. Mich ekelte das an; wenn man jung ist, nicht wahr, und noch unerfahren, so ist man gegen die alten Herren nicht zuvorkommend ... Da hat Herr Karl

mir eines Abends, nachdem er mich in den Stall mitgenommen hatte, das Papier eingehändigt ..."

Die Gräfin stand aufrecht, wie eine Gekreuzigte, und ließ die Dirne reden. Da schien es ihr, als habe sie im Alkoven ein Stöhnen gehört. Mit verzweifelter Geberde rief sie:

„Schweigen Sie!"

Aber Léonide war im besten Zug und wollte ausreden.

„Es ist doch nicht redlich, wenn man nicht zahlen will, ein unschuldiges Mädchen zu verführen... Ja, Madame, Ihr Herr Karl war ein Gauner. Das ist die Ansicht aller Frauenzimmer, denen ich die Geschichte erzähle ... Und Sie können mir glauben, das ist schon das Geld wert."

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" rief die Gräfin wütend und hob beide Arme empor, wie um die Dirne zu zermalmen, wenn sie weiter redete.

Léonide bekam Angst und hob mit der instinktiven Bewegung der an Ohrfeigen gewöhnten Dirnen den Ellenbogen herauf, um ihr Gesicht zu decken. Eine gewitterschwüle Pause trat ein, während welcher ein neues Stöhnen, ein leiser Ton von erstickten Thränen aus dem Alkoven zu kommen schien.

„Was wollen Sie endlich?" fragte die Gräfin bebend mit leiserer Stimme.

Jetzt mischte Busch sich wieder ein.

„Nun, Frau Gräfin, das Mädchen will bezahlt sein. Sie hat auch recht, die Unglückliche, wenn sie sagt, daß der Herr Graf von Beauvilliers gegen sie recht schlecht gehandelt hat. Es ist ganz gewöhnlicher Betrug."

„Nie werde ich eine derartige Schuld bezahlen.“

„Dann wollen wir einen Wagen nehmen und sofort nach dem Justizpalaste fahren, wo ich die bereits aufgesetzte Klage einreichen werde. Hier ist sie ... Alle Thatsachen, die das Fräulein soeben erzählt hat, sind darin aufgezeichnet.“

„Mein Herr, das ist eine schauderhafte Erpressung, so etwas thun Sie nicht!“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich werde es vielmehr sofort thun. Geschäfte sind eben Geschäfte!“

Eine grenzenlose Mattigkeit, eine unüberwindliche Entmutigung bemächtigte sich jetzt der Gräfin. Der letzte Stolz, der sie aufrecht hielt, war gebrochen, ihre ganze Heftigkeit, ihre ganze Willenskraft sank mit einemmale zusammen, sie faltete die Hände und stotterte:

„Aber sehen Sie doch, wie weit wir sind, schauen Sie sich in diesem Zimmer um ... Wir haben nichts mehr, vielleicht bleibt uns morgen nichts mehr übrig zum essen ... Wo soll ich das Geld hernehmen? Zehntausend Franken, großer Gott!“

Busch lächelte wie ein Mann, der unter solchen Ruinen zu fischen gewohnt ist.

„Feine Damen wie Sie haben immer Hilfsquellen! Wenn man richtig sucht, so findet man.“

Vor einem Augenblick hatte er auf dem Kaminsims ein altes Juwelenkästchen erspäht, welches die Gräfin am Vormittag beim Auspacken hier hatte liegen lassen; mit sicherem Instinkt witterte er Edelsteine darin. Sein Auge erglänzte in solcher Gier, daß die Gräfin der Richtung des Blickes folgte und begriff.

„Nein, nein!“ rief sie, „die Kleinodien niemals!“

Und sie ergriff das Kästchen, wie um es zu verteidigen, diese letzten Kleinodien, die schon so lange Jahre in der Familie waren, diese paar Kleinodien, die sie in ihrer höchsten Not immer noch als einzige Mitgift ihrer Tochter aufbewahrt hatte, und die in der jetzigen Stunde ihre letzten Hilfsmittel waren!

„Nimmermehr, lieber ein Stück von meinem eigenen Fleisch!“

Im gleichen Augenblick trat Frau Karoline nach kurzem Klopfen ein. Sie kam in höchster Erregung daher; beim Anblick dieses unerwarteten Auftritts faßte sie stummes Entsetzen. Mit wenigen Worten hatte sie die Gräfin gebeten, sich ihretwegen nicht stören zu lassen, und hätte sich sofort entfernt, wenn sie nicht die flehende Geberde der Armen zu verstehen geglaubt hätte. Sie trat bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurück. Busch hatte seinen Hut wieder aufgesetzt, während Léonide, der es immer unbehaglicher wurde, der Thüre zuschritt.

„Somit, gnädige Frau, erübrigt nur noch, daß wir uns zurückziehen ...“

Trotzdem zog er sich nicht zurück. Er begann die ganze Geschichte von neuem und in schändlicheren Worten auszudrücken, als wollte er die Gräfin vor der Neuangekommenen noch tiefer erniedrigen, vor dieser Dame, die er seiner geschäftlichen Gewohnheit nach nicht wieder zu erkennen schien.

„Adieu also, Frau Gräfin, wir begeben uns stehenden Fußes nach der Staatsanwaltschaft. Eine ausführliche

Erzählung wird, ehe drei Tage vergehen, in den Zeitungen stehen. Sie haben's so gewollt!"

In den Zeitungen! Dieser schaudererregende Skandal auf den Ruinen ihres Hauses! Es war also nicht genug, daß das uralte Vermögen zu Staub ward, alles miteinander mußte im Kot untergehen! O, die Ehre des Namens wenigstens sollte gerettet werden! Mit mechanischer Bewegung öffnete sie das Kästchen: Ohrgehänge, ein Armband, drei Ringe kamen zum Vorschein, Brillanten und Rubinen mit altmodischen Fassungen.

Busch war eifrig näher getreten. Sein Auge blickte zärtlich und schmeichelnd.

„O, es sind nicht für zehntausend Franken ... Erlauben Sie, daß ich sie ansehe!"

Schon nahm er die Juwelen eins nach dem andern in die Hand, drehte sie hin und her und hob sie zwischen seinen vor Gier zitternden dicken Fingern mit seiner sinnlichen Leidenschaft für Edelsteine ans Licht. Die Reinheit der Rubinen schien ihn vor allem zu entzücken. Und diese alten Brillanten, welches wunderbare Feuer trotz des mitunter ungeschickten Schliffs!

„Sechstausend Franken," sagte er mit der harten Stimme eines Auktionators, indem er unter dieser ziffermäßigen Schätzung seine Erregung verbarg. „Ich berechne nur die Steine, die Fassung ist nur das Einschmelzen wert. Nun, wir wollen uns mit sechstausend Franken begnügen."

Das Opfer war aber gar zu hart für die Gräfin. Ihre Heftigkeit erwachte wieder, sie nahm die Juwelen wieder an sich und hielt sie krampfhaft in den Händen

gepreßt. Nein, nein! Es war zu viel, wenn man von ihr forderte, sie solle noch diese paar Steinchen in den Abgrund werfen, die einzigen Trümmer aus dem Schiffbruch, die Steine, die ihre eigene Mutter getragen und die ihre Tochter am Hochzeitstage tragen sollte. Und heiße Thränen schossen aus ihren Augen und rannen auf ihre Wangen; ihr Schmerz war so tief erschütternd, daß Léonide, deren weiches Herz gerührt war, voll Mitleid Busch am Rockschoß zu zupfen begann, damit er wegginge. Sie wollte fort, das warf sie ja ganz außer Fassung, daß man dieser armen alten Dame, die so herzensgut aussah, so schweres Leid zufügte. Busch verfolgte den Auftritt mit großer Kaltblütigkeit und war jetzt sicher, daß er alles mitnehmen könnte; denn er wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Thränenanfälle bei den Frauen den Schiffbruch der Willenskraft ankünden. Und er wartete geduldig.

Vielleicht hätte der entsetzliche Auftritt noch länger gedauert, wenn nicht in diesem Augenblick wie aus der Ferne eine flehende Stimme in Schluchzen ausgebrochen wäre. Alice rief aus der Tiefe des Alkovens:

„O Mutter, sie bringen mich um! Gib ihnen alles, alles sollen sie mitnehmen! O Mutter, sie sollen fortgehen, sie bringen mich um, bringen mich um!“

Da machte die Gräfin eine Geberde willenloser Verzweiflung; in diesem Augenblick hätte sie ihr ganzes Leben dahingegeben. Ihre Tochter hatte zugehört, ihre Tochter verging vor Scham! Sie warf Busch die Juwelen hin, ließ ihm kaum Zeit, den Schuldschein des Grafen auf den Tisch zu legen und drängte ihn hinter

Léonide, die schon verschwunden war, zur Thür hinaus. Dann öffnete sie den Alkoven und sank auf Alicens Kissen nieder; vernichtet und erschöpft mischten Mutter und Tochter ihre Thränen.

Empört war Frau Karoline einen Augenblick im Begriff gewesen, sich einzumischen. Sollte sie wirklich zugeben, daß der Elende die zwei armen Frauen so ausraubte? Aber sie hatte auch die widerliche Geschichte mit angehört, und was war sonst zu thun, um einen Skandal zu vermeiden? Denn sie wußte, daß er der Mann war, seine Drohungen rücksichtslos zu erfüllen. Sie selbst stand wegen jenes gemeinsamen Geheimnisses mit Saccards Kind beschämt vor ihm. O, diese Fülle des Leids und des Unflats! Es wurde ihr unbehaglich zu Mut: was hatte sie eigentlich hier zu suchen, wenn sie kein tröstendes Wort fand und keine werkthätige Hilfe zu bringen wußte? Alle Worte, die sich über ihre Lippen drängten, jede Frage, jede bloße Anspielung auf den entsetzlichen Vorgang des gestrigen Tages, alles schien ihr verletzend und beschmutzend; in Gegenwart des noch verstörten und wegen der scheußlichen Besudelung halb toten Opfers durfte man so etwas nicht wagen. Welche Unterstützung hätte auch sie hinterlassen können, die nicht wie ein lächerliches Almosen vorgekommen wäre, da auch sie pekuniär zu Grunde gerichtet war und bereits in Geldverlegenheiten dem Ausgang des Prozesses entgegensah?

Schließlich trat sie mit thränenden Augen vor, die Arme weit geöffnet, von grenzenlosem Mitleid erfüllt und in einer fassungslosen Rührung, die ihren ganzen Körper erschütterte.

Diese zwei jammervollen, vernichteten Geschöpfe, die dort im Hintergrund des Alkovens eines gewöhnlichen Logirhauses zusammengesunken waren, das waren also die letzten Ueberbleibsel des einst so mächtigen, fürstlich gebietenden, uralten Hauses der Beauvilliers. Ländereien hatte es besessen, so groß wie ein Königreich, zwanzig Meilen vom Lauf der Loire hatten ihm gehört, nebst Schlössern und Wiesen und Aeckern und Feldern. Dann war allmälich dieser ungeheure Bodenbesitz im Verlauf der Jahrhunderte zusammengeschmolzen, und jetzt hatte die Gräfin die letzten Trümmer desselben in einem der Stürme der modernen Spekulation verschleudert, von der sie nichts verstand: zuerst die Sou für Sou für die Tochter beiseite gelegten zwanzigtausend Franken, dann die auf Les Aublets aufgenommenen sechzigtausend und schließlich das ganze Gut selbst. Das Haus der Rue Saint Lazare würde nicht einmal ausreichen, die Gläubiger zu befriedigen. Ihr Sohn war fern von der Mutter ruhmlos gestorben. Ihre Tochter hatte man todeswund und von einem Banditen besudelt nach Hause gebracht, wie ein überfahrenes Kind, das blutend und kotbedeckt von der Straße heraufgetragen wird. Die Gräfin selbst, in ihrer hageren Größe, mit ihrem Schneehaar und ihrem stolzen, altmodischen Aussehen vor kurzem noch eine hochvornehme Erscheinung, — sie war nur noch eine vernichtete, durch dieses Unheil völlig gebrochene Greisin; Alice, ohne Schönheit und Jugendreiz, mit dem aus dem zerknitterten Hemde hervorschauenden häßlichen Schwanenhals, blickte rings um mit wahnsinnigen Augen, in denen die tödliche Trauer

um ihren letzten Stolz, um die entrissene Jungfrauenehre zu lesen war. Beide Frauen schluchzten weiter und weiter, schluchzten ohne Ende.

Ohne ein Wort zu sprechen, faßte jetzt Frau Karoline die Weinenden in ihre Arme und drückte sie innig ans Herz. Es war das einzige, was ihr in dieser Not einfiel: sie weinte mit. Und die zwei unglücklichen Frauen begriffen, was sie wollte, ihre Thränen flossen reichlicher und sanfter. War auch kein Trost möglich, mußte man nicht trotz alledem das Leben weiter ertragen?

Als Frau Karoline wieder auf der Straße stand, gewahrte sie Busch in eifrigem Gespräch mit der Méchain. Er hatte eine Droschke bei sich, drängte Léonide hinein und fuhr mit ihr von dannen. Frau Karoline wollte weiter eilen, aber die Méchain schritt gerade auf sie zu. Ohne Zweifel hatte sie ihr aufgelauert, denn sie fing ohne weiteres von Victor an und zeigte sich von dem gestrigen Vorgang im Heim der Arbeit bereits unterrichtet. Seitdem Saccard sich geweigert hatte, die viertausend Franken zu zahlen, kam sie nicht mehr aus dem Zorn heraus und grübelte unaufhörlich hin und her, wie sie die Sache noch ausbeuten könnte; im Boulevard Bineau, wo sie häufig in der Hoffnung auf irgend einen einträglichen Zwischenfall nachzufragen pflegte, hatte sie die Geschichte erfahren. Ihr Plan stand wohl fest, denn sie erklärte Frau Karoline, sie wolle sich ungesäumt auf die Suche nach Victor begeben. Dieser Unglücksjunge! Es wäre zu entsetzlich, wenn man ihn seinen bösen Instinkten überließe, man müßte ihn einfangen, falls man ihn nicht eines schönen Tages auf der Anklagebank sehen

wollte. Während dieser Rede blickten ihre in den Fettpolstern des Gesichts verlorenen Aeuglein die „gute Dame" forschend an; sie freute sich ihrer sichtbaren Fassungslosigkeit und versprach sich schon wieder, Geld aus ihr zu pressen, sobald der Junge wieder gefunden wäre.

„Also, Madame, abgemacht, ich will mich der Sache annehmen . . . Falls Sie Nachrichten zu hören wünschten, bemühen Sie sich nicht bis zur Rue Marcadet, sondern kommen Sie einfach zu Herrn Busch, Rue Feydeau, wo Sie mich täglich gegen vier Uhr sicher antreffen."

Mit einer neuen Angst im Herzen kehrte Frau Karoline nach der Rue Saint-Lazare zurück.

Dieser gegen die Menschheit losgelassene, unstät durch die Welt irrende und gehetzte Unhold, — welche Verheerungen würde er wie ein hungriger Wolf im Gewühl der Menschenmenge anrichten, um seiner anererbten Bösartigkeit zu fröhnen? Rasch nahm sie ihr Frühstück und ließ einen Wagen holen. Vor ihrem Besuch in der Conciergerie hatte sie noch Zeit, am Boulevard Bineau vorzusprechen, und sie brannte vor Begier, möglichst bald die näheren Umstände zu erfahren.

Unterwegs, in ihrer wirren Aufregung keimte ein Gedanke auf, der bald ihr ganzes Denken beherrschte: sie wollte zuerst zu Maxime, ihn mit nach dem „Heim der Arbeit" nehmen und dazu nötigen, sich um Victor zu kümmern, dessen Bruder er ja immerhin war. Er allein war noch reich, er allein konnte helfen und in wirksamer Weise sich der Sache annehmen.

Bei ihrer Ankunft in der Avenue der Kaiserin fühlte

sich aber Frau Karoline schon im Vestibül des reichen kleinen Hotels zu Eis erstarren. Tapeziere nahmen Teppiche und Wandbehänge herunter, Diener schützten die Sessel und die Kronleuchter durch Ueberzüge, während aus den durcheinandergewühlten Sächelchen auf den Möbeln, auf den Etagèren ein matter Duft wie von einem am Tage nach dem Ballfest weggeworfenen Blumenstrauß emporstieg. Hinten im Schlafzimmer erschien Maxime zwischen zwei mächtigen Koffern, die der Kammerdiener mit einer wundervollen Wäscheausstattung, reich und zart, wie für eine Braut, vollpackte.

Sobald er ihrer ansichtig wurde, begann er sehr kühl und mit barscher Stimme:

„So? Sie sind es! Sie kommen mir gerade recht, das spart mir die Mühe des Schreibens an Sie. Ich habe dies alles satt und verreise."

„Wie? Sie verreisen?"

„Ja wohl, noch heute abend reise ich ab und lasse mich in Neapel nieder, wo ich den ganzen Winter zubringen will."

Nachdem er mit einem Wink den Diener hinausgeschickt hatte, fuhr er fort:

„Sie glauben vielleicht, daß es mir Spaß macht, seit sechs Monaten einen Vater in der Conciergerie sitzen zu haben! Ich will doch nicht hier bleiben, um ihn auf der Anklagebank zu sehen. Ach! und ich kann das Reisen nicht leiden! Nun, es ist ganz schön dort; ich nehme ungefähr mit, was ich notdürftig brauche, und werde mich vielleicht nicht gar zu sehr langweilen."

Sie sah sich den Menschen an, der tadellos und

hübsch vor ihr stand, sie sah auf die überfüllten Koffer, in denen kein einziges Stück weiblicher Wäsche für eine Gattin oder eine Geliebte mitgenommen wurde, und aus denen nur die Selbstvergötterung schaute. Trotzdem gestattete sie sich die Bemerkung:

„Ich kam eigentlich, um Sie wieder um einen Dienst zu bitten . . .“

Dann erzählte sie ihm die Geschichte mit dem Banditen Victor, der ein Mädchen beraubt und vergewaltigt hatte und nun, aller Verbrechen fähig, auf der Flucht war.

„Wir dürfen ihn nicht im Stich lassen, gehen Sie mit, vereinigen wir unsere Anstrengungen.“

Er ließ sie nicht ausreden, mit fahlem Gesicht und leisem, ängstlichem Zittern, als fühlte er eine schmutzige Hand auf seiner Schulter, rief er aus:

„Ja freilich! das mußte noch kommen! . . . Ein Vater, der stiehlt, ein Bruder, der mordet . . . Ich habe zu lange gezögert, ich wollte schon vorige Woche fort Das ist ja abscheulich, ganz abscheulich, einen Mann wie mich in solche Lage zu bringen!“

Als sie weiter in ihn drang, wurde er geradezu unverschämt:

„Lassen Sie mich doch in Ruhe! Wenn's Ihnen Spaß macht, im ewigen Verdruß zu leben, so bleiben Sie eben darin. Gewarnt hatte ich Sie, es geschieht Ihnen recht, wenn Sie jetzt weinen müssen . . . Ich dagegen, lieber als ich auch nur ein Härchen hergäbe, sehen Sie, lieber wollte ich dieses ganze garstige Gesindel in die Gosse fegen.“

Sie hatte sich erhoben:

„So leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!"

Beim Weggehen sah sie noch, wie er den Diener zurückrief und das sorgfältige Einpacken seines Toilettennecessaires überwachte; sämtliche Stücke waren aus Gold und mit überaus zierlicher Bildarbeit geschmückt, am bemerkenswertesten das Waschbecken mit einem Reigen von Liebesgöttern. Während der eine Bruder abreiste, um unter der hellen Sonne Neapels dem Vergessen und dem Müßiggang zu leben, stieg urplötzlich das Bild des anderen in ihr auf, welcher an einem dunklen Tauwetterabend hungrig und mit einem Dolch in der Faust in irgend einem öden Seitengäßchen von La Villette oder Charonne umherschlich. War das nicht die richtige Antwort auf ihre Frage, ob nicht das Geld allein Bildung, Gesundheit und Verstand gibt? Wenn derselbe menschliche Kot den Untergrund bildet, sollte etwa die ganze Zivilisation in dem einzigen Vorzug bestehen, daß man fein riecht und gut lebt?

Bei ihrer Ankunft im „Heim der Arbeit" fühlte sich Frau Karoline von einem eigentümlichen Gefühl von Auflehnung gegen den ungeheuer übertriebenen Luxus der Anstalt ergriffen. Wozu diese beiden majestätischen Flügel, das Wohnhaus für die Mädchen und das für die Knaben, mit dem monumentalen Pavillon der Verwaltung in der Mitte? Wozu diese Spielplätze, so groß wie Parks? Wozu die Fliese in den Küchen, der Marmor an den Speisesälen, den Treppen und den Gängen, die für einen Palast geräumig genug waren? Wozu die

ganze großartige Mildthätigkeit, wenn man es nicht fertig brachte, in dieser wohlthätigen und gesunden Umgebung ein schiefgewachsenes Wesen aufzurichten, ein mißratenes Menschenkind zu einem gesunden und ehrlichen Manne heranzuziehen?

Sie begab sich ungesäumt zum Hausvater, bestürmte ihn mit Fragen und wollte die geringsten Einzelheiten hören. Aber das Drama blieb unaufgeklärt, er konnte nur wiederholen, was sie bereits durch die Fürstin wußte. Seit dem gestrigen Tage hatten die Nachforschungen im Hause selbst, wie in der Umgebung, ohne den geringsten Erfolg fortgedauert: Victor war schon verschollen, in dem grausigen Dunkel des Unbekannten trabte er durch die große Stadt hin und her. Geld hatte er wohl keins, denn die von ihm geleerte Geldtasche Alices enthielt bloß drei Franken und vier Sous. Uebrigens hatte der Hausvater unterlassen, die Polizei mit der Angelegenheit zu befassen, um den armen Damen von Beauvilliers den öffentlichen Skandal zu ersparen. Dafür sprach Frau Karoline ihren Dank aus und versprach, trotz ihrer heißen Wißbegier bei der Polizeipräfektur keinerlei Schritte zu unternehmen. In ihrer Verzweiflung darüber, daß sie so unwissend fortging, wie sie gekommen war, bekam sie den Einfall, in die Krankenabteilung hinauf zu gehen, um die Schwestern auszufragen. Auch von diesen bekam sie keine bestimmte Auskunft. Dafür aber genoß sie droben in dem kleinen, ruhigen Gemach zwischen dem Schlafsaal der Mädchen und dem der Knaben ein paar Augenblicke tiefinnerlichen Friedens. Ein fröhlicher Lärm stieg herauf, es war die

Zeit der Arbeitspause. Sie wurde sich jetzt ihrer Ungerechtigkeit bewußt beim Gedanken an all die glücklichen Heilungen, die hier durch gesunde Luft, Wohlstand und Arbeit erzielt wurden. Gewiß wuchsen in dieser Anstalt gesunde und starke Menschen heran! Ein Bandit auf vier bis fünf Menschen mit der Durchschnittsehrlichkeit — welch schönes Ergebnis immerhin gegen die Tücke der Zufälle, welche die angestammten Triebe bald steigern, bald mindern!

Auf einen Augenblick von der diensthuenden Schwester verlassen, trat Frau Karoline ans Fenster, um sich den Anblick der sich tummelnden Jugend zu gönnen, als der kristallene Klang heller Mädchenstimmen im Krankensaal nebenan ihre Aufmerksamkeit erregte.

Die Thüre war halb offen, so daß sie unbemerkt dem Auftritt anwohnen konnte. Es war ein überaus freundliches Gemach, dieser schneeweiße Krankensaal mit den weißen Wänden und den vier Bettchen mit den weißen Vorhängen. Ein breiter Sonnenstrahl vergoldete den weißen Raum; es war, als ob in der lauen Luft reiche Lilienblüten ihre Kelche öffneten. In dem ersten Bett links erkannte sie deutlich Magdalenchen, jene Kleine, die schon am Tage der Ankunft Victors als Rekonvaleszentin dalag und Brotschnitten mit Eingemachtem sich schmecken ließ. Sie erkrankte immer von neuem, ihr Organismus war von dem Alkoholismus ihrer Eltern unterwühlt und so hochgradig blutarm, daß sie mit ihren großen Augen einer erwachsenen Frau, einem schlanken und bleichen Heiligenbild auf Kirchenfenstern glich. Sie war jetzt dreizehn Jahre alt und

stand ganz allein in der Welt; eines Abends hatte ihre Mutter einen Fußtritt in den Unterleib von einem Mann erhalten, der ihr die bedungenen sechs Sous vorenthalten wollte, und war daran gestorben. Sie war es, die mit ihrem langen weißen Hemd mitten auf dem Bett knieend, von ihren blonden Haaren umwallt, den drei kleinen Mädchen, welche die drei anderen Betten einnahmen, ein Gebet vorsprach.

„Faltet die Hände, so! Thut die Herzen weit auf . . .“

Die drei Mädchen knieten ebenfalls auf ihren Bettchen. Zwei waren acht bis zehn Jahre alt, die dritte noch nicht fünf. Mit den langen weißen Hemden, den gefalteten zarten Händchen, ihren ernsten und andachtsvollen Gesichtchen konnte man sie für kleine Engel halten.

„Und nun sprecht schön nach, was ich sagen werde! Gebt schön acht ... Lieber Gott, gib, daß Herr Saccard belohnt werde für seine Güte, daß er langes Leben und viel Glück habe.“

Mit ihren Engelstimmchen und ihrem holden, kindlichen Gestammel wiederholten die vier Kleinen in einem Erguß von Glauben, in welchem ihre reinen Herzchen ganz aufgingen, alle zusammen die Worte: „Lieber Gott, gib, daß Herr Saccard belohnt werde für seine Güte, daß er langes Leben und viel Glück habe.“

Mit rasch aufwallendem Zorne wollte Frau Karoline in das Gemach treten, den Kindern Schweigen gebieten und ihnen das wehren, was ihr wie ein grausamer Scherz und eine Blasphemie vorkam. Nein, nein, Saccard hatte

keinen Anspruch auf Liebe, es war eine Besudelung der unschuldigen Kindheit, wenn man sie für sein Wohlergehen beten ließ. Plötzlich hielt sie inne. Ein starker Schauer ging durch ihre Glieder, und Thränen stiegen zu ihren Augen auf: warum sollte sie auch ihren Streit und den Zorn ihrer Lebenserfahrung jenen unschuldigen Wesen mitteilen, die vom Leben noch nichts wissen? War denn Saccard nicht für sie gütig gewesen? War er nicht einigermaßen der Schöpfer dieser Anstalt, und schickte er den Kindern nicht alle Monate etwas Spielzeug? Tiefe Verwirrung hatte sich ihrer bemächtigt, und es wurde von neuem in ihr das Bewußtsein wach, daß es keinen Bösewicht gibt, der nicht trotz aller seiner Frevel auch viel Gutes gewirkt hat.

Sie ging fort, als die kleinen Mädchen ihr Gebet wieder von vorn anfingen, und nahm so in ihrem Ohre den Klang dieser Engelstimmchen mit, welche des Himmels Segen auf den unzurechnungsfähigen und unheilvollen Mann herabriefen, dessen wahnsinnige Hände eine ganze Welt zu Grunde gerichtet hatten.

Erst beim Aussteigen am Boulevard du Palais, vor der Conciergerie merkte sie, daß sie in ihrer Aufregung den für ihren Bruder zurechtgelegten Nelkenstrauß zu Hause vergessen hatte. Eine Händlerin war in der Nähe mit Rosensträußchen zu zwei Sous; sie kaufte ihr eins ab, und Hamelin, der die Blumen sehr liebte, mußte beim Erzählen ihrer Vergeßlichkeit lächeln.

Gleichwohl fand sie ihn an diesem Tage in trauriger Stimmung. Anfangs, in den ersten Wochen seiner Haft, hatte er an ernste Anklagen gegen seine Person nicht zu

glauben vermocht. Seine Verteidigung dünkte ihn höchst einfach: Man hatte ihn nur gegen seinen Willen zum Vorsitzenden ernannt, bei allen Finanzoperationen war er unbeteiligt geblieben, und infolge seiner fast beständigen Abwesenheit aus Paris hatte er keinerlei Kontrolle auszuüben vermocht. Allein die Unterredungen mit seinem Anwalt und die von Frau Karoline unternommenen Schritte, über deren ermüdende Vergeblichkeit sie klagte, hatten ihm bald eine Ahnung von der erschreckenden Verantwortlichkeit gegeben, die auf ihm lastete. Selbst mit den geringsten begangenen Gesetzwidrigkeiten sollte er solidarisch erklärt werden; nie würde man glauben, daß auch nur eine einzige ihm unbekannt geblieben wäre. So riß ihn Saccard in entehrende Mitschuld hinein.

In dieser Lage verdankte er sie seinem etwas kindlichen, frommen katholischen Glauben eine Ergebung und eine Seelenruhe, über welche seine Schwester sich wunderte. Wenn sie von draußen hereinkam, von ihren angstvollen Gängen inmitten der hartherzigen und zweifelhaften Menschheit auf der Straße, blieb sie betroffen beim Anblick dieses friedlich lächelnden Mannes, der in seiner nackten Zelle wie ein großes frommes Kind vier Heiligenbildchen mit schreienden Farben um ein kleines Kreuz aus schwarzem Holz genagelt hatte. Sobald man sich in Gottes Hand gelegt hat, gibt es keine innere Empörung mehr, ist jedes unverdiente Leiden ein weiteres Pfand des künftigen Heils. Zuweilen überwältigte ihn Traurigkeit, aber diese empfand er einzig und allein über den unheilvollen Stillstand seiner großen

Arbeiten. Wer sollte sein Werk wieder aufnehmen? Wer die Wiederauferweckung des Orients fortsetzen, die durch die Gesellschaft der vereinigten Dampfer und diejenige der Silberwerke des Karmel so glücklich angebahnt worden war? Wer sollte das große Bahnnetz ausbauen von Brussa nach Beirut und Damaskus, von Smyrna nach Trapezunt, — den Kreislauf jugendfrischen Blutes durch die Adern des altersschwachen Erdteils jagen? Er hielt übrigens an dem Glauben fest und sprach ihn aus, daß das begonnene Unternehmen nicht absterben konnte, und empfand nur den einen Schmerz, daß er aufhörte, der vom Himmel auserkorene Vollbringer des großen Werkes zu sein. Mit gebrochener Stimme fragte er sich besonders, für welche Sündenschuld Gott ihm nicht vergönnt hatte, das zur Neugestaltung der modernen Gesellschaft bestimmte große katholische Bankhaus, diesen „Schatz des heiligen Grabes" ins Leben zu rufen, um dem Papst eine Königskrone zurückzugeben und schließlich aus allen Völkern eine einzige Nation zu bilden, indem man den Juden die unumschränkte Geldmacht entwand. Er weissagte sie jetzt noch, diese unausbleibliche, unüberwindliche Bank, er bezeichnete den „Gerechten mit den reinen Händen", der sie eines Tages gründen sollte. Wenn er aber an jenem Nachmittag sorgenvoll dareinsah, konnte dies nur daher kommen, daß in seiner Unbefangenheit eines demnächst schuldig zu sprechenden Angeklagten ihm der drückende Gedanke aufgestiegen war, seine Hände würden beim Verlassen des Gefängnisses nicht mehr hinlänglich rein sein, um das ausgesetzte große Werk wieder aufzunehmen.

Mit zerstreutem Ohr hörte er auf die Worte seiner Schwester, welche ihm erzählte, in den Zeitungen scheine die öffentliche Meinung etwas günstiger für ihn zu werden. Plötzlich, ohne Uebergang, fragte er, indem er sie mit seinen Augen eines Schlafwandlers ansah:

„Warum weigerst Du Dich, ihn zu besuchen?"

Sie erschauerte, sie begriff wohl, daß er Saccard meinte. Mit heftigem Kopfschütteln sagte sie nein und wieder nein. Hierauf nahm er seinen Mut zusammen und sagte verlegen mit ganz leiser Stimme:

„Nach dem, was Du ihm gewesen bist, darfst Du Dich nicht weigern! Gehe zu ihm."

Großer Gott, der Bruder wußte alles! Brennende Röte flog über Frau Karolinens Wangen, sie stürzte in seine Arme, um ihr Gesicht zu verbergen; stammelnd fragte sie, wer es ihm wohl gesagt hätte, wie er dazu kam, dieses Verhältnis zu kennen, das sie als ganz unbekannt, vor allem als ihm unbekannt voraussetzte:

„Meine gute Karoline, schon lange weiß ich's ... Anonyme Briefe schändlicher Neider ... Ich habe Dir nie etwas davon gesagt, Du bist ja frei, wir haben nicht mehr die gleichen Ansichten ... Ich weiß dennoch, Du bist die beste Frau von der Welt. Geh zu ihm hin!"

Und er hatte sein fröhliches Lächeln wiedergefunden. Er nahm das Rosensträußchen herunter, welches er bereits hinter das Kruzifix gesteckt hatte, gab es ihr wieder in die Hand und fügte hinzu:

„Das bringst Du ihm und sagst, daß ich ihm auch nicht böse bin."

Mächtig erschüttert von dieser so rührenden Gutmütigkeit ihres Bruders und von der unsäglichen Scham, zu welcher eine wohlthuende Erleichterung sich gesellte, sträubte sich Frau Karoline nicht länger. Zudem drängte sich ihr seit dem Vormittag ein Besuch bei Saccard als Notwendigkeit auf. Durfte sie ihm die Flucht Victors verschweigen, dieses scheußliche Abenteuer, das sie noch immer in zitternder Aufregung hielt? Da schon lange ihr Name auf dem Verzeichnis der Leute stand, die er zu sprechen wünschte, brauchte sie nur sich zu nennen, und ein Gefängniswärter führte sie sofort zur Zelle des Untersuchungsgefangenen.

Bei ihrem Eintritt wandte Saccard gerade der Thüre den Rücken zu. Er saß vor einem Tischchen und bedeckte einen Bogen Papier mit Zahlen. Er erhob sich lebhaft und stieß einen lauten Freudenruf aus.

„Sind Sie's? ... O, wie gütig von Ihnen! o, wie fühle ich mich beglückt!"

Er nahm eine ihrer Hände zwischen die seinigen; sie lächelte verlegen in ihrer Erregtheit und suchte vergeblich nach dem erlösenden Worte. Hierauf legte sie mit ihrer frei gebliebenen Hand das Zweisoussträußchen auf die mit Zahlenreihen bedeckten Bogen, die auf dem Tisch sich aufstapelten.

„Sie sind ein Engel," murmelte er entzückt, indem er ihre Fingerspitzen küßte.

Endlich fand sie Worte.

„Wahrhaftig, alles war zu Ende; in meinem Herzen hatte ich Sie verdammt, aber mein Bruder verlangt, daß ich zu Ihnen komme ..."

„Nein, nein, sagen Sie das nicht! Sagen Sie vielmehr, daß Sie gar zu klug und gütig sind, daß Sie alles begriffen haben und mir verzeihen . . .“

Mit einem Winke unterbrach sie ihn.

„Ich beschwöre Sie, verlangen Sie nicht so viel von mir. Ich bin mir selbst nicht recht klar . . . Genügt Ihnen mein einfaches Kommen nicht? Dann habe ich Ihnen auch eine sehr traurige Geschichte mitzuteilen.“

In einem Zug erzählte sie dann mit halblauter Stimme das wilde Erwachen von Victors Trieben, seinen Angriff gegen Fräulein von Beauvilliers, seine außergewöhnliche und unerklärliche Flucht, die bisherige Vergeblichkeit aller Nachforschungen und die geringe Hoffnung, ihn wieder einzufangen.

Betroffen hörte er zu, ohne eine Frage zu stellen, und ohne sich zu regen; als sie zu Ende war, quollen zwei dicke Thränen aus seinen Augenlidern und rieselten an den Wangen herunter, während er stammelte:

„Der Unglückliche . . . Der Unglückliche.“

Noch nie hatte sie den Mann weinen gesehen. Tief ergriffen und erstaunt war sie von diesen so merkwürdigen Thränen Saccards, diesen grauen und schweren Thränen, die aus bodenloser Tiefe eines verstockten und in jahrelangen Räubereien verhärteten Herzens heraufkamen. Uebrigens machte sich sogleich seine Verzweiflung in überlauter Weise Luft.

„Das ist ja entsetzlich, und ich habe den Jungen nicht einmal geküßt . . . Sie wissen ja, ich habe ihn nicht gesehen! Nun ja, ich hatte mir ganz fest vorgenommen, ihn zu besuchen, habe aber keine Zeit gehabt, keine freie

Stunde, mit diesen verdammten Geschäften, die mich ganz auffressen ... Ja, ja, es kommt immer so: wenn man eine Sache nicht sofort durchführt, führt man sie sicher niemals durch ... Und jetzt wissen Sie gewiß, daß ich ihn nicht sehen kann? Man könnte mir ihn ja hierher bringen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Wer weiß, wo er jetzt zur Stunde sich herumtreibt, in dem unabsehbaren Gedränge dieses schrecklichen Paris!"

Eine Zeit lang ging er noch heftig auf und ab, indem er einzelne unzusammenhängende Redensarten hören ließ:

„Man findet mir diesen Knaben wieder, und ich muß ihn sofort verlieren ... Nie werde ich ihn sehen ... Da! sehen Sie, nie habe ich Glück, nein, aber auch gar kein Glück! O, mein Gott, es ist dieselbe Geschichte wie mit der Universelle."

Er hatte sich wieder vor den Tisch gesetzt, und Frau Karoline nahm ihm gegenüber Platz. Schon irrten seine Hände unter den Papieren umher, jenem seit Monaten vorbereiteten umfangreichen Faszikel. Er begann die Geschichte von dem Prozeß zu erzählen und seine Verteidigungsmittel auseinanderzusetzen, als hätte er das Bedürfnis empfunden, ihr gegenüber seine Unschuld darzulegen.

Die Anklageschrift warf ihm folgende Punkte vor: die fortwährende Steigerung des Aktienkapitals, um die Kurse in fieberhaften Gang zu bringen und den Leuten glaubhaft zu machen, daß die Gesellschaft den vollen Betrag der Kapitalien besaß; das Fingiren von Zeichnungen und nicht geleisteten Einzahlungen vermittelst des Contos

Sabatani und der in den Büchern stehenden sonstigen Strohmänner; die Verteilung von Schwindeldividenden in Gestalt jener Volleinzahlung der Stammaktien; schließlich das Ankaufen der eigenen Werte durch die Gesellschaft, jene zügellose Spekulation, welche die ungewöhnliche und künstliche Hausse erzeugt hatte, an welcher die Universelle schließlich erschöpft zu Grunde gegangen war.

Darauf erwiderte er mit ausführlichen und leidenschaftlichen Rechtfertigungen; er habe nur gethan, was der Leiter jeder Bank thut, aber im großen Stile, da er die nötige Kraft besaß. Die Leiter der festesten Häuser von Paris hätten allesamt seine Zelle teilen sollen, wenn man nur ein bißchen logisch verfuhr. So aber nehme man ihn zum Sündenbock für die Ungesetzlichkeiten aller. Andererseits habe die Anklage eine merkwürdige Art, die einzelnen Verantwortlichkeiten abzuwägen. Warum klage man nicht auch die Mitglieder der Verwaltung an, Leute wie Daigremont, Huret, Bohain, die außer ihren fünfzigtausend Franken Sitzungsgebühren noch zehn Prozent vom Reingewinn eingestrichen hatten und an allen Jobbereien beteiligt waren? Warum ferner die völlige Straflosigkeit der gewählten Rechnungsprüfer wie Lavignière, die sich durch Vorschützen ihrer Unfähigkeit und ihres guten Glaubens heraushalfen? Augenscheinlich würde dieser Prozeß sich als die allergrößte Rechtsverletzung herausstellen; man hatte nämlich die Betrugsklage Buschs wegen unbewiesener Thatsachen fallen lassen müssen, auch waren in dem auf oberflächliche, vorläufige Prüfung der Bücher begründeten Sachverständigenbericht eine Menge Irrtümer entdeckt

worden. Wozu also die amtliche Ganterklärung auf Grund dieser beiden Aktenstücke, wenn kein Pfennig von den anvertrauten Geldern veruntreut war und sämtliche Kunden ihr Geld wieder bekommen sollten? Wollte man denn lediglich die Aktionäre zu Grunde richten? In diesem Falle war der Zweck vollständig erreicht, der heillose Krach nahm immer größeren Umfang an. Sich selber maß Saccard keine Schuld bei, sondern der Behörde, der Regierung und allen denen, die sich verschworen hätten, ihn beiseite zu schaffen, um die Universelle zu vernichten.

„O die Schurken, hätten sie mir nur die Freiheit gelassen, dann hätten sie etwas erlebt.“

Frau Karoline mußte ihn anschauen, betroffen über diese Unzurechnungsfähigkeit, die förmlich zur genialen Größe sich auswuchs. Es fielen ihr seine früheren Lehren wieder ein, die Notwendigkeit des Börsenspiels bei größeren Unternehmungen, wo jede gerechte Entlohnung unmöglich ist; sie erinnerte sich seiner Lehre von der Spekulation als menschliche Ausschweifung, als notwendiger Dünger, aus welchem der Fortschritt emporwächst. Hatte er denn nicht mit seinen gewissenlosen Händen die gewaltige Maschine in wahnsinnigem Maße überheizt, daß sie jäh zersplitterte und alle Leute verwundete, welche mit ihr dahinfuhren? Dieser Kurs von dreitausend Franken, dieser unsinnig übertriebene Kurs, hatte er ihn nicht gewollt? Eine Gesellschaft mit einem Grundkapital von hundertundfünfzig Millionen, deren dreimalhunderttausend Aktien zum Kurse von dreitausend Franken eine Summe von neunhundert

Millionen darstellen, — war etwas Derartiges zu rechtfertigen, lag nicht eine entsetzliche Gefahr in der Verteilung der Dividende, die schon beim Zinsfuß von fünf Prozent eine solche Summe erheischen mußte?

Jetzt hatte Saccard sich erhoben. Er ging in der engen Zelle mit dem nervösen Schritt eines in einem Käfig sitzenden großen Eroberers auf und ab.

„O, die Schurken, sie wußten wohl, was sie thaten, als sie mich einkerkerten! ... Ich war dem Siege nah', nahe daran, sie alle zu zerschmettern."

Sie fuhr vor Ueberraschung auf und erhob lebhaft Einsprache.

„Wie meinen Sie das, dem Siege nahe? Sie hatten ja keinen Heller mehr, Sie waren besiegt!"

„Natürlich!" erwiderte er mit Bitterkeit, „ich war besiegt, ich bin also ein Schuft ... Ehrlichkeit und Ruhm finden sich nur im Erfolg. Man darf sich nicht besiegen lassen, sonst ist man am folgenden Tage nur ein Dummkopf oder ein Betrüger ... O, ich errate schon, was man spricht, Sie brauchen es mir nicht wieder zu sagen. Nicht wahr? man nennt mich durchgehends einen Gauner, man beschuldigt mich vor allem, all diese Millionen eingesteckt zu haben, man würde mich erwürgen, wenn man mich hätte; oder, was noch schlimmer ist, man zuckt mitleidig die Achseln, ich bin einfach ein Thor und ein Schwachkopf ... Hätte ich aber Erfolg gehabt, können Sie sich dann die Sache vorstellen? Ja, hätte ich Gundermann überwältigt und den Markt erobert, wäre ich zur jetzigen Stunde der unbestrittene König des Goldes, — dann welch herrlicher Triumph! Dann

wäre ich ein Held, dann hätte ich Paris zu meinen Füßen."

Mit Entschiedenheit widersprach sie ihm.

„Sie hatten weder die Gerechtigkeit, noch die Logik auf Ihrer Seite; Sie konnten nimmermehr Erfolg haben."

Mit einem plötzlichen Ruck blieb er vor ihr stehen.

„Nimmermehr Erfolg haben?" erwiderte er zornig. „Was fällt Ihnen ein, das Geld ist mir ausgegangen, darin liegt alles. Hätte Napoleon bei Waterloo noch hunderttausend Mann in den Tod schicken können, dann blieb er Sieger und war die Gestalt der Welt umgewandelt. Hätte ich noch die erforderlichen paar hundert Millionen in den Schlund zu werfen gehabt, dann wäre ich heute der Beherrscher der Welt."

„Das ist ja entsetzlich!" rief sie empört. „Wie, Sie finden, daß es noch nicht genug Ruinen, nicht genug Thränen und Blut gekostet hat! Noch mehr Unheil wollten Sie haben, noch mehr verarmte Familien, noch mehr Unglückliche, die auf den Straßen betteln müssen!"

Er begann wieder heftig auf und ab zugehen, und machte jetzt eine Bewegung überlegener Gleichgiltigkeit, indem er ausrief:

„Kümmert sich denn das Leben um so etwas? Mit jedem Schritt nach vorwärts zertritt man tausende von Existenzen."

Eine Pause trat ein, ein Gefühl des Frostes stieg ihr zum Herzen empor, während sie dem hin und her wandelnden Saccard nachblickte. War er ein Gauner, war er ein Held? Schaudernd fragte sie sich, welche, Gedanken er wohl, wie ein lahmgelegter, besiegter Feld-

herr in den sechs Monaten seiner Haft in dieser engen Zelle im Kopf gewälzt haben mochte, und blickte jetzt erst rings um sich: vier nackte Wände, ein kleines eisernes Bett, ein tannener Tisch und zwei Strohstühle für ihn, der inmitten eines verschwenderischen, strahlenden Prunkes gelebt hatte!

Mit einemmale setzte er sich wieder an den Tisch, die Beine gleichsam von Müdigkeit gelähmt. Dann begann er mit halblauter Stimme eine lange Rede, eine Art unfreiwilliger Beichte.

„Eigentlich hatte Gundermann recht. An der Börse taugt die Leidenschaftlichkeit nichts ... O, der Schurke, hat der Glück, daß er kein Blut und keine Nerven mehr hat, daß er keine Weibergunst mehr genießen und keine Flasche Burgunder mehr trinken kann! Ich glaube übrigens, er ist immer so gewesen, und in seinen Adern treiben Eisschollen ... Ich bin allzu leidenschaftlich, das ist klar, darin allein liegt die Ursache meiner Niederlage, und darum habe ich mir schon so oft den Hals gebrochen. Aber, — das muß gleich dazu bemerkt werden — wenn meine Leidenschaftlichkeit die Ursache meines Untergangs ist, so ist sie es andererseits, die mir allein Leben verleiht. Ja, sie reißt mich fort, sie macht mich größer, treibt mich zu schwindelnder Höhe empor, dann schlägt sie mich mit einemmale nieder und zerstört mit einem Schlag ihr ganzes Werk. Der Lebensgenuß ist vielleicht nur ein Aufreiben der eigenen Kraft ... Wenn ich an diese vier Jahre des Kampfes denke, so sehe ich ganz klar ein, daß alles, was mich verraten hat, gerade dasjenige ist, was ich ersehnt und besessen

habe . . . So etwas ist jedenfalls unheilbar. Mit mir ist es aus!"

Dann empörte ihn der Zorn gegen seinen Besieger.

„O, dieser Gundermann, dieser widerliche Jude triumphirt, weil er keine Gelüste kennt! . . . Er ist ein Sinnbild der ganzen Judenschaft, dieser halsstarrige und kaltblütige Eroberer, welcher der obersten Herrschaft über die Welt inmitten der Völker entgegenschreitet, die er nacheinander durch die Allmacht seines Goldes erkauft. Seit Jahrhunderten macht sich diese Rasse langsam unter uns breit und bleibt obenan, trotz der Fußtritte und des Anspeiens. Dieser Mensch hat schon eine Milliarde, er bekommt einmal zwei, er bekommt zehn, er bekommt hundert, und eines Tages ist er der Alleinherrscher über die Welt. Seit Jahren rufe ich dies unausgesetzt auf allen Dächern aus, und niemand thut, als ob er mich hörte, man glaubt, das sei der bloße Groll eines Börsenmannes, während es der Notschrei meines ganzen Blutes ist. Ja, der Judenhaß, der steckt mir im Körper, ja, tief drinnen, tief in den Wurzeln meines ganzen Seins!"

„Wie merkwürdig!" murmelte ruhig Frau Karoline, die Frau mit dem umfassenden Wissen und mit der allgemeinen Duldung. „Für mich sind die Juden Menschen wie die anderen. Wenn sie eine Sonderstellung haben, so hat man sie dahin gedrängt."

Saccard hatte diesen Einwand nicht gehört und fuhr mit gesteigerter Heftigkeit in seinem Selbstgespräch fort:

„Mich erbittert's aufs äußerste, wenn ich mit ansehe, wie die Regierungen als Mitschuldige diesen Banditen zu Füßen liegen. Ist das Kaiserreich zum Beispiel noch

nicht genug an Gundermann verkauft? Als ob es unmöglich wäre, ohne Gundermanns Geld zu regieren! Der große Rougon, mein Bruder, hat sich allerdings sehr widerlich gegen mich benommen; — ich habe Ihnen nämlich noch nicht gesagt, daß ich feige genug war, vor Einbruch der Katastrophe eine Versöhnung zu suchen, und wenn ich hier sitze, ist's allein sein Wille; — gleichviel, wenn ich ihm lästig bin, so möge er mich meinetwegen aus dem Weg räumen! Trotz allem zürne ich ihm nur wegen seines Bündnisses mit der Judenschaft ... Haben Sie sich's klar gemacht? Die Universelle wurde erwürgt, damit Herr Gundermann sein Geschäftchen forttreiben kann! Jede übermächtige katholische Bank wird als soziale Gefahr zerschmettert, um den endgiltigen Triumph der Judenschaft zu sichern, die uns auffressen wird, und zwar bald! ... O! Rougon möge sich nur zusammennehmen. Auch er wird aufgefressen werden, er zu allererst; heruntergefegt wird er von dieser Machthöhe, an welche er sich anklammert und um deren willen er alles verleugnet. Er treibt ein ganz schlaues Schaukelspiel: an dem einen Tag gibt er den Liberalen ein Pfand, am andern den unbedingten Monarchisten, bei solchem Spiel ist aber der Sturz und das Halsbrechen unausbleiblich. Wenn alles in den Fugen kracht, dann soll auch Gundermanns Wunsch in Erfüllung gehen. Er hat ja vorausgesagt, Frankreich würde geschlagen, falls wir mit Deutschland Krieg bekämen! ... Wir stehen bereit, die Preußen brauchen nur hereinzubrechen und unsere Provinzen zu rauben."

Mit Entsetzen und mit flehender Geberde gebot sie

ihm Schweigen, als könnte er mit seinen Worten den Blitz herbeilocken.

„Nein, nein, sagen Sie so etwas nicht. Sie dürfen's nicht sagen ... Und dann ist ja Ihr Bruder bei Ihrer Verhaftung ganz unbeteiligt. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Großsiegelbewahrer Delcambre alles gemacht hat."

Mit einemmale fiel Saccards Zorn; er lächelte.

„O, der übt Rache!"

Da sie ihn fragend anschaute, fügte er hinzu:

„Ja, eine alte Geschichte zwischen uns beiden ... Ich weiß zum voraus, daß ich verurteilt werde."

Sie ahnte wohl eine verdächtige Geschichte, denn sie ließ den Gegenstand fallen. Eine kurze Pause trat ein, in welcher er die Papiere auf dem Tisch zusammenraffte, wiederum ganz seiner fixen Idee hingegeben:

„Es ist ganz reizend von Ihnen, teure Freundin, daß Sie gekommen sind; Sie müssen mir versprechen, wiederzukommen; denn Sie wissen guten Rat, und ich will Ihnen Pläne vorlegen ... O, hätte ich nur Geld!"

Lebhaft fiel sie ihm in die Rede und ergriff diese Gelegenheit, um sich über einen Punkt aufzuklären, der sie seit Monaten unablässig quälte. Was mochte er mit den Millionen angefangen haben, die er für seinen Teil besitzen mußte? Hatte er sie ins Ausland geschickt oder am Fuße irgend eines ihm allein bekannten Baumes vergraben?

„Aber Sie haben ja Geld! Die zwei Millionen von Sadowa, die neun Millionen Ihrer dreitausend Aktien, wenn Sie zum Kurse von dreitausend Franken verkauft haben."

„Ich?“ rief er, „ich habe keinen Sou mehr, meine Liebe!“

Dieser Ruf drückte eine so aufrichtige Verzweiflung aus, Saccard blickte mit solcher Verblüfftheit die Fragerin an, daß sie völlig überzeugt war.

„Nie habe ich einen Sou behalten, wenn es mit meinen Geschäften schief gegangen ist... Begreifen Sie jetzt: zugleich mit den anderen richte ich auch mich zu Grunde. Allerdings habe ich Stücke verkauft, aber ich habe auch wieder gekauft; wo aber meine neun Millionen hingekommen sind, und die zwei anderen dazu, ich wäre in großer Verlegenheit, wenn ich es Ihnen deutlich auseinander zu setzen hätte... Ich glaube wohl, meine Rechnung beim unglücklichen Mazaud schloß mit einer Schuld von dreißig- bis vierzigtausend Franken ab... Ich besitze keinen Sou mehr, alles ist fort, weggeputzt wie immer!“

Diese Erklärung erleichterte ihr dermaßen das Herz, daß sie beinahe fröhlich wurde und über ihren und ihres Bruders Ruin zu scherzen begann.

„Uns geht es ebenso; wenn alles zu Ende ist, weiß ich nicht einmal, ob wir für einen Monat zu leben haben... O! dieses Geld, diese neun Millionen, die Sie uns versprochen hatten, wissen Sie noch, welche Angst ich davor hatte? Noch nie habe ich in solchem Unbehagen gelebt, und wie leicht war mir die Brust an dem Abend, da ich alles zu Gunsten der Aktiva hergegeben habe!... Sogar die dreimalhunderttausend Franken der Erbtante sind draufgegangen. Das ist zwar nicht ganz gerecht. Aber ich hatte es ja gesagt: gefundenes Geld, nicht selbst verdientes Geld hat nicht viel Wert... Und nun sehen

Sie, daß ich frohen Mutes bin, daß ich jetzt sogar lache! . . ."

Mit fieberhafter Handbewegung gebot er Schweigen; er hatte die Papiere vom Tische aufgerafft und schwang sie in der Luft:

„Lassen Sie doch, wir werden sehr reich sein . . ."

„Wieso?"

„Glauben Sie denn, ich gebe meine Pläne auf? . . . Seit einem halben Jahre arbeite ich hier und wache ganze Nächte hindurch, um alles neu aufzubauen. Die Dummköpfe rechnen mir besonders jene vorzeitige Bilanz zum Verbrechen an und behaupten, daß von den drei großen Unternehmungen — vereinigte Dampfer, Silberminen am Karmel und Türkische Nationalbank — nur die erstgenannte den vorausgesehenen Gewinn abgeworfen hat . . . Allerdings! Daß es mit den beiden anderen schief ging, rührt daher, daß ich nicht mehr zur Stelle war. Aber sobald sie mich frei lassen, sobald ich wieder der Herr geworden bin, da sollen Sie etwas erleben, ja, Sie werden etwas erleben . . ."

Flehend wollte sie ihn am Weiterreden hindern. Er fuhr von seinem Sitze empor, richtete sich hoch auf, auf seinen kurzen Beinchen, und rief mit seiner schrillen Stimme aus:

„Die Berechnungen sind fertig, die Ziffern sind da, schauen Sie her! . . . Das sind bloß Kleinigkeiten, der Karmel und die Türkische Nationalbank! Das gewaltige Eisenbahnnetz des Orients müssen wir haben, alles miteinander, Jerusalem, Bagdad, die Eroberung von ganz Kleinasien! Was Napoleon mit seinem Schwert

nicht erreichte, wollen wir mit unserer Hacke und mit unserem Gold erreichen! ... Wie konnten Sie annehmen, daß ich die Partie aufgebe? Napoleon ist ja aus Elba zurückgekehrt. Auch ich brauche mich nur zu zeigen, und das gesamte Geld von Paris macht sich auf, um mir zu folgen; diesmal gibt's kein Waterloo, dafür stehe ich, denn mein Plan ist mathematisch genau und bis zu den letzten Centimes ausgerechnet ... Endlich wollen wir ihn also zu Boden werfen, diesen Unglücks-Gundermann! Ich brauche bloß dreihundert Millionen, und dann gehört die Welt mein."

Es war ihr gelungen, seine Hände zu ergreifen, ängstlich schmiegte sie sich an ihn.

„Nein, nein! schweigen Sie, Sie flößen mir Angst ein!"

Wider ihren Willen stieg aus der Tiefe ihres Entsetzens die Bewunderung höher und höher. In dieser elenden, kahlen Zelle, die verriegelt und von der lebendigen Welt abgesondert war, stieg jäh die Empfindung einer überquellenden Kraft in ihr auf, zeigte sich der gleißende Schimmer des Lebens, die unverwüstliche Hoffnung, die zähe Ausdauer des gegen den Tod ringenden Menschen. In ihrem Herzen fand sie schon keinen Zorn mehr, keinen Abscheu vor den begangenen Freveln. Hatte sie nach dem von Saccard heraufbeschworenen heillosen Unglück den Mann nicht verdammt? Hatte sie nicht die gerechte Züchtigung für ihn herbeigefleht, den Tod in Einsamkeit und Verachtung? Und von alledem blieb jetzt nur ihr Haß des Bösen und ihr Mitleid für alle Leiden übrig. Wie eine unbewußte treibende Kraft

gewann Saccard die alte Herrschaft wieder, und sie ließ es willig geschehen, wie man das Joch einer unabwendbaren Naturgewalt still duldend erträgt. Mochte dies auch bloß eine weibliche Schwäche sein, sie überließ sich derselben mit Wonnegefühl, sie überließ sich der ungestillten Sehnsucht nach Mutterfreuden, dem unsäglichen Bedürfnis nach Liebe, welches trotz der fehlenden Achtung und trotz ihrer durch Lebenserfahrungen geprüften Vernunft ihr diese Liebe zu Saccard eingeflößt hatte.

„Alles ist ja aus," wiederholte sie nochmals, ohne seine Hände aus den ihrigen zu lassen. „Können Sie sich denn nicht beruhigen und endlich ausruhen?"

Als er sich dann auf die Zehen erhob, um auf die weißen Locken, die in üppiger Jugendfülle ihr Haupt zierten, seine Lippen zu drücken, da hielt sie ihn zurück und fügte mit fester Entschiedenheit und tiefer Trauer hinzu, wobei sie jedes Wort nachdrucksvoll betonte:

„Nein, nein! es ist aus, für immer aus... Ich bin froh, Sie ein letztesmal gesehen zu haben, damit zwischen uns kein Zorn bestehen bleibe. Leben Sie wohl!"

Beim Weggehen sah sie ihn in ungeheuchelter Rührung über den Abschied am Tisch stehen, aber schon ordnete er mit instinktiver Bewegung die Papiere wieder, die er in seinem Fieberwahn durcheinander geworfen hatte. Das Zweisousssträußchen hatte sich zwischen den Papieren entblättert, er nahm jeden Bogen einzeln auf und streifte mit den Fingern die Rosenblättchen fort.

Erst drei Monate später, gegen Mitte Dezember, kam der Prozeß der Banque Universelle endlich zur Verhandlung. Fünf lange Sitzungen füllte er unter sehr reger

Neugier aus. Die Presse hatte um die Katastrophe einen ungeheuren Spektakel gemacht, merkwürdige Geschichten betreffs der Saumseligkeit der Untersuchung waren im Umlauf. Die Darlegung des Thatbestands von seiten der Staatsanwaltschaft machte großen Eindruck. Es war ein Meisterstück grimmiger Logik, bei welchem die geringsten Einzelheiten mit unerbittlicher Klarheit aneinander gereiht, ausgenützt und gedeutet waren. Uebrigens hieß es allgemein, daß das Urteil zum voraus gefällt war. Trotz der in die Augen springenden Redlichkeit Hamelins, trotz der heldenmütigen Haltung Saccards, der die fünf Tage hindurch der Anklage standhielt, trotz der herrlichen und Aufsehen erregenden Verteidigungsreden der Anwälte beider Angeklagten wurden diese in der That zu einer Gefängnisstrafe von fünf Jahren nebst dreitausend Franken Geldbuße verurteilt. Allein beide waren einen Monat vor der Verhandlung unter Bürgschaft vorläufig frei gelassen worden und somit als „freie Angeklagte" vor Gericht erschienen. Infolge dessen durften sie appelliren und binnen vierundzwanzig Stunden Frankreich verlassen. Rougon hatte diesen Ausgang verlangt, da er den Verdruß nicht auf sich laden wollte, seinen eigenen Bruder im Gefängnis sitzen zu haben. Die Polizei überwachte sogar die Abreise Saccards, der mit dem Nachtschnellzug nach Belgien abfuhr. Am gleichen Tage war Hamelin nach Rom abgereist.

Und wieder verrannen drei Monate; die ersten Tage des Aprils waren da, und Frau Karoline befand sich immer noch in Paris, wo die Regelung unentwirrbarer Geschäfte sie zurückhielt. Sie hatte immer noch die

kleine Wohnung im Hotel Orviedo inne, dessen Versteigerung Maueranschläge ankündigten. Endlich waren die letzten Schwierigkeiten geschlichtet und konnte sie abreisen, zwar ohne Geld in der Tasche, aber auch ohne die geringste Schuld zu hinterlassen. Am folgenden Tag wollte sie Paris den Rücken kehren und nach Rom zu ihrem Bruder reisen, der durch einen Glücksfall eine kleine Anstellung als Ingenieur erlangt hatte. Er hatte geschrieben, daß bereits Unterrichtsstunden auf sie warteten. Ihr ganzes Leben war also von vorn anzufangen.

Am Vormittag des letzten in Paris zuzubringenden Tages kam ihr beim Aufstehen der Wunsch, sich nicht zu entfernen, ehe sie den Versuch gemacht hätte, über Victor Erkundigungen einzuziehen. Bis jetzt waren alle Nachforschungen nutzlos geblieben, aber sie erinnerte sich des Versprechens der Méchain und sagte sich, vielleicht habe diese etwas erfahren. Es war leicht bei ihr nachzufragen, wenn sie sich gegen vier Uhr zu Busch begab. Zuerst wies sie diesen Gedanken weit von sich. Wozu auch? War denn nicht alles tot und begraben? Dann aber empfand sie einen wirklichen Schmerz, wie um eines verstorbenen Kindes willen, auf dessen Grab sie vor der Abreise keine Blumen gelegt hätte. So begab sie sich um vier Uhr nach der Rue Feydeau.

Die beiden Thüren nach dem Hausgang standen offen, in der dunklen Küche hörte man Wasser heftig kochen, während drüben in dem engen Zimmerchen die Méchain in Buschs Lehnstuhl saß, inmitten eines Haufens von Papieren vergraben, welche sie in ungeheuer dicken Bündeln aus ihrer Ledertasche zog.

„So! Sie sind's, meine gute Dame! Sie kommen in einem sehr bösen Augenblick. Herr Sigismund liegt im Sterben, und der arme Herr Busch verliert förmlich den Kopf. Er hat seinen Bruder so gerne! Er läuft nur wie ein Wahnsinniger umher und ist jetzt wieder fort, um einen Arzt zu holen . . . Sie sehen, ich muß mich seiner Geschäfte annehmen, denn seit acht Tagen hat er nicht einmal ein einziges Papier gekauft oder nur die Nase in einen Schuldschein gesteckt. Zum Glück habe ich vorhin einen Fischzug gemacht, o, einen feinen Fischzug, der ihn ein bißchen in seinem Kummer trösten wird, den guten Mann, sobald er die Vernunft wieder erlangt hat."

Tief ergriffen vergaß Frau Karoline, daß sie Victors wegen gekommen war; denn in den Papieren, welche die Méchain mit vollen Händen aus ihrer Ledertasche zerrte, hatte sie die Aktien der Universelle erkannt. Die alte Tasche strotzte davon, sie zog immer noch mehr heraus und wurde in ihrer Freude mitteilsam.

„Da schauen Sie! Alles habe ich für zweihundertundfünfzig Franken bekommen; es sind mindestens fünftausend Stück da, das macht also ein Sou pro Stück . . . He? Ein Sou für Aktien, die auf dreitausend Franken gestanden sind. Jetzt sind sie fast auf den Papierwert gesunken, ja wohl, Wurstpapier . . . Trotz alledem sind sie etwas mehr wert, wir schlagen sie mindestens für zehn Sous wieder los, weil sie bei Bankerotten ziemlich gesucht sind. Sie begreifen, die Papiere haben einen so guten Ruf gehabt, daß sie immer noch bei Passiven sich ganz schön ausnehmen; es gilt für sehr fein, als

Opfer der Katastrophe sich hinzustellen ... Kurz, ich habe mit ganz ungewöhnlichem Glück die Grube aufgespürt, in welcher diese ganze Partie seit der Börsenschlacht schlummerte, einen alten Schlachthausrest, den ein mangelhaft unterrichteter Dummkopf mir für ein Bettelgeld hingeworfen hat. Sie können sich denken, wie ich darüber hergefallen bin! O, ich habe nicht viel Umstände gemacht, sondern schleunigst den ganzen Plunder zusammengerafft!"

Im lauten Ausbruch ihrer Freude glich sie einem gierigen Raubvogel von den Schlachtfeldern der Finanz, wie ihre kurzen Krallen in diesen Leichen wühlten, in diesen schon vergilbten und einen Moderduft aushauchenden entwerteten Aktien.

Jetzt drang aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre ebenfalls weit offen stand, der Klang einer gedämpften, aufgeregten Stimme.

„So, jetzt fängt Herr Sigismund wieder an, zu sprechen ... Es geht seit heute morgen so fort ... Ach Gott! Mein Wasser kocht! Ich vergesse ja das Wasser! Wir brauchen's für allerhand Thee... Meine gute Dame, da Sie gerade hier sind, sehen Sie doch gütigst nach, ob er nichts will."

Die Méchain eilte in die Küche; vom Schmerze des Nächsten immer unwiderstehlich angezogen, trat Frau Karoline in die Krankenstube. Die Kahlheit derselben war vom freundlichen Schein der klaren Aprilsonne erheitert, ein Strahl fiel gerade auf das tannene Tischchen, auf welchem handschriftliche Aufzeichnungen und umfangreiche Hefte in großen Haufen lagen, die aufgestapelte Arbeit von zehn

Lebensjahren. Sonst enthielt die Stube immer noch nichts als die beiden Strohstühle und die Bücher auf den Brettern. Auf dem schmalen eisernen Bette saß Sigismund aufrecht, durch drei Kissen gestützt, den Oberkörper mit einer roten Flanellbluse bekleidet. Vermöge der eigentümlichen Gehirnerregung, die sich bisweilen bei Schwindsüchtigen kurz vor dem Tode einstellt, redete der Kranke ohne Unterlaß.

Er redete irre, aber zwischenhinein wieder mit wunderbarer Klarheit; aus dem abgemagerten, von langen Locken umrahmten Gesicht schauten die übermäßig geöffneten Augen fragend ins Leere.

Es war, als ob er Frau Karoline sofort beim Eintritt erkannt hätte, obwohl beide noch nie zusammen gekommen waren.

„O, Sie sind's, gnädige Frau . . . Ich sah Sie im Geist, ich rief Sie mit allen Kräften herbei! . . . Kommen Sie, kommen Sie näher, damit ich leise mit Ihnen reden kann! . . .“

Trotz ihres leichten Angstschauers rückte sie näher; er nötigte sie, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, den sie hart ans Bett stellte.

„Ich wußte nicht, aber jetzt weiß ich . . . Mein Bruder handelt mit Papieren, dort in seinem Geschäftszimmer habe ich Leute weinen hören . . . Mein eigener Bruder! O, es fuhr mir wie ein glühender Dolch durchs Herz. Ja, diese Wunde haftet noch in meiner Brust und brennt immer weiter; denn es ist etwas Entsetzliches um das Geld und um die arme, leidende Menschheit . . . Folglich wird nachher, sobald ich tot bin, mein Bruder

meine Papiere verkaufen! Das will ich aber nicht, das will ich nicht!"

Seine flehende Stimme wurde allmälich lauter.

„Sehen Sie dorthin, gnädige Frau, dort liegen sie, meine Papiere, dort auf dem Tisch. Reichen Sie mir dieselben, wir wollen daraus ein Bündel machen, und das nehmen Sie mit, Sie nehmen alles mit... O, ich rief Sie herbei, ich wartete auf Sie! Meine Papiere verloren, die Forschungen und Anstrengungen meines ganzen Lebens vernichtet!"

Da sie schwankte, ob sie ihm das Verlangte geben sollte, faltete er flehend die Hände.

„Um Gottes Willen! ich möchte nur vor meinem Tode mich vergewissern, ob sie auch alle da sind... Mein Bruder ist fort, mein Bruder kann nicht sagen, daß ich mich umbringe... Ich bitte Sie inständigst..."

Durch dieses innige Flehen erschüttert, gab sie endlich nach: „Sie wissen, daß es unrecht ist, da ja Ihr Bruder sagt, daß es Ihnen schadet."

„Schadet? O nein! Was liegt übrigens daran?... Endlich ist es mir gelungen, nach so vielen durchwachten Nächten die Gesellschaft der Zukunft aufzubauen. Alle Fragen sind vorgesehen, alles ist gelöst, jede irgend mögliche Gerechtigkeit und Wohlfahrt gefunden... Wie traurig, daß ich nicht Zeit gehabt habe, das Werk mit den nötigen Ausführungen zu versehen! Aber meine Notizen sind jetzt vollständig abgeschlossen und wohlgeordnet. Nicht wahr, Sie werden sie retten, damit ein anderer ihnen dereinst endgiltige Buchgestalt gibt und sie in die Welt hinausschleudert!..."

Mit seinen langen, schmächtigen Händen hatte er die Papiere ergriffen. Er blätterte sie mit Wonne durch, während in seinen schon trüber werdenden Augen ein Flammenschein hell aufloderte. Er sprach sehr rasch mit dem abgebrochenen und eintönigen Ticktack einer Uhr, deren Gewichte langsam hinabsinken: es war das Geräusch des im fortschreitenden Todeskampfe unabläßig arbeitenden Gehirnmechanismus.

„O, wie deutlich sehe ich sie, wie klar steht sie vor mir aufgerichtet, jene Stadt der Gerechtigkeit und des Glücks!... Alle arbeiten und verrichten eine pflichtmäßige und doch freie persönliche Arbeit. Die Nation ist nur noch eine ungeheure Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, die Werkzeuge werden Eigentum der Allgemeinheit, die Erzeugnisse sind in gewaltig großen Lagerhäusern aufgestapelt. Man hat so und so viel nützliche Arbeit geleistet und hat auf so und so viel Verbrauchsmittel Anrecht. Die Arbeitsstunde ist das allgemeine Wertmaß, ein Gegenstand hat nur den Wert der aufgewendeten Arbeitsstunden, unter allen Produzirenden findet vermittelst der Arbeitsscheine nur noch ein Tauschhandel statt, und zwar unter Aufsicht der Allgemeinheit und ohne jede weitere Steuer als das, was nötig ist, um die Kinder aufzuziehen und die Greise zu ernähren, um die Werkzeuge zu erneuern und die Inhaber der öffentlichen Ehrenämter freizuhalten ... Geld gibt es keines mehr, daher auch keine Spekulation mehr, keinen Diebstahl, keinen verwerflichen Schacher, nichts mehr von jenen in der Verzweiflung der Geldgier begangenen Verbrechen: man heiratet keine Mädchen mehr um ihrer bloßen Mit-

gift willen, man ermordet keine alten Eltern mehr ihrer Erbschaft, keine Wanderer mehr ihrer Börse wegen!... Keine feindlichen Klassen mehr, keine Arbeitgeber und keine Arbeiter, keine Proletarier und keine Bourgeois mehr, daher auch keine Strafgesetze und keine Gerichte, keine bewaffnete Macht, um den wucherisch aufgehäuften Besitz der einen gegen den rasenden Heißhunger der anderen zu schützen!... Nirgends mehr Müßiggänger irgendwelcher Art, keine Hausbesitzer mehr, die sich von der Hausmiete mästen, keine Rentner, welche sich durch die Spekulation wie feile Dirnen unterhalten lassen, kurz, kein Luxus und kein Elend mehr!... O, ist das nicht das Ideal der Gerechtigkeit, die allerhöchste Weisheit? Keine Bevorrechteten und keine Darbenden, jeder baut sich sein Glück durch eigene Arbeit, das Durchschnittsglück der Menschheit!"

Er geriet allmälich in Begeisterung, seine Stimme klang sanfter und wie aus weiter Ferne, als ob sie sich weit ab in den hohen Regionen jener angekündeten Zukunft verliere.

„Wenn ich erst auf Einzelheiten eingehen wollte... Sehen Sie, dieses einzelne Blatt hier mit den vielen Randbemerkungen enthält die Organisation der Familie, den freien Ehebund, die Erziehung und Unterhaltung der Kinder auf gemeinsame Kosten... Gleichwohl bedeutet das keine Anarchie. Hier diese andere Randbemerkung: für jeden Produktionszweig verlange ich einen leitenden Ausschuß, dem die Feststellung der wirklichen Bedürfnisse und die Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Produktion und Verbrauch obliegt...

Und hier wiederum eine organisatorische Einzelfrage: in Stadt und Land sollen Heere von Gewerbetreibenden und von Ackerbauern unter der Leitung selbstgewählter Führer und selbstbestimmter Gesetze wirken ... Hier habe ich auch durch ungefähre Berechnungen angedeutet, auf wie viele Stunden der Arbeitstag binnen zwanzig Jahren herabgesetzt werden kann. Vermöge der großen Zahl neuer fleißiger Hände und vor allem vermöge der Maschinen wird man nur noch vier, vielleicht nur noch drei Stunden täglich arbeiten; wie viele Zeit bleibt da zum Lebensgenuß übrig! Denn ich will keine Kaserne, sondern ein Gemeinwesen der Freiheit und Fröhlichkeit, wo einem jeden sein Vergnügen frei steht und jeder zur Befriedigung seiner berechtigten Gelüste die nötige Zeit hat, zugleich mit der Freude an der Liebe, an der eigenen Stärke, an der eigenen Schönheit, an der Bildung, wo jeder an der unerschöpflichen Natur seinen Anteil genießt."

Mit der Hand zeigte er rings in dem elenden Gemach umher, als besitze er die ganze Welt. In diesem kahlen Zimmer, in dem er gelebt, in seiner bedürfnislosen Armut, in welcher er starb, teilte er so mit brüderlicher Hand die Güter der Erde aus. Die allgemeine Glückseligkeit, überhaupt alles Gute, was er selbst nicht genossen hatte, verteilte er freigebig, in dem Bewußtsein, daß er selbst nichts davon genießen sollte. Um dieses herrlichen Geschenks an die leidende Menschheit willen hatte er seinen Tod beschleunigt.

Indessen tasteten seine Hände unruhig in den zerstreuten Notizblättern hin und her, während seine Augen, vom Schimmerglanz des Todes schon geblendet, die

unendliche Vollkommenheit im Jenseits zu erblicken schienen und sein Angesicht in wonnigem Entzücken verklärten.

„O! Wie viele neuen, rührigen Hände! Die gesamte Menschheit arbeitet, die Hände aller Lebenden arbeiten an der Verbesserung der Welt ... Keine dürren Heiden und keine Sümpfe, keine brach liegenden Aecker mehr. Die Meeresarme werden ausgefüllt, die unbequemen Berge verschwinden, die Wüsteneien verwandeln sich durch das von allen Seiten hinzusprudelnde Wasser in fruchtbare Thäler. Kein Wunder ist unausführbar, über die großen Arbeiten der alten Zeit lächelt man jetzt, so schüchtern und kindisch kommen sie uns vor. Die Erde ist endlich wohnlich geworden ... Der Mensch ist voll entwickelt, er ist gewachsen, ist im Vollgenuß alles Begehrten und nunmehr der Beherrscher der Welt ... Schulen und Werkstätten stehen offen, der Knabe wählt seinen Fähigkeiten entsprechend in voller Freiheit sein Handwerk. Jahre verrinnen, und nach strengen Prüfungen wird eine Auswahl getroffen. Es genügt nicht mehr, daß man die Bildung zahlen kann, man muß sie auch mit Erfolg sich aneignen. So hat jeder seine feste Bestimmung und seine dem Grade seiner Fähigkeiten völlig entsprechende Verwendung, wodurch denn auch die öffentlichen Aemter nach eben den Angaben der Natur gerecht verteilt werden. Jeder wirkt für alle nach Maßgabe seiner Kraft ... O, rühriger und fröhlicher Staat, idealer Staat mit gesunder Ausbeutung der menschlichen Kraft! Das uralte Vorurteil gegen die Handarbeit ist verschwunden, man sieht einen großen Dichter als Schreiner arbeiten, einen Schlosser als großen Gelehrten. O, glück-

selige Stadt, Stadt des Triumphs, welcher die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten entgegenschreitet; o, Stadt, deren weiße Mauern dort in der Ferne schimmern, ... dort, im Glück ... im blendenden Sonnenschein ..."

Seine Augen erbleichten, die letzten Worte verklangen in einem leisen Hauch. Sein Kopf sank matt zurück, auf seinen Lippen blieb das Lächeln der Verzückung. Er war tot.

Von Mitleid und Rührung überwältigt war Frau Karoline vor dem Toten in Betrachtung versunken, als hinter ihr ein Sturmwind ins Zimmer hereinbrauste. Busch kam ohne Arzt zurück, keuchend und angstgequält. Die Méchain lief ihm auf den Fersen nach und setzte auseinander, warum sie dem Kranken den Thee noch nicht hatte geben können: das siedende Wasser war ihr nämlich ausgelaufen. Busch aber hatte gesehen, daß sein Bruder, sein Kindchen, wie er ihn nannte, regungslos mit offenem Munde und starren Augen auf dem Rücken lag. Er begriff das Geschehene und brüllte wild auf, wie ein Tier, das man umbringen will. Mit einem Satz stürzte er sich auf den Leichnam, hob ihn mit seinen beiden langen Armen in die Höhe, wie um ihm Leben einzuhauchen. Dieser entsetzliche Blutsauger, der wegen zehn Sous einen Menschen umbringen konnte, der so lange Jahre die Elenden der Weltstadt ausgebeutet hatte, — er heulte in unsäglichem Schmerz auf. Sein Kindchen, großer Gott! Er legte es ins Bett, verhätschelte es wie eine Mutter, und er sollte es nie mehr haben, sein gutes Kindchen! Und in einem Anfall rasender Verzweiflung packte er die auf dem Bette zerstreuten

Papiere, zerriß sie, zermalmte sie, als wollte er diese ganze unsinnige Arbeit vernichten, die seine Eifersucht erregt und nun seinen Bruder wirklich gemordet hatte!

Bei diesem Anblick fühlte Frau Karoline, daß ihr Herz zerschmolz. Der Unglückliche erregte jetzt nur ihr frommes Mitleid. Wo hatte sie aber dieses Brüllen schon vernommen? Ein einzigesmal erst hatte dieser Aufschrei des menschlichen Schmerzes sie so mächtig durchschauert. Sie erinnerte sich: bei Mazaud war es, das Geheul der Mutter und der Kleinen vor dem Leichnam des Vaters. Als wäre sie unfähig, sich dem Anblick dieses Schmerzes zu entziehen, verweilte Frau Karoline noch einen Augenblick und machte sich nützlich. Beim Aufbrechen, als sie in dem engen Geschäftszimmer sich mit der Méchain allein sah, fiel ihr wieder ein, daß sie eigentlich Victors wegen gekommen war. Sie fragte die Méchain. Ja, Victor! der sei weit fort, wenn er immer noch laufe. Drei Monate lang habe sie Paris durchsucht, ohne auch nur eine Spur ausfindig zu machen, Sie gebe das Suchen auf, es würde immer noch Zeit sein, diesen Banditen auf dem Blutgerüst zu finden. Stumm und starr hörte dies Frau Karoline. Es war also aus, das Untier war gegen die Welt losgelassen, aufs Geratewohl, ins Ungewisse der Zukunft, wie eine wutschäumende Bestie, deren angeerbte Giftzähne mit jedem Biß größeres Unheil anrichten sollten.

Draußen, auf dem Gehwege der Rue Vivienne, wurde Frau Karoline von der Milde der Luft überrascht. Es war sechs Uhr, an einem Himmel von duftiger Reinheit ging die Sonne unter und vergoldete weithin die hohen

Aushängeschilder des Boulevards. Dieser in erneuter Jugend so liebliche Aprilhauch durchdrang schmeichelnd ihr ganzes Wesen, bis tief ins Herz hinein. Sie atmete kräftig auf, befreit von dem letzten beklemmenden Drucke, und fühlte sich schon glücklicher in der Empfindung der zurückkehrenden und wachsenden unverwüstlichen Hoffnung. Jedenfalls hatte sie der herrliche Tod dieses Träumers, dessen letzter Atemzug seinem Traumbilde von Gerechtigkeit und Liebe gegolten war, jetzt so weich gestimmt. Hatte sie nicht auch einmal den Traum einer vom fluchwürdigen Uebel des Geldes gesäuberten Menschheit gehabt? Dazu kam noch das Schmerzgeheul des andern, das Aufschreien der verzweifelnden und blutenden Bruderliebe jenes entsetzlichen Tigers, den sie für herzlos und der Thränen unfähig gehalten. Doch nein, nicht unter dem tröstenden Eindruck dieser übergroßen Herzensgüte und dieses übergroßen Schmerzes hatte sie Buschs Haus verlassen; vielmehr hatte sie zum Schluß die Verzweiflung über das Entrinnen des kleinen Scheusals mitgenommen, welches nunmehr die Welt durchtrabte und auf allen Landstraßen die verruchte Saat des Lasters ausstreute, von welcher die Erde niemals gesunden sollte ... Wozu also diese frisch aufkeimende, ihres ganzen Seins sich bemächtigende Fröhlichkeit?

Am Boulevard angelangt, wandte sich Frau Karoline nach links und schritt langsam durch das lebhafte Gewühl. Vor einem mit Syringen und Levkojen gefüllten Wägelchen blieb sie ein Weilchen stehen. Der starke Duft umfing sie wie ein Frühlingsgruß. Und wie sie weiter schritt, stieg wie aus einem sprudelnden Quell,

den sie vergeblich mit beiden Händen zu verstopfen gesucht hätte, der Strom der Freude langsam in ihr empor. Sie erkannte es und ließ es willig geschehen. Nein, nein! die entsetzlichen Unglücksfälle waren noch zu frisch, noch durfte sie nicht fröhlich sein, noch nicht dem Aufsprudeln der unverwüstlichen Lebenskraft in ihr sich überlassen. Sie bemühte sich also, ihre Trauer festzuhalten und sich durch die vielen grausamen Erinnerungen zur Verzweiflung zurückzurufen. Wie? Beinahe hätte sie wieder gelacht, und dies nach dem allgemeinen Zusammenbruch, nach einer so grauenvollen Summe von Elend!... Vergaß sie denn ihre eigene Mitschuld? Und sie zählte sich die Thatsachen auf, erst diese, dann jene, die sie eigentlich ihr ganzes Leben hindurch hätte beweinen sollen. Aber wie fest sie auch die Hand auf ihr Herz preßte, immer ungestümer sprudelte der Lebenssaft, der Lebensquell strömte über und schwemmte alle im Wege liegenden Trümmer fort, um freier zu rinnen, klar und siegreich im Sonnenschein.

Nunmehr gab sich Frau Karoline besiegt; der unwiderstehlichen Gewalt des Stromes ewiger Verjüngung mußte sie sich überlassen. Wie sie zuweilen lachend sagte: sie konnte nicht traurig sein. Die Probe war gemacht, soeben erst war sie tief im Abgrund der Verzweiflung gewesen, und jetzt war die Hoffnung neu erstanden, blutend und zerschlagen zwar, aber zähe und lebenskräftig, von Minute zu Minute erstarkend. Freilich waren alle ihre Illusionen zerronnen, das Leben schien ihr entschieden ungerecht und unflätig, wie die Natur. Wozu also diese unvernünftige Liebe zum Leben, dieses Sehnen

und Trachten nach seinem fernen, unbekannten und nie erreichten Ziel, — wie ein Kind, dem man ein immer aufgeschobenes Vergnügen in Aussicht stellt?

Beim Einbiegen in die Rue de la Chaussée-d'Antin ließ Frau Karoline von jeglicher Vernünftelei ab: die gelehrte und belesene Denkerin gab den Kampf auf; des fruchtlosen Grübelns nach den Ursachen müde, wollte sie nur noch ein glückliches Geschöpf unter dem heiteren Himmel und in der milden Luft sein, mit dem einzigen Genuß des Bewußtseins ihrer Gesundheit, wenn der Schritt ihrer kräftigen Füßchen auf dem Asphalt erklang. O, die Freude am Dasein! Gibt es überhaupt eine andere Freude? Die Freude am Leben, wie es ist, mit seiner Triebkraft, seiner Verworfenheit und seinem immerwährenden Hoffen!

In die Wohnung der Rue Saint-Lazare zurückgekehrt, aus welcher sie am nächstfolgenden Tage scheiden sollte, packte Frau Karoline ihre Koffer zu Ende. Bei ihrem Rundgang durch den schon ausgeräumten Zeichnungssaal wurde sie der Pläne und Aquarelle auf den Wänden ansichtig. Sie hatte sich vorgenommen, diese im letzten Augenblick in eine einzige Rolle zusammenzubinden. Träumend verweilte sie vor jedem Blatte, ehe sie die vier Nägel an den Ecken herausnahm. Sie lebte wieder der Erinnerung an die fernen Tage der Reisen im Orient, in diesem heißgeliebten Lande, dessen strahlender Glanz in ihrem Herzen verwahrt zu sein schien. Auch die zuletzt in Paris verlebten fünf Jahre zogen an ihrem Geiste vorüber, diese Hetze Tag für Tag, diese wahnsinnige Hast, diese ungeheuerliche Windsbraut von Millionen, die

verwüstend und verheerend ihre Lebensbahn durchbraust hatte, — und in diesen noch nicht erkalteten Schuttmassen fühlte sie schon einen reichen Blumenflor aufkeimen, der in der Sonne sich üppig entfaltete. War auch die „Türkische Nationalbank“ zugleich mit der Universelle verkracht, so gediehen die „Vereinigten Dampfer“ fröhlich fort. Sie sah die zauberhaft schöne Küste von Beirut wieder, wo mitten unter den ungeheuren Lagerhäusern die Verwaltungsräume sich erhoben, zu welcher sie in diesem Augenblicke den Plan abstäubte. Nun stand Marseille vor den Thoren Kleinasiens; das mittelländische Meer war erobert, die Völker traten einander näher, vielleicht zu ewigem Frieden. Und hatte sie nicht bezüglich dieser Karmelschlucht auf dem Aquarell, welches sie soeben herunternahm, kürzlich durch einen Brief erfahren, daß eine ganze Bevölkerung dort emporgediehen war? Das zuerst um das neue Bergwerk gewachsene Dorf von fünfhundert Seelen war jetzt eine Stadt mit mehreren tausend Einwohnern, die Gesittung befruchtete mit Landstraßen, Fabriken und Schulen diesen toten und öden Winkel. Dann kamen die Pläne, Entwürfe und Messungen für die Bahnlinie von Brussa nach Beirut über Angora und Aleppo, eine Reihe großer Blätter, die einzeln zusammengerollt wurden. Sicherlich müßten noch Jahre vergehen, ehe man die Tauruspässe mit vollem Dampf überschritt. Aber schon strömte von allen Seiten das Leben heran, der Boden der uralten Wiege des Menschengeschlechts barg eine neue Menschensaat, in diesem wundervollen Klima und unter dieser hellen Sonne mußte der Fortschritt von morgen mit ungewöhnlicher Trieb-

kraft emporsprießen. War das nicht das Erwachen einer neuen Welt, einer größeren und glücklicheren Menschheit? . . .

Hierauf band Frau Karoline mit einer starken Schnur die zusammengerollten Papiere fest. Ihr Bruder, — der sie in Rom erwartete, wo beide ein neues Leben anzufangen gedachten, — hatte sie ausdrücklich ermahnt, dieselben sorgfältig einzupacken. Während sie die Knoten festzog, schweiften ihre Gedanken wieder zu Saccard. Sie wußte, daß er jetzt in Holland sich aufhielt und in einem neuen Riesenunternehmen steckte, der Trockenlegung ungeheurer Sümpfe; vermittelst eines verwickelten Systems von Kanälen wollte er dem Meere ein kleines Königreich abringen. Er hatte Recht behalten: noch immer ist das Geld der Düngerboden, auf dem die Menschheit von morgen wächst, das vergiftende und vernichtende Geld ist die treibende Kraft eines jeden sozialen Wachstums, der notwendige Nährboden für die großen, das Leben erleichternden Arbeiten. War ihr die Thatsache endlich klar geworden? Erwachte etwa diese unverwüstliche Hoffnung aus dem Glauben an die Wirksamkeit der Anstrengung? Großer Gott! gibt es nicht jenseits des durchwühlten Kotes, der vielen unterwegs zertretenen Opfer, dieser unsäglichen Leiden, die jeder Schritt nach Vorwärts der Menschheit zufügt, — gibt es nicht ein unbestimmtes, fernes Ziel, etwas Höheres, Gutes, Gerechtes, Endgiltiges, welchem wir unbewußt entgegenschreiten, und welches unser Herz von dem eigensinnigen Bedürfnis nach Leben und Hoffnung schwellt?

Darum blickte Frau Karoline trotz allem Erduldeten

heiter darein, ihr Gesicht schaute immer noch jugendfrisch unter der schneeigen Haarkrone hervor, als habe sie auf der alternden Erde sich mit jedem neuen April verjüngt. Und bei der beschämenden Erinnerung an ihr Verhältnis mit Saccard fiel ihr der greuliche Schmutz ein, mit welchem die Liebe ebenfalls besudelt ist. Warum soll also das Geld an allem Schmutz und allen Freveln, die es veranlaßt, allein die Schuld tragen? Ist die Liebe etwa minder befleckt, sie, die das Leben hervorbringt?

Ende.